



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

**Selfstorage:**

Eine soziologische Untersuchung des Bedarfs nach  
zusätzlichem Lagerraum im Kontext der Pluralisierung  
der Lebensstile

Verfasserin

**Carmen Keckeis**

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Mag. rer. soc. oec.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:  
Studienrichtung lt. Studienblatt:

A 121

Diplomstudium Soziologie (rechts-, sozial und  
wirtschaftswissenschaftliche Studienrichtung)

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht

## DANKSAGUNG

An dieser Stelle möchte ich mich bei meinen Eltern und meinen Schwestern für ihre großzügige und liebevolle Unterstützung und ihre Vertrauen in mich bedanken. Ihr seid mir eine große Stütze in allen Bereichen meines Lebens! Bedanken möchte ich mich insbesondere auch bei meinem Freund, der mich im Prozess des Diplomarbeit-Schreibens aktiv begleitet hat und mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist.

Außerdem möchte ich meinen Freunden und Verwandten einen großen Dank aussprechen, die mir tatkräftig bei der Erstellung dieser Diplomarbeit durch nützliche Tipps, Hinweise, Diskussionen und Korrektur lesen behilflich waren.

In fachlicher Hinsicht gilt mein Dank Ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht, der mich während meiner Diplomarbeit betreut und umfangreich mit wertvollen Anregungen und Denkanstößen unterstützt hat.

Mein Dank gebührt auch Frau Mag. Alexia Gerhardus, die diese Studie initiiert und mir bei der Organisation der Datenerhebung im Sinne der Herstellung von Kontakten geholfen hat. In diesem Zusammenhang sei auch den Menschen Dank ausgesprochen, die sich die Zeit genommen haben, mir ein Interview zu geben.

# INHALTSVERZEICHNIS

Abbildungsverzeichnis .....	7
Tabellenverzeichnis .....	7
1. EINLEITUNG .....	8
2. EXPLORATION .....	11
2.1 Selfstorage – ein urbanes Phänomen.....	14
2.1.1 Die (zukünftige) Rolle urbaner Räume.....	15
2.1.2 Platzmangel aufgrund urbaner Dichte.....	17
2.1.3 Effektive Platznutzung durch kompaktes Wohnen in Kleinstwohnungen .....	17
2.2 Die Situation in Wien: Wien ist (nicht) anders .....	19
2.2.1 Wandel bevorzugter Wohnformen .....	20
2.2.2 Die Wiener Bauordnung als mögliche Ursache eines Mangels an Stau- und Lagerraum in Wien .....	21
2.2.3 Das ‘banale’ Bedürfnis Stauraum – die Nicht-Berücksichtigung bei Anbietern sowie Nachfragern von Wohnraum.....	23
2.3 Das Unternehmen ‘My Place - SelfStorage’: „Mein Platz für mehr Platz“.....	26
2.3.1 Die Kundenstrukturbeschreibung von ‘My Place’ .....	27
2.3.2 Einblicke in den Alltag bei ‘My Place’ .....	29
2.3.2.1 Die Durchführung der teilnehmenden Beobachtungen.....	30
2.3.2.2 Die Durchführung der Leitfadeninterviews .....	32
2.3.2.3 Ergebnisse der Leitfadeninterviews und der teilnehmenden Beobachtungen.....	33
2.3.2.3.1 Einbindung in den Stadtraum.....	34
2.3.2.3.2 Struktur der Standorte .....	36
2.3.2.3.3 Kundenkontakte – Die Relevanz sozialer Kompetenzen .....	37
2.4 Zusammenfassende Bemerkungen .....	40
3. PROBLEMSTELLUNG .....	41
3.1 These 1 – Die Pluralisierung der Lebensstile .....	43
3.2 These 2 – Die dynamische Wechselwirkung Individuen – Räume – Objekte.....	44
3.3 Kernbegriffe der Diplomarbeit .....	45
3.3.1 Die Pluralisierung der Lebensstile.....	45
3.3.1.1 Individualisierungstendenzen – Ein zweischneidiges Schwert .....	46
3.3.1.2 Das Konzept der Lebensstile .....	48

3.3.1.3	Die Verwendung des Begriffes der Pluralisierung der Lebensstile in dieser Diplomarbeit.....	51
3.3.2	Der Wandel des Wohnens aufgrund von Pluralisierungstendenzen .....	53
3.3.2.1	Was ist Wohnen? .....	53
3.3.2.2	Warum Menschen wohnen .....	56
3.3.2.2.1	Wohnen als Tätigkeit und Mittel zur Bedürfnisbefriedigung .....	56
3.3.2.2.2	Kritik am Bedürfniskonzept .....	57
3.3.2.2.3	Die Entstehung ‘falscher’ Wohnbedürfnisse durch das Zurückdrängen biologischer Bedürfnisse in den privaten Raum? .....	59
3.3.2.2.4	Wohnen als transaktionaler Prozess .....	61
3.3.2.3	Wohnkultur – Die Wohnung als Ausdruck der eigenen Persönlichkeit? .....	63
3.3.2.4	Wohnen als wesentlicher Bestandteil der Lebensqualität .....	65
3.3.3	Die Steigerung der Mobilität als Aspekt der Lebensstilpluralisierung.....	66
3.3.3.1	Dimensionen räumlicher Mobilität.....	67
3.3.3.2	Räumliche Mobilität als Potential.....	70
3.3.3.3	Einflussfaktoren hinsichtlich der Realisierung von Wohnmobilität .....	71
3.4	Die Pluralisierungsthese .....	74
3.4.1	Die Vielfalt ‘neuer’ Familien- und Haushaltsformen und deren Berücksichtigung am Wohnungsmarkt.....	74
3.4.1.1	Der ‘Idealtypus’ des modernen Wohnens.....	75
3.4.1.2	Die ‘neuen’ Wohnformen .....	76
3.4.1.3	Problematiken bei der Wohnbedürfnisforschung.....	79
3.4.1.4	Die ökonomische Dimension des Wohnens – die Wohnung als Ware .....	80
3.4.1.4.1	Historischer Rückblick zur Dynamik am Wiener Wohnungsmarkt .....	81
3.4.1.4.2	Aktuelle Entwicklungen am Wiener Wohnungsmarkt bis in die Gegenwart.....	83
3.4.1.5	Anpassung an neue Bedürfnisse durch Themenwohnen.....	85
3.4.1.6	Anpassung an variable Bedürfnisse durch Flexibilität, Variabilität und Nutzungsneutralität .....	85
3.4.1.7	Mögliche Auswirkungen der Vielfalt von Familien- und Haushaltsformen auf den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum .....	89
3.4.2	Die Zunahme von Mobilität .....	90
3.4.2.1	Kontexte ausgeprägter räumlicher Mobilität .....	91
3.4.2.2	Motive hinsichtlich der Realisierung räumlicher Mobilität.....	93
3.4.2.2.1	Residentielle Mobilität als Anpassungsstrategie .....	96
3.4.2.3	Mögliche Auswirkungen gesteigerter Mobilität auf den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum.....	97

3.4.3	Die Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung.....	99
3.4.3.1	Soziale Aspekte und Motive des Konsums.....	101
3.4.3.1.1	„Die feinen Unterschiede“ – Konsum als Mittel der Distinktion.....	103
3.4.3.1.2	Kritische Überlegungen in Hinblick auf die Aktualität der Ansätze.....	105
3.4.3.1.3	Die Konsumismusthese von Zygmunt Bauman.....	106
3.4.3.1.4	Zwangscharakter des Konsums vs. Symbolgehalt von Konsumgütern.....	108
3.4.3.2	Die These der Objekt-orientierten Sozialität von Knorr-Cetina.....	109
3.4.3.3	Mögliche Auswirkungen der Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung auf den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum.....	110
3.5	Die dynamische Wechselwirkung Individuen - Räume - Objekte.....	111
3.5.1	Die Wechselwirkungen im Einzelnen.....	114
3.5.2	Der Faktor Zeit.....	115
3.6	Zusammenschau der zentralen Annahmen und Ausblick bezüglich der weiteren Vorgehensweise.....	116
4.	METHODE.....	117
4.1	Warum eine Qualitative Forschung.....	117
4.2	Die Erhebung von Daten mit Hilfe problemzentrierter Interviews.....	118
4.3	Bewusste Auswahl der Stichprobe.....	119
4.4	Die Gestaltung und Durchführung der problemzentrierten Interviews.....	120
4.5	Die Transkription der Interviews.....	122
4.6	Maßgebende Prämissen bei der Auswertung des Datenmaterials und deren konkrete Umsetzung.....	123
4.7	Der Ablauf der Auswertung der problemzentrierten Interviews.....	125
5.	ERGEBNISSE.....	129
5.1	Kurzbeschreibung der Befragten.....	130
5.2	Kritische Bewertung der Dienstleistung Selfstorage durch die Befragten.....	139
5.3	Anstieg des Lagerraumbedarfs hinsichtlich der Dauer und der Größe.....	141
5.4	Wohnformen und Wohnbedürfnisse.....	142
5.4.1	Die Wohnsituation der Befragten – Ein Hinweis auf die ‘neue’ Vielfalt an Familien- und Haushaltsformen.....	142
5.4.2	Wohnzufriedenheit vs. Wohnwünsche – eine Paradoxon?.....	144
5.4.3	Grenzen der empirischen Wohnbedürfnisforschung.....	147
5.4.3.1	Die Bedeutung von Erfahrungswerten für die Formulierung von Wohnbedürfnissen.....	149
5.4.3.2	Unbedachtes Wohnen?.....	150

5.5	Die Bedeutungsdimensionen einer Wohnung .....	152
5.5.1	Bedeutungsdimension der Aneignung einer Wohnung .....	155
5.5.2	Symbolische Bedeutungsdimension einer Wohnung .....	160
5.5.3	Normative Bedeutungsdimension einer Wohnung .....	164
5.5.4	Emotionale Bedeutungsdimension einer Wohnung.....	170
5.5.5	Der Bedarf nach einem zusätzlichen Lagerraum im Kontext der Bedeutungsdimensionen einer Wohnung.....	173
5.6	(Wohn)Mobilität und die Mobilisierung von Objekten .....	176
5.6.1	Die Mobilitätsbereitschaft bei den Befragten .....	177
5.6.2	Bedenken hinsichtlich residentieller Mobilität .....	180
5.6.3	Merkmale mobilitätskonservativer Haltung.....	182
5.6.4	Auswirkungen des Mobilitätsverhaltens auf den Bedarf nach zusätzlichem Lagerraum.....	185
5.7	Die Bedeutung der uns umgebenden „Dingwelt“.....	185
5.7.1	Die ideelle Bedeutung von Objekten .....	188
5.7.2	Der Symbolcharakter von Objekten.....	190
5.7.4	Auswirkungen veränderter Objektbeziehungen auf den Bedarf nach zusätzlichem Lagerraum.....	192
5.8	Typisierung der Kunden.....	193
5.9	Diskussion der Thesen unter Einbezug der Ergebnisse der Interviewanalyse ...	197
5.10	Die Dienstleistung Selfstorage als Produkt der Übermoderne .....	201
6.	FAZIT .....	204
LITERATURVERZEICHNIS .....		208
Internetquellen .....		220
ANHANG .....		221
Angaben zur Durchführung der qualitativen Methoden.....		221
Leitfaden problemzentriertes Interview .....		222
Kurzbeschreibung (deutsch) .....		226
Abstract (english).....		227
Lebenslauf.....		228

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Anteil der städtischen Bevölkerung nach Regionen .....	16
Abbildung 2: Nagakin Capsule Tower .....	17
Abbildung 3: Micro-Compact-Home.....	18
Abbildung 4 und 5: Innenleben der 'My Place' Standorte – nebeneinandergereihte Lagerräume.....	26
Abbildung 6: Büroeingang .....	31
Abbildung 7: Eingangstor, 24-Stunden Abteile .....	31
Abbildung 8: Büroräumlichkeit zum Anmieten .....	34
Abbildung 9: Zugang zu den Büros .....	34
Abbildung 10: Standort Wattgasse .....	35
Abbildung 11: Gaudenzdorfer Gürtel .....	35
Abbildung 12: Eingangstor in Hirschstetten .....	36
Abbildung 13: Aufzüge und Wagen .....	36
Abbildung 14: Aufenthaltsbereich .....	37
Abbildung 15: Werbe-, Verpackungsmaterial .....	37
Abbildung 16: Dimensionen des Mobilitätsbegriffs.....	66
Abbildung 17: Determinanten von Wohnentscheidungen .....	73
Abbildung 18: Dynamische Wechselwirkung der Faktoren Individuen – Räume – Objekte .....	113
Abbildung 19: Ablaufmodell der Auswertung der problemzentrierten Interviews .....	128
Abbildung 20: Bedeutungsdimensionen einer Wohnung.....	154
Abbildung 21: Hinweisschild in den Aufzügen von 'My Place'.....	201

## Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Hauptwohnsitzwohnungen 2009 in Wien nach Bauperiode .....	23
Tabelle 2: Kundensegmentbeschreibung von 'My Place', 2009.....	28
Tabelle 3: Familien in Wien nach Familientyp .....	77
Tabelle 4: Privathaushalte in Wien 1971 - 2001 .....	77
Tabelle 5: Privathaushalte in Wien Prognose 2010-2050 .....	78
Tabelle 6: Familien nach Familientyp in Wien Prognose 2010-2050 .....	78
Tabelle 7: Haushaltskonstellation der Befragten zum Zeitpunkt der Befragung .....	142
Tabelle 8: Haushaltskonstellation der Befragten zum Zeitpunkt der Anmietung.....	143

# 1. EINLEITUNG

---

In den letzten Jahren ist ein regelrechter ‘Boom‘ hinsichtlich des Angebotes und der Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage in Wien zu verzeichnen. Gab es im letzten Jahrtausend, also vor gut einem Jahrzehnt, für Privatpersonen noch kaum eine Möglichkeit, außerhalb des eigenen Wohnungsverbandes einen zusätzlichen Lagerraum mit nur wenigen Quadratmetern Fläche anzumieten, so werden in den letzten Jahren auch in zentrumsnahen Gebieten Wiens immer mehr Gebäude solcher Dienstleistungsunternehmen sichtbar. Auch die Zahl der Anbieter steigt. Selfstorage ist eine Dienstleistung, die seinen Kunden zusätzlichen Platz in Form eines Lagerraumes anbietet, der angemietet werden kann, um persönliche Besitztümer einzulagern. Erkennbar ist dieser ‘Boom‘ insbesondere an der Entwicklung des Unternehmens ‘My Place – Selfstorage‘, das in Wien „klarer Marktführer“<sup>1</sup> ist und somit zur Veranschaulichung dieses Trends herangezogen werden kann: wurde im Jahre 1999 die erste Filiale in Wien-Strebersdorf errichtet, so betreibt das Unternehmen inzwischen (Stand: November 2011, 12jähriges Bestehen des Unternehmens) bereits sieben Standorte in Wien. Insgesamt betreibt das Unternehmen im deutschsprachigen Raum über 32 Standorte, davon 22 in Deutschland, zwei in der Schweiz und acht in Österreich – der achte Standort befindet sich in Graz. Das Unternehmen verfügt dabei über 268.403 m<sup>2</sup> Gesamtfläche an vermietbarer Fläche, was 34.447 Lagerabteilen entspricht, die zwischen 1 und 50 m<sup>2</sup> groß sind. Bis zum Ende des Jahres 2011 ist die Fertigstellung und Eröffnung von drei weiteren Filialen geplant, zwei davon in Deutschland, eine in Wien im 19. Bezirk. Die geplante Eröffnung weiterer Filialen weist darauf hin, dass die Nachfrage keineswegs erschöpft oder der Markt übersättigt ist. Offensichtlich gibt es einen gesteigerten Bedarf nach Stau- und Lagerraum, der im Wohnverband vieler Individuen nicht erfüllt wird. Diese Dienstleistung scheint einen Nerv der Zeit getroffen zu haben.

Das Unternehmen ‘My Place‘ bekundete sein Interesse an einer Studie, die sich mit der Thematik Selfstorage auseinandersetzt. Angesichts dieses ‘Booms‘ und somit der Aktualität dieses Themas, entschied ich mich dafür, diese Dienstleistung im Rahmen meiner Diplomarbeit zu untersuchen. Der Fokus in liegt jedoch nicht auf der Dienstleistung ‘Selfstorage‘ im gesamten deutschsprachigen Raum, sondern auf der Wien-spezifischen Situation. Die Ausgangsforschungsfrage lautet daher:

*Warum trifft die Dienstleistung Selfstorage in Wien auf eine so große Nachfrage und worauf ist dieser ‘Boom‘ zurückzuführen?*

---

<sup>1</sup> Allgemeine Informationen über die Dienstleistung Selfstorage, sowie aktuelle Daten und Fakten, die in diesem und dem folgenden Kapitel Erwähnung finden, wurden der Homepage des Unternehmens ‘My Place‘ ([www.myplace.at](http://www.myplace.at)), und dabei insbesondere der Rubrik Presse (<http://presse.myplace.eu/index.php?id=109>) entnommen.

Bei der anfänglichen Beschäftigung mit der Forschungsfrage kam ich zu dem Schluss, dass sie nur durch die Betrachtung einer damit zusammenhängenden Frage beantwortet werden kann, die lautet, warum Platzmangel in Bezug auf persönlich nutzbare Wohn- und/oder Lagerraumfläche überhaupt gegeben ist und welche Faktoren diesen bedingen. Eine Antwort darauf liefert der Sachverhalt, dass Selfstorage ein urbanes Phänomen ist und daher mit der Dichte städtischer Räume zusammenhängt. In Wien kann auf der einen Seite die Bebauung durch ausreichend vorhandene Stadtentwicklungs- und Stadterweiterungsgebiete noch weiter ausgedehnt werden. Auf der anderen Seite ist in innerstädtischen Gebieten jedoch eine zunehmende Verdichtung der Wohnnutzungsintensität festzustellen. Der Mangel an persönlich nutzbarem Platz scheint ein präzentes Problem zu sein, was an der großen Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage abgelesen werden kann. Um die Forschungsfrage angemessen beantworten zu können, müssen daher sowohl strukturelle Faktoren, wie der Wohnungsmarkt, als auch individuelle Faktoren bzw. Hintergründe, wie die Veränderungen von Wohnbedürfnissen und -wünschen, der Wandel von Lebensumständen, etc. berücksichtigt werden. In diesem Zusammenhang wurden weiterführende Unterfragen formuliert:

- *Welche Beweggründe führen zu der Anmietung eines Lagerraumes außerhalb des eigenen Wohnverbandes? Worauf ist die subjektive Meinung, 'zu wenig' Platz innerhalb der eigenen Wohnung zu haben, zurückzuführen?*
- *Inwiefern hängt das Gefühl 'zu wenig Platz' im eigenen Wohnverband zu haben mit einem 'zu viel' an persönlichen Gütern zusammen? Welche anderen Einflüsse können in diesem Zusammenhang herausgefiltert werden?*
- *Welche Umstände führen zu einem Bedarf nach 'mehr persönlich nutzbarem Platz'? Inwieweit hängt dieser Bedarf nach 'mehr Platz' mit der aktuellen oder veränderten Wohn- und Arbeitssituation und/oder geänderten Lebenslagen- und -formen zusammen?*
- *Welche Auswirkungen hat die Schaffung von zusätzlich nutzbarem Platz auf die eigene Wohnsituation?*

Um mich diesen Fragen anzunähern, versuchte ich in einem ersten Schritt im Rahmen der Literaturrecherche, Studien oder Forschungen zu finden, die sich mit dem Thema Selfstorage und den Ursachen von Platzmangel im Kontext urbanen Wohnens beschäftigen. Darauf aufbauend sollten Hypothesen formuliert und die weitere Vorgehensweise konkretisiert werden. Jedoch konnte ich keine wissenschaftlichen Studien ausmachen, die den individuellen Bedarf nach zusätzlichem Lagerraum und die damit in Verbindung stehenden gesellschaftlichen Trends und Ursachen thematisierten, was mich darin bekräftigte, diese Untersuchung durchzuführen.

Da die Thematik Selfstorage und der damit zusammenhängende Aspekt des Platzmangels innerhalb der eigenen Wohnsituation in Hinblick auf deren gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge und Hintergründe, scheinbar wenig bis gar nicht erforscht wurden, soll in dieser Diplomarbeit möglichst explorativ und offen vorgegangen werden, um den Bedarf nach dieser Dienstleistung und somit nach einem zusätzlichen Lagerraum in möglichst vielen Facetten erfassen zu können. Aufgrund dessen entschied ich mich für eine Vorgehensweise, die mehrere qualitative Methoden miteinander kombiniert

– teilnehmende Beobachtungen an Standorten von ‘My Place’, Leitfadengespräche mit Angestellten des Unternehmens, dem geschäftsführenden Gesellschafter des Unternehmens Martin Gerhardus, und einer Sozialarbeiterin im Bereich der Wohnungslosenhilfe, sowie problemzentrierte Interviews mit ehemaligen oder aktuellen Kunden des Unternehmens. Durch diese Vorgehensweise sollte dem Ansatz der „systematischen Perspektiven-Triangulation“ (Flick 2006: 81) entsprochen werden, indem „möglichst unterschiedliche Aspekte eines Problems“ (ebenda) berücksichtigt werden.

Gegliedert wird die Diplomarbeit in sechs Kapitel, in denen als Ursachenbegründung der großen Nachfrage nach dieser Dienstleistung sowohl Faktoren auf der Individualebene, als auch auf der strukturellen Ebene berücksichtigt werden. Die Struktur der Arbeit orientiert sich dabei am Untersuchungsverlauf der Studie.

Nach dem ersten Kapitel, der Einleitung, folgt im zweiten Kapitel eine Analyse der Dienstleistung Selfstorage als urbanes Phänomen sowie des Unternehmens ‘My Place’, um einen Einblick in die Hintergründe und Abläufe der Dienstleistung zu erhalten. In diesem Kapitel werden darüber hinaus die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtungen und der Leitfadengespräche diskutiert.

Aus den Erörterungen des zweiten Kapitels, und hier insbesondere aus der Auswertung der teilnehmenden Beobachtungen und der Leitfadengespräche, wurden zwei Thesen bezüglich der Hintergründe des Bedarfs nach zusätzlichem Lagerraum aufgestellt. Im dritten Kapitel werden diese Thesen unter Einbezug einschlägiger Literatur diskutiert, sowie die damit zusammenhängenden Kernbegriffe, die in dieser Diplomarbeit Anwendung finden, definiert.

Daran anschließend wird in Kapitel vier detailliert auf die angewandte Methode der Erhebung von Daten mittels problemzentrierter Interviews eingegangen, auf deren Basis die zentralen Ergebnisse dieser Diplomarbeit ermittelt werden. Hier werden zudem die maßgebenden Prämissen hinsichtlich der Auswertung des Datenmaterials und deren konkrete Umsetzung erörtert.

Das fünfte Kapitel hat die Ergebnisse der Auswertung der problemzentrierten Interviews zum Inhalt und orientiert sich dabei am Kategorienschema, welches im Rahmen der Analyse des Datenmaterials entwickelt wurde. In diesem Kapitel werden überdies die Ergebnisse mit den beiden in Kapitel drei formulierten Thesen verknüpft. Zudem wird dort die Behauptung aufgestellt und diskutiert, dass die Dienstleistung Selfstorage ein Produkt der Übermoderne im Sinne Augés ist.

Zum Schluss werden im sechsten und letzten Kapitel dieser Diplomarbeit, dem Fazit, die Antworten auf die Forschungsfragen zusammenfassend erörtert, sowie über die Dienstleistung Selfstorage und deren Bedeutung für ihre Kunden reflektiert.

## 2. EXPLORATION

---

Die Idee der Dienstleistung Selfstorage kommt ursprünglich aus den USA, wo bereits in den 50er Jahren einfache Garagenzeilen zu Verfügung gestellt wurden, die für die Einlagerung von Gütern angemietet werden konnten. Daher stammt auch der Name ‘Selfstorage’, zu Deutsch ‘Selbsteinlagerung’ – die Dienstleistung inkludiert ausschließlich die Vermietung von persönlich nutzbarem Platz. Wie über den angemieteten Raum verfügt wird, bleibt den Mietern selbst überlassen, genauso wie das Um-, Ein- und Ausräumen. Die zentralen Aspekte hinter dieser Dienstleistung sind die Platzbedürfnisse und der subjektiv empfundene Platzmangels innerhalb der eigenen Wohnsituation, den die Kunden mit der Anmietung eines Lagerraumes kompensieren möchten. Der ICC International Building Code definiert ein Gebäude, das für die Dienstleistung Selfstorage genutzt wird, folgendermaßen (in: McKinley 2006: 7):

*“Real property designed and used for the purpose of renting or leasing individual storage spaces to customers for the purpose of storing and removing personal property on a self storage basis. A self-service storage facility is not a warehouse (...). Self Storage is the term applied to facilities offering rental on a month-to-month basis where the tenant applies her lock and has sole access to the unit. No bailment is created by the facility, i.e., no care, custody or control. It is the rental of “air space” not physical boundaries”.*

Im deutschsprachigen Raum existierte diese Art der Dienstleistung bis 1999, als das Unternehmen ‘My Place’ gegründet wurde, nur marginal in Deutschland. In Österreich gab es nur wenige Möglichkeiten für Privatpersonen einen Stau- oder Lagerraum anzumieten, etwa durch die Anmietung eines zusätzlichen Kellerabteils. In den USA war die gewerbliche Form der Dienstleistung ‘Selfstorage’ jedoch bereits 1999 „Gang und Gebe“<sup>2</sup>. In Europa kommt Großbritannien diesbezüglich eine Vorreiterrolle zu.

Vor der Gründung des Unternehmens ‘My Place – Selfstorage’ hatte die jetzige Unternehmensführung daher Zweifel, ob diese Dienstleistung nur im angelsächsischen Raum Anklang findet. Diese konnten, laut dem geschäftsführenden Gesellschafter Martin Gerhardus, jedoch weitgehend aus dem Weg geräumt werden, da es damals bereits Anbieter in den Benelux-Staaten und in Skandinavien gab, deren Angebot auf rege Nachfrage traf.<sup>3</sup> Außerdem ergaben eingehende Analysen des deutschsprachigen Marktes, die vor der Gründung des Unternehmens „in den wesentlichen deutschsprachigen Großstädten“<sup>4</sup> durchgeführt wurden, dass ein zusätzlicher Bedarf an Stauraum ungefähr in jedem fünften Privathaushalt gegeben ist, es jedoch im deutschsprachigen Raum so gut wie keine Anbieter dieser Art von Dienstleistung gab. Das bis dahin verfügbare Angebot an mietbarem Stau-

---

<sup>2</sup> <http://presse.myplace.eu/>

<sup>3</sup> Quelle: Leitfadeninterview mit Martin Gerhardus am 28.01.2010

<sup>4</sup> Zitat geschäftsführender Gesellschafter Martin Gerhardus unter: <http://presse.myplace.eu/index.php?id=109>

und Lagerraum richtete sich in Österreich weitestgehend an Firmenkunden, die Lagerräume waren dementsprechend zu groß oder für die Einlagerung privater Güter wie Möbel und anderer Hausrat wenig geeignet. Die stetig wachsende Zahl von Privatkunden zeigt, dass das Unternehmen bei seiner Gründung in Österreich eine Marktlücke gefüllt hat – das Angebot richtet sich nicht nur an Firmen, sondern durch die Vermietung von kleinen Abteilen ab 1 m<sup>2</sup> insbesondere an Privatkunden. Vor allem diese kleinen Lagerräume im einstelligen Quadratmeterbereich werden von Privatpersonen nachgefragt.

Aktuelle Zahlen belegen, dass die Dienstleistung ‘Selfstorage’ in den USA von der Bevölkerung in viel höherem Umfang genutzt wird, als im deutschsprachigen Raum. Ein paar Zahlen dazu: im Jahr 2009 gab es in den USA 0,78 m<sup>2</sup> vermietbare Selfstorage-Fläche pro Einwohner, in den deutschsprachigen Ländern (Österreich, Schweiz, Deutschland) nur 0,004 m<sup>2</sup>. Das Angebot ist in den USA demnach um ein vielfaches höher. Der US-amerikanische Markt ist aber dennoch nicht übersättigt – die durchschnittliche Auslastung lag im Jahr 2009 bei 71,8 %, was eine tatsächlich vermietete Fläche von 0,56 m<sup>2</sup> pro Einwohner ergibt.<sup>5</sup> Einen ähnlichen Umfang vermieteter Fläche pro Person wird es im deutschsprachigen Raum aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geben, da sowohl die Bauweise, als auch das Mobilitätsverhalten nicht vergleichbar mit der Situation in den USA sind.

Seit 1999 gibt es im deutschsprachigen Raum, wie in der Einleitung bereits kurz erörtert wurde, dessen ungeachtet jedoch einen regelrechten ‘Boom’ hinsichtlich des Angebotes und der Nachfrage nach dieser Dienstleistung. Der rapide und andauernde Anstieg des Angebots sowie der Nachfrage dieser Dienstleistung in Wien ist anhand der Errichtung von sieben Standorten innerhalb von 12 Jahren mit gleichzeitigem, ununterbrochenem Wachstum des Umsatzes und stetig steigender Nachfrage abzulesen. Dieser letzte Punkt gilt vor allem in Bezug auf die Privatkunden, die durchschnittlich mehr als zwei Drittel der Gesamtkunden der Standorte ausmachen.

Der Fokus in dieser Diplomarbeit liegt jedoch, wie bereits erwähnt, nicht auf der Dienstleistung ‘Selfstorage’ im gesamten deutschsprachigen Raum, sondern auf der Wien-spezifischen Situation. Da das Unternehmen ‘My Place – Selfstorage’ in Wien Marktführer ist und bekundete, Interesse an einer Studie im Rahmen einer Diplomarbeit zu haben und mir großzügig Hilfe bei meinen Recherchen und hinsichtlich der Herstellung von Kontakten zu Kunden anbot, kam ich zu der Entscheidung, die Analyse auf das Unternehmen ‘My Place – Selfstorage’ einzugrenzen. Da in weiterer Folge strukturelle Ursachen und gesamtgesellschaftliche Hintergründe der großen Nachfrage nach dieser Dienstleistung und die persönlichen Gründe einer Anmietung eines Lagerraumes im Zentrum der Analyse stehen, stellt diese Einschränkung auf ein einzelnes Unternehmen keine Verzerrung der Ergebnisse dar, vor allem aufgrund der schon erwähnten marktführenden Position des Unternehmens in Wien. Somit wurde in weiterer Folge der gesamte Prozess der Datenerhebung auf dieses Unternehmen und dessen Kunden beschränkt. Eine weitere Einschränkung wurde außerdem vorgenommen: das Kundensegment der Firmenkunden wird im Rahmen der Forschungsfragen dieser Diplomarbeit als nicht relevant gesehen. Von Interesse sind die privaten Kunden und deren verschiedene, persönliche Motive einen Lagerraum anzumieten, welche Dinge eingelagert werden, etc.

---

<sup>5</sup> Pressemitteilung ‘My Place-SelfStorage’ vom 15. Juni 2010; <http://presse.myplace.eu/>

Um sich der Beantwortung der Fragestellungen, die in der Einleitung bereits Erwähnung fanden, anzunähern, soll in diesem Kapitel einleitend die Dienstleistung Selfstorage beschrieben werden. Hierfür wird zuerst darauf eingegangen, dass diese Dienstleistung ein urbanes Phänomen ist. In dem Zusammenhang werden spezifische, städtische Problemlagen erläutert, die Hinweise auf den Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum geben, um daran anschließend die spezifische Situation in Wien zu erörtern. Es ist an dieser Stelle noch darauf hinzuweisen, dass die folgenden Ausführungen nur Hinweise auf den Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum liefern, beziehungsweise auf das vorhandene 'Potenzial', d.h. wie viele Menschen in Wien tatsächlich zu wenig Stau- und Lagerräumlichkeiten haben könnten. Jedoch mieten diese Menschen nicht automatisch einen zusätzlichen Lagerraum an. Man kann anhand der nachstehenden Ausführungen aber erkennen, warum die Dienstleistung Selfstorage in Wien eine beträchtliche Nachfrage zu verzeichnen hat.

Anschließend wird das Unternehmen 'My Place' kurz dargestellt und den Fragen nachgegangen, warum die Nachfrage nach dieser Dienstleistung in Wien so groß ist, wer einen zusätzlichen Lagerraum benötigt und warum. Hierfür kann anhand der Kundensegmentbeschreibung, die das Unternehmen 'My Place' angefertigt hat, um die Kunden hinsichtlich der Anmietungsgründe und der eingelagerten Habseligkeiten zu charakterisieren, ein erster Einblick gewonnen werden. Eine genauere Analyse der Hintergründe, also der individuellen Gründe und Ursachen für einen Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum, wird später anhand von Kundenbefragungen vorgenommen.

Um einen detaillierteren Einblick in die Dienstleistung Selfstorage zu erhalten, da diese spezifische Form des Themas Platzmangel auch für mich neu war, wurden im Rahmen der Diplomarbeit Beobachtungen an drei Standorten von 'My Place', sowie Leitfadeninterviews mit fünf Angestellten und dem geschäftsführenden Gesellschafter Martin Gerhardus durchgeführt. Überdies wurde eine Sozialarbeiterin im Bereich der Wohnungslosenhilfe interviewt, die mir von Erfahrungen ihrer Klienten mit dieser Dienstleistung und von der Bedeutung eines Lagerraums für ihre Klienten, sofern sie sich einen Lagerraum leisten können, berichtete. Die Ergebnisse dieser angewandten Methoden werden ebenfalls in diesem Kapitel diskutiert.

## 2.1 Selfstorage – ein urbanes Phänomen

McKinley (2006) untersucht in seiner Masterarbeit die Dienstleistung Selfstorage unter anderem von einer städtebaulichen Perspektive her – welche ästhetischen und architektonischen Qualitäten muss ein Selfstorage-Standort erfüllen, damit eine Bauerlaubnis erteilt wird und welche neuen Gebäude in welchem städtebaulichen Kontexten eher abgelehnt werden. Der Fokus seiner Masterarbeit liegt auf einer „Go or no-Go“ Analyse, bei der er Faktoren herausarbeitet, auf die bei der Entscheidung, ob ein Standort vom wirtschaftlichen Standpunkt her geeignet ist oder nicht, geachtet werden sollte. Das wichtigste Kriterium für den Erfolg eines Standortes ist, dass er sich in einem urbanen Gebiet befindet. McKinley führt dazu Zahlen von Mietern in den USA an: 86% der Mieter eines Selfstorage Lagerraums leben in „urban“ oder „suburban areas“, nur 14% in „rural areas“. (Mc Kinley 2006: 42) Außerdem sollten in einem Umkreis von fünf Meilen über 50.000 Menschen wohnen und in diesem Radius im Idealfall ein Bevölkerungswachstum prognostiziert werden. Das durchschnittliche Haushaltseinkommen in diesem Radius sollte mit dem durchschnittlichen Einkommen des Staates vergleichbar sein. Außerdem sollte auf die Konkurrenz in der Umgebung geachtet werden, z.B. wie viele andere Anbieter bereits im Umfeld vorhanden sind etc. Auch der Verkehr spielt eine wichtige Rolle: eine gute Verkehrsanbindung des öffentlichen und privaten Verkehrs, sowie die Lage des Standortes an mindestens eine stark befahrene Straße.<sup>6</sup>

Auch Martin Gerhardus erwähnte während des Leitfadeninterviews solche Faktoren, die bei der Entscheidung für oder gegen einen Standort zu berücksichtigen sind. Zunächst muss eine passende Immobilie an einem geeigneten Standort gefunden werden, was ihm zufolge sehr schwierig ist, da Immobilien ein sehr beschränktes Gut sind. Außerdem dauert es laut Gerhardus meist relativ lange, bis man eine Baugenehmigung erhält. Die relevanten Standortfaktoren für ‘My Place’ sind: dass die Immobilie an einer stark befahrenen Straße sein sollte, an der täglich mindestens 20.000 Autos vorbeifahren, sie muss gut sichtbar und sich in einem Wohngebiet (kein reines Gewerbegebiet) befinden, damit im Umkreis genügend Haushalte vorhanden sind, die diese Dienstleistung bei Bedarf nutzen werden. Das wichtigste Kriterium jedoch ist, dass der Standort in einem urbanen Gebiet situiert ist, genauer in einem Ballungsraum mit mindestens 500.000 Einwohnern. Aufgrund dessen befinden sich fast alle österreichischen ‘My Place’-Standorte in Wien. Gerhardus zufolge stellt bereits Graz, wo sich der einzige ‘My Place’-Standort außerhalb Wiens befindet, ein „Grenzfall“ dar.<sup>7</sup> Damit ist ein Hinweis in Bezug auf einen wichtigen Aspekt erbracht: Die Dienstleistung Selfstorage ist ein urbanes Phänomen und hängt mit der Dichte der Städte, sowie der spezifischen Bau- und Lebensweise in verdichteten Gebieten, zusammen.

Städte hatten und haben hinsichtlich gesellschaftlicher Entwicklungen immer eine Vorreiterrolle inne, da durch die höhere Geschwindigkeit, Mobilität und Dichte urbaner Räume „die Stadt (...) der Ort [ist], wo ein sozialer Wandel initiiert wird, neue soziale Bewegungen entstehen und technische und künstlerische Innovationen geschaffen werden“ (Fischer 1995. In: Schacherl 1996: 19) Durch Veränderungen städtischer Strukturen und Lebensweisen kann man „tiefgreifende Veränderungen in der entsprechenden Gesellschaft“ erkennen. (Schacherl 1996: 19)

<sup>6</sup> Detailliertere Auflistung und Beschreibung siehe McKinley (2006)

<sup>7</sup> Quelle: Leitfadeninterview mit Martin Gerhardus am 28.01.2010

Die Dienstleistung Selfstorage hängt insbesondere mit der veränderten Wohnweise zusammen, was in weiterer Folge genauer erläutert werden wird. Ein interessanter Aspekt in diesem Zusammenhang ist, dass die Herausbildung der heutigen Wohnweise laut Häußermann und Siebel (1996: 20ff.) wiederum nur durch die Entwicklung und Organisation der Städte möglich gewesen ist. Städtische Strukturen haben somit großen Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen und urbane Räume sind oftmals Ausgangspunkt tiefgreifender Veränderungen.

Aufgrund des Zusammenhanges der Dienstleistung Selfstorage mit städtischen Strukturen, wird nun auf die gegenwärtige und zukünftige Rolle der Städte als Siedlungsform und auf das Problem urbaner Dichte, das als wesentliche Ursache für die Nachfrage nach dieser Dienstleistung gesehen wird, eingegangen. Daran anschließend wird die spezifische Situation in Wien analysiert.

### **2.1.1 Die (zukünftige) Rolle urbaner Räume**

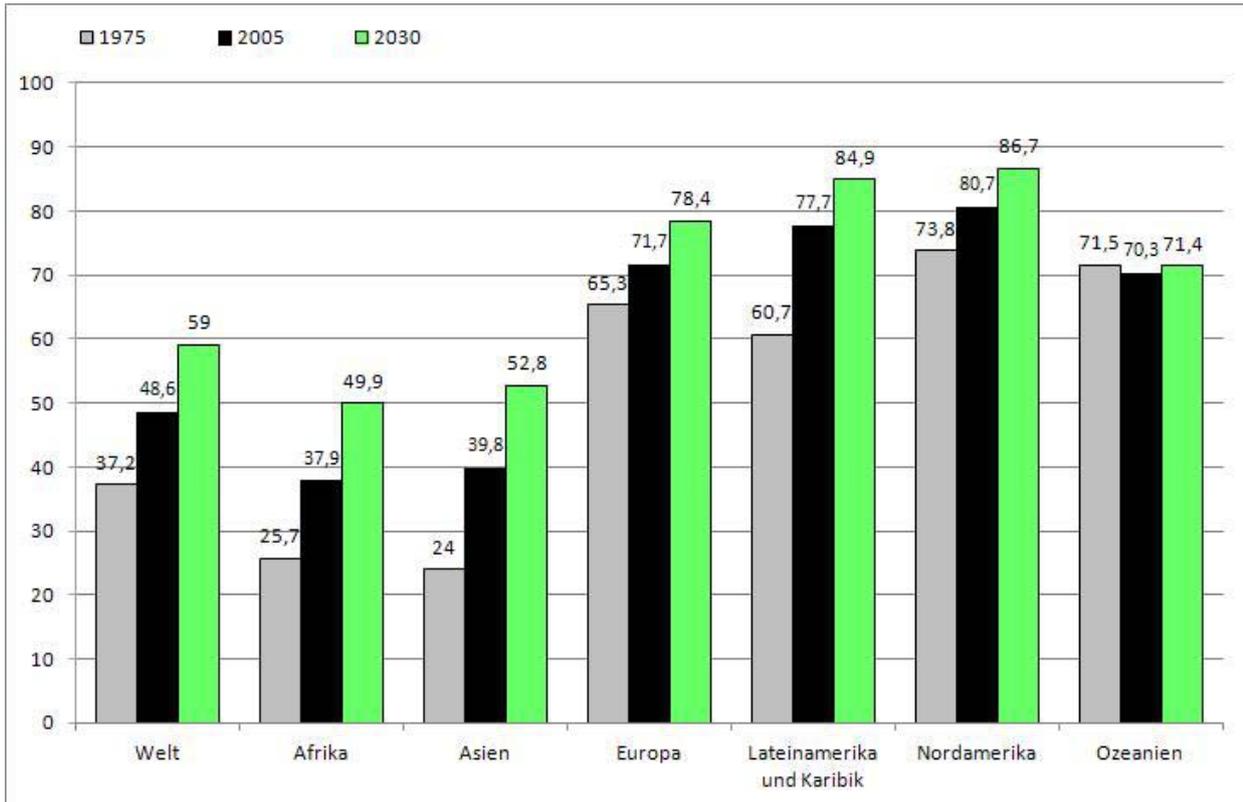
Laut der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung liegt die Zukunft der Menschheit in Städten. So hat im Jahr 2008, zum ersten Mal in der Geschichte, die Hälfte der Menschen in urbanen Gebieten gelebt.<sup>8</sup> Außerdem wird der Anteil der städtischen Bevölkerung in allen Regionen der Welt weiter steigen: von 37,2% im Jahr 1975 auf 48,6% im Jahr 2005; die Bevölkerungsprognose der Vereinten Nationen prognostiziert einen weiteren Anstieg des Anteils der städtischen Bevölkerung auf 59% im Jahr 2030 (siehe Abbildung 1).

In Europa wird ein Anstieg der städtischen Bevölkerung von 71,7% im Jahr 2005 auf 78,4% im Jahr 2030 prognostiziert. In Nordamerika, wo der Grad der Urbanisierung schon 1975 um einiges höher war als in Europa (Europa: 65,3%; Nordamerika: 73,8%), wird ebenfalls ein Ansteigen des Anteils der Bevölkerung, der in Städten wohnt, vorhergesagt: von 80,7% im Jahr 2005 auf 86,7% im Jahr 2030.

---

<sup>8</sup> Bei diesen Zahlen muss beachtet werden, dass beim Anteil der Menschen, die in urbanen Gebieten leben, der Anteil der Gesamtbevölkerung gemeint ist, der in Gebieten lebt, die in dem jeweiligen Land als „urban“ bzw. „städtisch“ definiert werden. „Einige Länder bezeichnen Siedlungen mit 100 Häusern oder mehr bereits als „städtisch“, andere zählen hierzu nur die Hauptstadt eines Landes oder Provinzhauptstädte.“ DSW-Datenreport 2009. Soziale und demographische Daten zur Weltbevölkerung. Population Reference Bureau. [www.weltbevoelkerung.de](http://www.weltbevoelkerung.de)

**Abbildung 1: Anteil der städtischen Bevölkerung nach Regionen**



Grafik: Eigene Darstellung

Quelle: United Nations, World Urbanization Prospects: The 2009 Revision.

Demgegenüber steht die Schrumpfung der Städte, die das starke Absinken der Einwohnerzahl in Städten beschreibt, Phänomenen wie der Suburbanisierung und der De-Industrialisierung zugeschrieben wird, und in den letzten Jahren ein stark diskutiertes Thema innerhalb der Stadtplanung geworden ist. Diese Entwicklung stellt für manche Städte ein großes wirtschaftliches und demografisches Problem dar. Für Wien ist ein Trend in diese Richtung jedoch nicht festzustellen und scheint sich auch in Zukunft nicht festzusetzen. Laut dem Hauptszenario der Bevölkerungsprognose der Statistik Austria von 2009 wird die Bevölkerung in Wien von 1.700.295 im Jahr 2010 auf 1.816.478 2020 und dann weiter auf 2.055.513 Personen bis 2050 ansteigen<sup>9</sup>. Setzt sich der Bevölkerungswachstumstrend in Wien weiter fort bzw. bewahrheitet sich das Hauptszenario der Statistik Austria, werden entweder in bereits dichtverbauten innerstädtischen Gebieten von Wien, eine dichtere Bauweise bzw. der Bau kompakterer Wohnungen, oder hohe Investitionen in Wohnbautätigkeiten bzw. in Stadterweiterungsgebiete und deren qualitative, insbesondere infrastrukturelle Verbesserung erforderlich sein.

<sup>9</sup> [http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/bevoelkerung/demographische\\_prognosen/bevoelkerungsprognosen/027317.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/demographische_prognosen/bevoelkerungsprognosen/027317.html)

### 2.1.2 Platzmangel aufgrund urbaner Dichte

Der gegenläufige Trend zur ‘Schrumpfung’ der Städte, mit dem ebenfalls viele Großstädte zu kämpfen haben, ist die steigende Bevölkerungs- und Gebäudedichte bei zu gering vorhandenem Stadterweiterungspotential. Das von der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung prognostizierte Wachstum der Städte kann zu einer Verschärfung dieses Problems beitragen. In vielen Städten wird der Mangel an ausreichend Platz daher durch eine kompakte bzw. verdichtete Bauweise kompensiert. Die bekannteste und meist verbreitete Form dieses kompakten Bauens stellt das Hochhaus dar – auf relativ wenig Grundfläche wird durch das Bauen in die Höhe viel nutzbare Fläche geschaffen. Dieses kompakte oder verdichtete Wohnen ist für viele Stadtplaner und Architekten, auch wenn sich der Großteil der Bevölkerung ein Einfamilienhaus wünscht, aus ökologischer und sozialer Sicht notwendig. (vgl. Mästle 2006) Unterschieden wird hinsichtlich des kompakten Bauens von Wohnhäusern zwischen zwei Arten der Verdichtung: 1) vertikale (Stapelung von Wohneinheiten) und 2) horizontale (Reihung von Wohneinheiten, Bsp.: Reihenhäuser). (Rughöft 1992: 183) Eine extreme Form des kompakten Wohnens sind Kleinstwohnungen, die auch Minimalhäuser genannt werden. Solche Projekte werden beispielsweise für Forschungsstationen in unwirtlichen und schwer zu bebauenden Umgebungen realisiert, aber auch in hoch verdichteten Städten, in denen Wohnungsknappheit herrscht und aufgrund der Dichte generell wenig Platz vorhanden ist. Das Hauptaugenmerk bei der Entwicklung von Kleinstwohnungen liegt bei maximaler Funktionalität auf minimalem Raum.

### 2.1.3 Effektive Platznutzung durch kompaktes Wohnen in Kleinstwohnungen

Abbildung 2: Nagakin Capsule Tower<sup>10</sup>



In hoch verdichteten Städten ist kompaktes Wohnen in Hochhäusern aufgrund des Platzmangels notwendig. Ein Wohntyp, der aus dem vorhandenen Platzmangel hervorgeht, ist zum Beispiel die Kleinstwohnung, bei deren Entwicklung ein Trend hin zur effektiven Platznutzung in seiner am stärksten ausgeprägten Form zu erkennen ist. In Tokio wurden bereits 1972 als Reaktion auf die hohe Dichte vom Architekten Kisho Kurokawa sogenannte Minimalwohnungen gebaut. Das Ergebnis ist der Nagakin Capsule Tower, an dessen Schaft die einzelnen Wohnzellen befestigt werden, die je 2,3 m × 3,8 m × 2,1 m groß sind und über ein Bett, Regal, Schreibtisch und Bad verfügen. Die einzelnen Kapseln sind zudem dafür geeignet, bei einem Ortswechsel von den Besitzern mitgenommen zu werden. Dort könnte die Kapsel dann in eine ähnliche Struktur wieder integriert werden. Diese Idee wurde jedoch nie realisiert, der Turm wurde bisher nicht ergänzt oder anderweitig verändert.

<sup>10</sup> <http://www.habiter-autrement.org/08.minimaliste/contributions-08/minimalhaus.pdf>

**Abbildung 3: Micro-Compact-Home<sup>11</sup>**



täglichen Lebens (Kochen, Schlafen, Arbeiten und Hygiene) untergebracht. Der flexible Wohnraum ist „bis ins kleinste detail durchgeplant. durch schieben, klappen und ziehen entsteht zum beispiel wahlweise eine schlafgelegenheit oder sitzflächen für 5 personen.“<sup>12</sup> Außerdem können diese Wohnwürfel auf einem Anhänger transportiert und zu einer Wohnanlage beliebiger Größe zusammengesetzt werden.

Beobachten kann man den Trend hin zur effektiven Platznutzung innerhalb von Wohnräumen auch am Angebot von großen Möbelhäusern: viele Einrichtungsgegenstände besitzen bereits veränderbare Funktionalitäten oder können durch schieben oder ziehen ihre Größe ändern oder durch einfache Griffe den Platzbedarf reduzieren (Auszieh-Schlafcouch, Klapptische, ...). Veränderbare und flexible Gegenstände, um den vorhandenen Platz effektiv nutzen zu können, finden zunehmend Eingang in die Wohnkultur.

Die Entwicklung von rein funktionalen Möbeln fand in Wien ihren Eingang schon Ende der 20er Jahre. Einbaumöbel, neue Aufbaumöbel und funktionaler, zweckmäßiger Hausrat wurden durch die sozialdemokratische Führung im Gemeinderat, sozialistische Reformer im sozialen Bereich sowie avantgardistische Eliten im Kunst und Kulturbereich, eigens für das Proletariat entwickelt. Die Versuche, die funktionalen Möbel „als ‚den Stil‘ für die Arbeiterschaft durchzusetzen, schlugen jedoch fehl. Dieser Stil wurde auch in seiner Weiterführung nach dem Krieg von der Arbeiterschaft nicht angenommen. Die Erwerbung alter Stilmöbel der bürgerlichen Tradition wurde bevorzugt. Die *Norm des bürgerlichen Stils* setzte sich durch.“ (Wagenhofer 2003: 53. Hervorhebung im Original)<sup>13</sup>

Ändert sich der Wohntyp hin zur Kleinstwohnung, hat man den Vorteil hoher Funktionalität, jedoch wird Platz für Abstell- oder Staumöglichkeiten bei diesem Wohntyp nicht, oder nur sehr gering eingeplant. Ein solcher Trend würde demnach sehr wahrscheinlich auch die Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage anwachsen lassen.

<sup>11</sup> [http://peterthink.blogs.com/thinking/\\_pics\\_current\\_1.jpg](http://peterthink.blogs.com/thinking/_pics_current_1.jpg)

<sup>12</sup> <http://www.raum-01.de/blog/2005/11/der-weinende-wohnwurfel.html>

<sup>13</sup> Dadurch ist erkennbar, dass sich zu dieser Zeit die Wohnkultur an bürgerlichen Traditionen orientiert hat „auch und gerade in Familien, die nicht in Herkunft oder durch den Beruf dem Bürgertum oder Bildungsbürgertum angehören“. (Wagenhofer 2003: 54) Dieser Aspekt weist auf die Wichtigkeit der Selbststilisierung vor allem auch im Bereich der Wohnkultur hin – man möchte einer bestimmten Gruppe angehören, diese Zuordnung festigen und sich wiederum anderen Gruppen gegenüber abgrenzen. Mehr dazu später bei Kapitel 3.3.2.3 sowie Kapitel 5.5.2

## 2.2 Die Situation in Wien: Wien ist (nicht) anders

In Wien kann aufgrund ausreichend vorhandener Stadtteilentwicklungsgebiete wie Erdberger Mais, Aspang-Gründe, etc., Stadterweiterungsgebiete wie das Flugfeld Aspern und wegen Baulandreserven vor allem im Umland Wiens<sup>14</sup>, die Neubautätigkeit aktuell noch weiter ausgeweitet und hoher urbaner Dichte so entgegengewirkt werden. Das prognostizierte Bevölkerungswachstum der Statistik Austria scheint somit kein Problem darzustellen, da ausreichend Wohnbaufläche vorhanden ist. Insbesondere auch deswegen, weil Wien nicht das Problem hat, durch geologische Besonderheiten wie Flüssen, einem Meer, Bergen, etc. begrenzt zu werden oder direkt an andere Städte oder Dörfer zu grenzen. Trotzdem wurde anhand von Berechnungen statistischer Bevölkerungsdaten eine „Intensivierung der Wohnnutzung“ (Rode, Giffinger, Reinprecht 2010: 25), vor allem in den innerstädtischen, dicht bebauten und gründerzeitlich geprägten Gebieten Wiens, identifiziert. Zurückgeführt wird diese „Nachverdichtung“ unter anderem auf „den Abriss alter Bausubstanz und darauf folgender Neubebauung, (...) Aufstockung bzw. Ausbau von Dachgeschoßen (sic!) oder (...) einen Zuwachs des Wohnungsbelags“ (ebenda).

In Wien ist bisweilen kein Trend hin zu Kleinstwohnungen festzustellen, in der Vergangenheit sogar eher „in Richtung kleinerer Haushalte, die vergleichsweise viel Fläche beanspruchen“. (Schneider, Spellerberg 1999: 25f.) Auch eine Studie vom SORA (Institute for Social Research and Analysis. 2009) zur „Wohnungsnachfrage in Wien“, bei der 2.000 in Wien lebende Personen ab dem 18. Lebensjahr befragt wurden zeigt, dass die Nachfrage an Wohnungen unter 60 m<sup>2</sup> deutlich gesunken ist: von 21 % im Jahr 2002 auf 14 % im Jahr 2009. Wohnungen über 100 m<sup>2</sup> werden hingegen vermehrt nachgefragt: 2002: 32%, 2009: 38%. „Es lässt sich so ein eindeutiger Trend hin zu mehr Wohnraum ausmachen.“ (SORA 2009: 93)

Laut einer weiteren repräsentativen Wohnstudie der Bauen Wohnen Immobilien Kommunikationsberatung GmbH, die vom Gallup Institut durchgeführt wurde, ist der Anspruch an die Größe der Wohnung aber in den letzten Jahren wieder etwas zurückgegangen. Der Trend hin zu weniger Quadratmetern gilt jedoch nur, wenn der Grundriss attraktiv ist. Michael Pisecky, Chef von s-Real sagt dazu: „Zum Beispiel wird eine 100 Quadratmeter große, gut geschnittene Wohnung einer 120-Quadratmeter-Einheit vorgezogen, die in dieser Hinsicht nicht optimal ist.“<sup>15</sup> Der Bedarf an Stau- und Lagerraum außerhalb der eigenen Wohnsituation ist daher in Wien nicht unbedingt auf eine kompakte Wohnbauweise und kleine Wohnungen zurückzuführen, da die verfügbare Wohnfläche pro Person angestiegen ist. Jedoch ist bei der Studie vom Gallup Institut schon ein Hinweis in Richtung nicht adäquater Grundrisse erbracht, auf den später, bei den Ausführungen zur Pluralisierung der Familien- und Haushaltsformen, noch eingegangen werden soll.

Aufgrund des Trends zu mehr Wohnfläche pro Person und der gleichzeitigen großen Nachfrage nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum, ist anzunehmen, dass innerhalb etlicher Wohnungen ein entsprechender Mangel vorherrscht. Innerhalb dieser Wohnungen scheint ein ausreichendes Angebot an

<sup>14</sup> vgl.: Arbeitsgemeinschaft IS wohn.bau (2000): <http://www.iswb.at/forschung/forschung.php?ID=122>; sowie: <https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/grundlagen/stadtforschung/siedlungsentwicklung/siedlungsflaechenbilanz.html>

<sup>15</sup> Müllner Astrid (2009): Wohnstudie: Der neue Realismus. Die Presse – 31.07.2009 [http://diepresse.com/home/leben/wohnen/499568/index.do?\\_vl\\_backlink=/home/leben/wohnen/index.do](http://diepresse.com/home/leben/wohnen/499568/index.do?_vl_backlink=/home/leben/wohnen/index.do)

Stau- und Lagerraumfläche zu wenig vorhanden zu sein.<sup>16</sup> Die befragten Angestellten und Martin Gerhardus wiesen in den Interviews immer wieder darauf hin, dass es bei der Dienstleistung Selfstorage hauptsächlich um den individuellen, andauernden oder plötzlich auftretenden Platzmangel innerhalb der jeweiligen Wohnsituation geht, die Ursachen dafür sind vielfältig.

In den nun folgenden Ausführungen soll die Situation in Wien beschrieben und der Frage nachgegangen werden, welche Hinweise man in Hinblick auf die Baustruktur, Bauweise und somit dem Angebot am Wohnungsmarkt finden kann, die einen zusätzlichen Bedarf an Stau- und Lagerraum, außerhalb der aktuellen Wohnsituation, begründen können.

### 2.2.1 Wandel bevorzugter Wohnformen

Obwohl immer noch der Großteil der Menschen in Österreich und Wien die Wohnform eines Eigenheimes präferiert und sich ein Haus im Grünen wünscht<sup>17</sup>, scheint die Attraktivität des Erwerbs von Eigentum im Grünen, laut der vorher schon erwähnten Wohnstudie der Bauen Wohnen Immobilien Kommunikationsberatung GmbH, bei den Österreichern im Rücklauf begriffen zu sein. Andere Aspekte, wie eine vielfältige und leicht erreichbare Infrastruktur und Nahversorgung sowie eine gute öffentliche Anbindung an die Stadt, werden für die österreichische Bevölkerung immer wichtiger.<sup>18</sup> Diesem Trend ist auch Platz zwei der „Wohnhitliste“<sup>19</sup> – möglichst zentral gelegene Dachausbauten – zuzuschreiben. Seit etwa zehn Jahren erfreuen sich Dachausbauten großer Beliebtheit in Wien. In dieser Wohnform lassen sich beide Aspekte – begrünte Terrassen und Dachgärten sowie eine zentrale Lage – vereinen. „Vor allem Singles, Senioren und junge Menschen schätzen die Symbiose aus luftiger Privatsphäre und urbanem Angebot.“<sup>20</sup> Das Problem der Dichte und kompakter Wohnbauweise ist somit für die Zukunft durch vorhandene Stadterweiterungsgebiete nicht unbedingt gelöst, wenn dieses Angebot keine Nachfrage findet, sondern viele Menschen eine städtische Lage mit guter Infrastruktur schätzen und auch wählen. Aus städteplanerischer Sicht ist es demnach sehr wichtig, im Rahmen von Stadterweiterungsprojekten vielfältige Infrastruktur und gute Verkehrsanbindungen zu schaffen.

Setzt sich das Bevölkerungswachstum in Wien weiter fort, wie es das Hauptszenario der Statistik Austria prognostiziert, kann es überdies notwendig sein, im dicht verbauten Raum kompaktere und dadurch kleinere Wohnungen zu schaffen, um die Quantität des Wohnungsangebotes in zentral gelegenen Gebieten zu erhöhen. Eine solche Steigerung der Dichte ist jedoch für etliche Menschen mit einem Sinken der Lebensqualität verbunden und eine Abwanderung in diesen Gebieten wäre, für diejenigen, die es sich leisten können, eine mögliche Folge dieser Entwicklung. Wohnwünsche und präferierte Wohnformen sind daher einem ständigen Wandel unterworfen und nicht einfach zu prognostizieren, da sehr viele Faktoren gleichzeitig berücksichtigt werden müssen, um eine adäquate Analyse zu bewerkstelligen.

---

<sup>16</sup> Wobei hier anzumerken ist, dass ein 'ausreichendes Angebot' kein verallgemeinerbares Bedürfnis ist, sondern von verschiedenen Bewohner derselben Wohnung unterschiedlich definiert wird.

<sup>17</sup> Stummerer, Habelsleiter 2006:

<http://www.wienerzeitung.at/Desktopdefault.aspx?tabID=3946&alias=wzo&lexikon=Architektur&letter=A&cob=220935>

<sup>18</sup> <http://www.bauenwohnenimmobilien.at/studies2009/st09001/>

<sup>19</sup> <http://www.wienerzeitung.at/Desktopdefault.aspx?tabID=3946&alias=wzo&lexikon=Architektur&letter=A&cob=220935>

<sup>20</sup> ebenda

Anhand dieser Ausführungen zu präferierten Wohnformen und den Auswirkungen für städtische Räume, die wohlgerne nur Auszüge dieser Entwicklungen beinhalten, soll aufgezeigt werden, inwiefern sich Veränderungen von individuellen Wohnwünschen aber auch städteplanerische Entscheidungen auf die Nachfrage der Dienstleistung Selfstorage auswirken können. Beispielsweise hätte ein Ansteigen kompakter, hoch funktionaler Wohnungen in dicht bebauten, urbanen Gebieten, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Ansteigen eines Bedarfs an zusätzlichem Stau- und Lagerraum zur Folge, da dieser in diesen Wohnungen nicht ausreichend vorhanden ist.

## **2.2.2 Die Wiener Bauordnung als mögliche Ursache eines Mangels an Stau- und Lagerraum in Wien**

Um den Blick von der Prognose zukünftiger Entwicklungen wieder auf die Gegenwart bzw. die Vergangenheit zu lenken, stellt sich die Frage, warum die Dienstleistung Selfstorage bisher in Wien auf so großen Anklang getroffen ist. Da Wohnbauten ein langlebiges Gut sind und nicht nur für eine Generation gebaut werden, muss man, für eine Ursachenanalyse des Platzmangels im Bereich des Wohnens, den Blick auch in die Vergangenheit richten. Einen Hinweis für die Ursachen des Mangels an individuell nutzbarem Stau- bzw. Lagerraum in Wien, findet man in der Bauweise des Altbausektors. Aufgrund der gebräuchlichen Bauweise vor dem Zweiten Weltkrieg sind im Wohnsektor der Altbauten zahlreiche Keller und Dachböden unbenutzbar, da sie feucht oder unsicher sind, weil es zum Beispiel keine abschließbaren Abteile gibt.

Diese These kann an dieser Stelle nicht durch Zahlen gestützt werden, da zur Verfügbarkeit von Keller- und Dachbodenräumen keine statistischen Daten gefunden werden konnten. Etliche Gespräche mit Bekannten und Freunden, die in Wien wohnen und Kunden und Angestellten von 'My Place', sowie dem geschäftsführenden Teilhaber Martin Gerhardus, haben jedoch ergeben, dass für die Bewohnerschaft im Altbausektor, die Nichtbenutzbarkeit von Kellern und Dachböden ein weitverbreitetes Problem darstellt. Vor allem die Feuchte in vielen Kellern von Altbauhäusern führt dazu, dass die eingestellten Dinge verrostet oder kaputt gehen und diese Keller daher nicht gerne benutzt werden. Die Alternative des Auslagerns in einen Lagerraum von 'My Place' scheint somit eine optimale Lösung für die sichere Aufbewahrung der Habseligkeiten. Der Aspekt der Sicherheit steht vor allem bei den 'Kellerkunden', wie sie von 'My Place' bezeichnet werden, im Vordergrund.

Zieht man die Wiener Bauordnungen, deren aktuelle Gesetzesauflage beim Bau von Wohnbauten berücksichtigt werden muss, für eine genauere Analyse der Berücksichtigung von individuellem Stau- und Lagerraum in Form von Abstellräumen innerhalb der Wohnung, oder Lagermöglichkeiten außerhalb der Wohnung, in Form von Keller- oder Dachbodenabteilen, heran, erkennt man, dass beim Landesgesetzblatt für Wien, vom Jahr 1930, im IX. Abschnitt bei den „Vorschriften, die vornehmlich dem Schutz der Gesundheit dienen“ im Paragraph 90 (1) lediglich festgehalten ist, dass „jeder solchen Wohnung (...) ein eigener Raum zur Lagerung von Brennstoffen zuzuweisen“<sup>21</sup> ist.

---

<sup>21</sup> <http://www.magwien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/1954ua/pdf/lg1930003.pdf>

Erst die Bauordnungsnovelle von 1976 legt im Landesgesetzblatt für Wien (Ausgegeben am 14. August 1976) im IX. Abschnitt, 101. § 90: „Wohngebäude; Wohnungen und deren Zugehör“ (2) fest: „An Nebenräumen muß eine Wohnung im Wohnungsverband einen Vorraum, einen Raum zur Unterbringung einer Dusche oder Badegelegenheit, einen Abort und *einen Abstellraum* enthalten. *Anstelle des Abstellraumes kann im Vorraum neben der erforderlichen Verkehrsfläche eine entsprechend große Abstellnische oder ein Raum außerhalb des Wohnungsverbandes in unmittelbarer Nähe ausgewiesen werden. Auf demselben Bauplatz ist für jede Wohnung überdies ein Einlagerungsraum vorzusehen.*“<sup>22</sup>

Zuletzt wurde dieser Abschnitt im Landesgesetzblatt für Wien im Jahr 2008 (Ausgegeben am 11. April 2008) geändert. Im 9. Teil „Bautechnische Vorschriften“ findet sich nun im 8. Abschnitt „Sonstige Anforderungen der Bauwerke, Bauteile und Anlagen“; „Wohngebäude; Wohnungen und deren Zugehör“ bei § 119 folgender Gesetzestext<sup>23</sup>:

- (1) Wohngebäude sind Gebäude, die ausschließlich oder überwiegend für Wohnzwecke bestimmt sind.
- (2) Die Nutzfläche einer Wohnung muss mindestens 30 m<sup>2</sup> betragen. Jede Wohnung muss über mindestens eine Toilette und ein Bad im Wohnungsverband verfügen. Bei Wohnungen mit mehr als zwei Aufenthaltsräumen muss mindestens eine Toilette in einem separaten Raum untergebracht werden.
- (3) Dem Raum, in dem die Kochgelegenheit vorgesehen ist, muss eine Bewegungsfläche (Wendekreis für Rollstuhlfahrer) mit einem Durchmesser von 2 m, dem Raum, in dem die Badegelegenheit vorgesehen ist, eine solche mit einem Durchmesser von 1,80 m eingeschrieben werden können. Dem Raum nach der Wohnungseingangstür muss nahe dieser Tür sowie im Zuge jeder Richtungsänderung eine Bewegungsfläche mit einem Durchmesser von 1,50 m eingeschrieben werden können. Diese Bewegungsflächen müssen nicht eingehalten werden, wenn sie durch Versetzen der Scheidewände der betroffenen Räume ohne Einfluss auf die statischen Verhältnisse des Hauses innerhalb der Wohnung hergestellt werden können; dabei ist auf die Möglichkeit einer barrierefreien und leicht anpassbaren Gestaltung zu achten.
- (4) *Für jede Wohnung ist außerhalb des Wohnungsverbandes ein Einlagerungsraum oder eine eigene Einlagerungsmöglichkeit vorzusehen.*
- (5) Auf jedem Bauplatz mit mehr als zwei Wohnungen ist in dem der Anzahl der Wohnungen entsprechenden Ausmaß ein Raum zum Abstellen von Kinderwagen und Fahrrädern vorzusehen. Räume zum Abstellen von Kinderwagen und Fahrrädern sowie Waschküchen, Müllräume, Saunaräume und andere Gemeinschaftsräume müssen vom Hauseingang barrierefrei, andernfalls mittels eines Aufzuges oder über Rampen beziehungsweise maschinelle Aufstiegshilfen, und gefahrlos für behinderte Menschen zugänglich und benützbar sein. Räume zum Abstellen von Kinderwagen müssen überdies vom Inneren des Gebäudes zugänglich sein.

Die Berücksichtigung eines Abstellraumes, innerhalb der Grundrisse der Wohnungen, wird beim Bau neuer Wohnungen seit 2008 nun nicht mehr gefordert, wie es in der Bauordnung von 1976 noch der Fall war. Lediglich außerhalb des Wohnungsverbandes muss es einen Einlagerungsraum oder eine eigene Einlagerungsmöglichkeit geben.

Eine genaue Analyse des gesamten Wohnungsmarktes in Wien, hinsichtlich des Vorhandenseins und der Größe von Abstellräumen und individuell nutzbaren Keller- oder Dachbodenräumen der Wohneinheiten, kann hier nicht vorgenommen werden. Die Bauweise vor dem Zweiten Weltkrieg und

<sup>22</sup> <http://www.magwien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/1976/pdf/lg1976017.pdf> (Hervorhebung CK)

<sup>23</sup> <http://www.magwien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/2008/pdf/lg2008024.pdf> (Hervorhebung CK)

die Tatsache, dass laut Wiener Bauverordnung vor dem Jahr 1976 keine individuell nutzbaren Abstell- oder sonstige Einlagerungsräume vorzusehen waren, lassen jedoch die Vermutung zu, dass in mehr als der Hälfte der Hauptwohnsitzwohnungen (die vor 1961 erbaut wurden, siehe Tabelle 1) eine geringe Berücksichtigung der Schaffung von großzügigen Abstell- oder Kellerräumen und somit ein Mangel dessen wahrscheinlich ist, da es von der Gesetzeslage her nicht explizit gefordert wurde.

**Tabelle 1: Hauptwohnsitzwohnungen 2009 in Wien nach Bauperiode**

vor 1919	1919 bis 1944	1945 bis 1960	1961 bis 1970	1971 bis 1980	1981 bis 1990	1991 bis 2000	2001 und später	insgesamt
238.100	96.700	99.500	129.800	86.600	65.400	73.000	49.400	838.400
28,40 %	11,53 %	11,87 %	15,48 %	10,33 %	7,80 %	8,70 %	5,89 %	100 %

Quelle: Statistik Austria – Mikrozensus (Jahresdurchschnitt 2009)

Diese Zahl ist natürlich nach unten zu korrigieren, da bei größeren Umbauten, z.B. im Rahmen von Sanierungen und Renovierungen, die jeweils aktuelle Bauordnung berücksichtigt und der Gesetzeslage entsprochen werden muss. Der Mangel an genügend individuell nutzbarem Lager- und Stauraum kann jedoch auch in Neubauten vorhanden sein, da innerhalb der Bauordnung nirgends festgehalten wird, wie viel Fläche für Einlagerungsmöglichkeiten (innerhalb oder außerhalb der Wohnung) pro Wohnung tatsächlich geschaffen werden muss bzw. musste. Bauordnungen sind als Minimalanforderungen zu sehen, die mindestens erfüllt werden müssen.

Abgesehen davon ist anzumerken, dass der individuelle Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum eine hohe Schwankungsbreite hat. Somit ist es schwierig anzugeben, wie viel Stauraum pro Wohnung, Haushalt oder Person angemessen ist.

### **2.2.3 Das 'banale' Bedürfnis Stauraum – die Nicht-Berücksichtigung bei Anbietern sowie Nachfragern von Wohnraum**

Ein weiterer Hinweis im Hinblick auf Gründe, warum zu wenig individuell nutzbarer Stau- und Lagerraum vorhanden ist, liefert die Untersuchung von Gilg und Schaeppi (2007). In ihrem Buch „Lebensräume. Auf der Suche nach zeitgemäßem Wohnen“ gehen sie unter anderem der Frage nach, ob es Vorstellungen, Wünsche oder Bedürfnisse gibt, „die der aktuelle Wohnungsmarkt qualitativ und quantitativ nicht oder nur unzureichend deckt.“ (Gilg, Schaeppi 2007: 13) Dabei kommen sie unter anderem zu dem Schluss, dass dem „banalen“ Bedürfnis, Dinge verwahren zu können, „offenbar generell zu wenig Rechnung getragen“ (Gilg, Schaeppi 2007: 86) wird. Festgestellt wurde dies in ihrer Forschung durch Methoden wie eine Nutzerdiskussion und Realitätstests, bei denen herausgekommen ist, dass vor allem in Neubauten „zu wenig Stauraum in Form von Schränken und speziell dafür vorgesehenen Räumen vorhanden sei. Man wäre sogar bereit, großzügigen Stauraum auch mit anderen zu teilen“ (Gilg, Schaeppi 2007: 86)

Diese Studie wurde in der Schweiz durchgeführt und die Ergebnisse nehmen somit auf den schweizerischen Wohnungsmarkt Bezug. Inwieweit dies auch in Wien zutrifft, wäre zu überprüfen. Es

ist jedoch anzunehmen, dass dieses „banale Bedürfnis“ von vielen Planer, Architekten und Investoren, also Anbieter von Wohnraum, durch die Anforderung kompakter Grundrisse, aufgrund teurer Quadratmeterpreise, die wiederum durch hohe, urbane Dichte bedingt sind, bei der Planung und beim Bau von Wohnungen auch in Wien nur marginal berücksichtigt wird.

Diese Annahme soll hier noch durch die Sichtweise der Nachfrager von Wohnraum ergänzt werden. Dazu wird hier kurz auf die Ergebnisse der Befragungen von ‘My Place‘ Kunden vorgegriffen: die Befragten, die auf das Thema Wohnungssuche zu sprechen kamen, gaben an, dass dabei vorhandener Stau- oder Lagerraum kein Kriterium darstellte bzw. darstellt, auf das großen Wert gelegt wird oder das große Beachtung findet. Die Lage, ein erschwinglicher Mietpreis, ein Balkon oder eine Terrasse, ein passender Grundriss je nach Haushaltszusammensetzung, ein Garagenabstellplatz etc. sind für die Befragten wichtigere Aspekte, auf deren Erfüllung zuerst geachtet wird. Auch ist der Mangel an ausreichend Stau- und Lagerräumlichkeiten alleine für die Befragten, die den Lagerraum als Zusatz zu ihrer Wohnung nutzen, kein Grund umzuziehen. Es wäre daher naheliegend, dass das mangelnde Angebot von großzügigen Stau- und Lagerräumen innerhalb von Wohneinheiten, zum Teil auch durch die bisherige, fehlende Nachfrage zu erklären ist und das bei den Nachfragern von Wohnraum wichtigere Kriterium Garagenabstellplatz für ein Auto und/oder einem Balkon bzw. einer Terrasse, die Anbieter von Wohnraum eher zum Bau von Tiefgaragen, an Stelle von großzügigen Kellerabteilen, und zu Dachbodenausbauten, anstatt zur Schaffung von Dachbodenräumen, veranlasste. Daher kann gefolgert werden, dass ein vorhandener Lager- oder Stauraum kein herkömmliches Bedürfnis bei der Wohnungssuche ist, sondern erst in den letzten Jahren ein bedeutender werdende Anforderungen an die eigene Wohnung darstellt und bisher sowohl von Anbietern als auch von Nachfragern von Wohnraum oft, zum Vorteil anderer Faktoren, vernachlässigt bzw. unterschätzt wurde. Auch viele Online-Dienste, die im Internet die Suche nach Wohnungen oder Immobilien erleichtern sollen, lassen darauf schließen. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit wurden einige solcher deutschsprachigen Webseiten im Hinblick auf die Auswahlkriterien, die bei der Wohnungs- oder Immobiliensuche eingegeben werden können, genauer untersucht. Diese Analyse hat ergeben, dass nur auf wenigen Seiten, wie zum Beispiel auf [www.jobwohnen.at](http://www.jobwohnen.at), [www.immokralle.at](http://www.immokralle.at) und [www.willhaben.at](http://www.willhaben.at), das Suchkriterium ‘Keller‘ vorhanden ist. Viele andere Seiten besitzen außer den Filterkriterien Lage, Größe, Preis und Anzahl der Zimmer keine weiteren Auswahlkriterien.<sup>24</sup> Bei [www.findmyhome.at](http://www.findmyhome.at) und [www.immobilien.net](http://www.immobilien.net) kann man zusätzlich ‘Balkon oder Terrasse‘ auswählen, bei [www.wohnet.at](http://www.wohnet.at) außerdem, ob die Wohnung über einen Garten und/oder über einen Parkplatz verfügt, bei der Immobilien-Seite des Standards gibt es überdies die Wunschmerkmale ‘Lift‘, ‘Neubau‘ oder ‘Altbau‘. Dies bestätigt wiederum, dass andere Kriterien, wie zum Beispiel ein/e Balkon/Terrasse und ein Parkplatz, bei der Wohnungssuche sowie der Präsentation des Angebotes im Vordergrund stehen.

Auch das SORA (Institute for Social Research and Analysis) hat im Jahr 2009, im Auftrag der Magistratsabteilung 50, die Wohnungsnachfrage in Wien erforscht und 2.007 Personen ab 18 Jahren per

---

<sup>24</sup> Dazu gehören: [www.privatimmobilien.at](http://www.privatimmobilien.at), [www.bazar.at](http://www.bazar.at), [www.immosuchmaschine.at](http://www.immosuchmaschine.at), [www.immobiliensuche.at](http://www.immobiliensuche.at), [www.mischek.at](http://www.mischek.at), [www.flohmarkt.at/suche/immobilien-wien/angebote](http://www.flohmarkt.at/suche/immobilien-wien/angebote), [www.immodirekt.at](http://www.immodirekt.at), [www.123provisionsfrei.at](http://www.123provisionsfrei.at), [www.privatimmo.at](http://www.privatimmo.at)

Telefon befragt. Bei den Wohnungssuchenden unter ihnen wurde erfragt, welche Faktoren für sie wichtig sind, die auf drei Bereiche aufgeteilt wurden: 1) die Wohnung selber, 2) die Wohnanlage und 3) die Wohnumgebung.

Bei der Wohnung selber können „Tageslicht, Ruhe, ein Balkon oder eine Terrasse sowie ein Kabel- und Internetanschluss als essentiell betrachtet werden, wohin-gegen hohe Räume als eher verzichtbar gelten.“<sup>25</sup> Bezüglich der Wohnanlage spielen ein gepflegtes Erscheinungsbild, „umgängliche Nachbarn, ein privates Kellerabteil sowie eine Gegensprechanlage“<sup>26</sup> eine große Rolle. Jedoch ist hier darauf hinzuweisen, dass, laut den Ergebnissen des SORA, die Wohnungssuchenden hinsichtlich der Wohnanlage bereiter sind, Kompromisse einzugehen, als in Bezug auf die Wohnung oder die Wohnumgebung. Demnach sind sie eher bereit, auf ein Kellerabteil als auf eine gute Lage der Wohnung oder auf andere, erwähnte Faktoren hinsichtlich der Wohnung selber, zu verzichten.

Zusammenfassend kann demnach gesagt werden, dass in Wien mögliche Ursachen der großen Nachfrage an Lagerraum außerhalb der Wohnsituation, zum einen in der Bauweise (bauphysikalischer Grund der feuchten Keller) und zum anderen im Angebot am Wohnungsmarkt gesehen werden können. Die beträchtliche Nachfrage der Dienstleistung Selfstorage lässt die Vermutung zu, dass dem individuellen Bedürfnis an ausreichen Stau- und Lagerraum, in etlichen Wohnungen zu wenig entsprochen wird, da dieses ‘banale’ Bedürfnis bei Anbietern sowie Nachfragern zu wenig Beachtung findet. In welchem Ausmaß dies in Wien tatsächlich zutrifft, wäre genauer zu untersuchen.

Eine genaue Analyse der zeitlichen Entwicklung der Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage ist in Wien jedoch nicht möglich, da ein dementsprechendes, individuell nutzbares Angebot erst 1999 durch die Gründung des Unternehmens ‘My Place’ in Wien geschaffen wurde. Davor richtet sich das Angebot von vermietbarem Stau- und Lagerraum hauptsächlich an Firmenkunden, die relativ große Lagerräume brauchten. Wie viele Menschen bzw. Haushalte vor der Gründung von ‘My Place’ ein entsprechendes Angebot benötigt hätten, ist nicht nachvollziehbar. Außerdem ist zu bezweifeln, dass die aktuelle Zahl der Kunden von ‘My Place’ im Hinblick auf den tatsächlichen Bedarf aussagekräftig sind, da die Dienstleistung Selfstorage in Wien erst in den letzten Jahren präsenter und damit auch bekannter geworden ist.

---

<sup>25</sup> Wiener Wohnbau Forschung: [http://www.wohnbauforschung.at/de/Projekt\\_Wohnungsnachfrage\\_Wien.htm](http://www.wohnbauforschung.at/de/Projekt_Wohnungsnachfrage_Wien.htm)

<sup>26</sup> ebenda

### 2.3 Das Unternehmen 'My Place - SelfStorage': „Mein Platz für mehr Platz“

Das Unternehmen 'My Place' bietet seinen Kunden im deutschsprachigen Raum „Mein Platz für mehr Platz“ an und wirbt mit sauberen, trockenen und sicheren Lagerabteilen, die die Mieter individuell nutzen können um Objekte einzulagern, die in ihrer momentanen Unternehmens-, Wohn- oder Lebenssituation keinen Platz haben. Die Dienstleistung 'Selfstorage' inkludiert lediglich die Vermietung von Raum und die Gewährleistung der sicheren Aufbewahrung der eingelagerten Güter, durch Insektenschutzmaßnahmen, bestimmte feuer- und sicherheitstechnische Auflagen, etc. Das Gelände kann, abgesehen von den Rezeptionen, nur mit einem individuellen Code betreten werden, der am Eingangstor eingegeben werden muss. Die Mieter sind für das Ein-, Um- und Ausräumen jedoch, wie schon erwähnt, selbst ('Self'-storage) verantwortlich und sie verfügen eigenständig über den angemieteten Raum. Das Unternehmen bietet zudem ein umfangreiches Repertoire an Dienstleistungen an, die das Auslagern von Gütern erleichtern sollen. Vermietet wird sowohl an Firmen als auch an private Kunden, die aus einem Angebot von 70 verschiedenen Abteilgrößen einen Lagerraum von 1 – 50 m<sup>2</sup> anmieten können. Die Abteile sind in den jeweiligen Standorten auf mehrere Etagen untergebracht und sind barrierefrei, im Sinne einer direkten, stufenlosen Verbindung der Parkplätze mit den Aufzügen, zugänglich. Zusätzliche Treppenhäuser gewährleisten schnelle Fluchtwege, im Falle eines Brandes. Sie sind einzeln zugänglich und können von den Kunden durch ein Vorhängeschloss abgeschlossen werden. In den Gängen der 'My Place' Gebäude reiht sich eine farbige Tür nach der nächsten, die je nach Größe der Abteile unterschiedlich weit voneinander entfernt sind (siehe Abbildung 4 und 5). Die kleinste Einheit der Lagerabteile von nur 1m<sup>2</sup> wird von den Angestellten auch „Duschkabine“ genannt. Die Abteile sind jeweils von 6 – 22 Uhr zugänglich. Das bedeutet, dass die Kunden nur in der Zeit zum Gelände Zutritt haben. Außerhalb dieser Zeiten kann das Garagentor bzw. das Eingangstor von den Kunden nicht geöffnet werden und die Zugänge zu den Abteilen sind verschlossen. Manche Abteile, die sich außerhalb der Gebäude befinden, sind auch 24 Stunden betretbar. Diese werden unter anderem von Musikern und DJs genutzt, die ihre gelagerten Objekte, wie Instrumente, Boxen, Lautsprecher, etc. oft in der Nacht brauchen oder diese in der Nacht zurückbringen möchten, um sie beispielsweise nicht im Auto lassen zu müssen.

**Abbildung 4 und 5: Innenleben der 'My Place' Standorte – nebeneinandergereihte Lagerräume**



Ein sehr wichtiger Aspekt für die Kunden ist die Sicherheit, also die sichere Verwahrung ihrer Besitztümer<sup>27</sup>, das von Seiten des Unternehmens durch Brandschutztüren und andere feuertechnischen Maßnahmen, sowie durch die Alarmanlage und den Sicherheitsdienst, so gut wie möglich garantiert wird. Es gibt keine Kontrollen, was die Mieter einlagern, jedoch befinden sich in den Aufzügen und den Büros immer wieder Hinweisschilder, welche Substanzen nicht einlagert werden dürfen, da dann die Sicherheit nicht mehr gewährleistet werden könnte. Auf verbotene Substanzen und andere Vorschriften werden die Mieter auch vor Vertragsabschluss hingewiesen.

### 2.3.1 Die Kundenstrukturbeschreibung von 'My Place'

Eine weitere Hilfestellung zur Beantwortung der oben erwähnten Fragen und Präzisierung weiterer Fragestellungen auf Ebene der Mieter von Lagerräumen, erhielt ich durch die Kundenstrukturtafel, die mir das Unternehmen 'My Place' zur Verfügung stellte (siehe Tabelle 2). Daraus ist ersichtlich, dass das Unternehmen bei den Privatkunden, grob zusammengefasst, von zwei unterschiedlichen Gründen bei der Anmietung eines Lagerraumes ausgeht:

- 1) '*Modern Living*': innerhalb der aktuellen Wohnsituation dieser Kunden ist 'zu wenig persönlich nutzbarer Platz' vorhanden oder herrscht Platzmangel für Objekte, die man besitzt, beispielsweise dadurch, dass der Keller unbenutzbar ist oder kein anderer Abstell- oder Stauraum zur Verfügung steht.
- 2) '*Need-Kunden*': Individuen benötigen aufgrund einer 'Notfallsituation', wie einer Scheidung, Delogierung, Renovierung, Umzug, etc. einen Raum, um ihre Sachen vorübergehend unterbringen zu können. Eine genauere Unterscheidung dieser Kunden wird hinsichtlich der Dauer der Anmietung vorgenommen.

Es geht demnach einerseits um den Bedarf nach mehr persönlich nutzbarem Platz durch das Vorhandensein von 'zu wenig' Platz oder von 'zu vielen' persönlichen Gütern oder andererseits um ein verändertes Vorhandensein an verfügbarem Platz durch eine gewandelte Wohn- oder Lebenssituation. In beiden Fällen geht es um einen, aus unterschiedlichen Gründen, plötzlich oder langsam entstehenden Platzmangel.

Hier muss außerdem noch erwähnt werden, dass die durchschnittlichen Prozentzahlen in der Kundenstrukturtafel – 50% 'Modern-Liver' und 30% 'Need-Kunden' – aus der Berechnung der Zahl der aktuellen Kunden hervorgeht und somit keine Prozentangabe der absoluten Zahl der Kunden, die irgendwann einmal einen Lagerraum angemietet haben, darstellt. Wenn man die absolute Zahl der Kunden hernehmen würde, die zu irgendeinem Zeitpunkt Mieter bei 'My Place' waren, würde die Prozentzahl des Kundensegmentes der 'Need'-Kunden um einiges höher sein. Dies erklärt sich dadurch, dass die 'Need'-Kunden meist nur für kurze Zeit einen Lagerraum benötigen und sich somit geringer als die 'Modern-Liver', auf die aktuelle Zahl der Kunden niederschlagen. Man könnte sagen, die 'Need'-Kunden kommen und gehen, wohingegen die 'Modern-Liver' länger bleiben.

---

<sup>27</sup> Quelle: Leitfadeninterviews mit Angestellten und problemzentrierte Interviews mit aktuellen und ehemaligen Kunden von 'My Place'

**Tabelle 2: Kundensegmentbeschreibung von ‘My Place‘, 2009<sup>28</sup>**

SSDL Analyse	MODERN LIVING (Aus Annehmlichkeit)	NEED (Haben keine andere Wahl)	
% aller derzeitiger Kunden	Während Gewerbe Kunden immer ca. 20-30% aller Kunden ausmachen, scheinen Standorte mit Not-Kunden zu starten (nach einem Jahr ca. 60%) und über die Zeit mehr und mehr „Convenience“ Kunden dazu zu kriegen - die Gruppe, die auch langfristig das größte Kunden- und Umsatzpotential bieten dürfte.		
	50%	30%	
Merkmale	<b>Raum:</b> 1-5m2 <b>Zeit:</b> > 1 Jahr <b>Visit:</b> kommt öfter	<b>Raum:</b> 5-10m2 <b>Visit:</b> kommt nie (Ausnahme Deligierte/Getrennte, die Kleider lagern)	
		<b>QUICK MOVERS</b> Für <b>kurz geplant</b> ca. 1-2 Monate (bleiben aber ca. 6-8 Monate) 34%	<b>LONG STORAGE</b> Für <b>lang geplant</b> (> 1 Jahr) 66%
Wer lagert was?	<u>95% Kellerkunden</u> Kinder/Babysachen (Wickelkommode, Kinderkleider, Schaukelpferd, Kinderbücher 1 Kommode, Billy Regal, Tisch, Sofa Koffer, Tule-Box XMAS/Oster-Dekoration Saisonale Kleider (Winter/Sommer) Saisonale Sportgeräte (Ski, Rodel, Surf, Räder, Angel) Winterreifen (selten) Alter Computer, TV, Autoradios, Waschmaschine Sportler Jungfamilien Neueinrichter <u>5% Sammler/Verstecker</u> Sammelobjekte (Zeitungen, Schallplatten, ...) Harley Davidson)	<u>73% Mover</u> <u>18% Scheidungen</u> (Frau über Zeit, Mann in einem Go) <u>5% Versicherungsfälle</u> in Wohnung <u>4% Deligierte</u>  Immer gesamter Wohnungsinhalt – <u>kaum</u> zerlegt	<u>65% Auslandsaufenthalt</u> (Studium, Arbeit) <u>15% Jungpaare</u> Zusammenzug (von TV bis Bügelbrett alles doppelt aber keinen Platz) <u>10% Oldies</u> ziehen in Altersheim <u>10% Tod/Erbe</u>  Immer gesamter Wohnungsinhalt – <u>voll</u> zerlegt
Warum?	Wohnung wächst zu Immer mehr verfüg. Einkommen → Leute kaufen mehr Technologischer Fortschritt wird immer schneller <u>Eher Männer:</u> nicht trennen von funktionierenden und wieder verw. Gegenständen <u>Eher Frauen:</u> nicht trennen von Dingen mit emotionaler Bindung (Kindersachen, Möbel, Geschenke, ...)	No way out Alles an einem Ort statt über Bekannte verteilt	No way out Alles an einem Ort statt über Bekannte verteilt

Die vorhergehenden Erläuterungen zur Baustruktur, –weise und dem Angebot am Wohnungsmarkt in Wien, betreffen jedoch hauptsächlich, wie aus der Kundenstrukturtafel hervorgeht, die ‘Kellerkunden’ und die Problematik des Mangels an ausreichend Stau- und Lagerraum innerhalb der aktuellen Wohnung. Somit ist die Erklärung der großen Nachfrage an zusätzlichem Lagerraum, beschränkt auf diese Faktoren, zu kurz gegriffen, liefert aber einige wichtige Aspekte in Bezug auf einen großen Teil der Kunden (ca. 50%). Die ‘Kellerkunden’ stellen jedoch nur einen Teil der Kundschaft dar und die tatsächliche Anmietung eines Lagerraumes wird meist auch durch andere Faktoren, wie z.B. den Wohnungsmarkt oder Änderungen in der Lebenssituation, etc., beeinflusst.

<sup>28</sup> Das Kundensegment der ‘Business-Kunden’, wie sie von ‘My Place’ bezeichnet werden, ist in dieser Diplomarbeit nicht relevant und wird daher nicht berücksichtigt. Durchschnittlich sind über alle Standorte in Österreich verteilt ca. 20% (die fehlenden % bei der Kundensegmentbeschreibung in Tabelle 2) der Kunden Firmen.

Kurz erwähnt werden soll hier noch, dass die Namensgebung der einzelnen Kundensegmente von 'My Place' als problematisch erachtet wird, wie im Ergebnisteil (siehe Kapitel 5.8) noch genauer erörtert wird. Diese Benennungen werden daher in dieser Forschungsarbeit weitestgehend vermieden. Bei der Auswertung der Befragungen von aktuellen und ehemaligen Mietern bei My Place wurden die Namen und auch deren Charakterisierung modifiziert. Dazu mehr bei den Ergebnissen. Die Tabelle ist dennoch hilfreich, um einen Überblick zu geben, welche Gründe einer Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes vom Unternehmen 'My Place' identifiziert werden.

### **2.3.2 Einblicke in den Alltag bei 'My Place'**

Um einen besseren Einblick in das Unternehmen und somit in die Dienstleistung zu erlangen und zusätzlich Hinweise auf die Gründe der Anmietung beider Kundensegmente zu erhalten, wurden am Beginn der Forschungsarbeit teilnehmende Beobachtungen an drei Standorten von 'My Place' und Leitfadeninterviews mit fünf Angestellten durchgeführt. Diese Vorgehensweise wurde gewählt, da die Thematik Selfstorage für mich Neuland darstellte und ich mir zuerst einen Überblick über die Strukturen und Abläufe des Unternehmens verschaffen wollte, insbesondere in Bezug auf die Kunden. Die teilnehmende Beobachtung stellt dafür ein optimales Instrument dar (vgl. Lamnek 2005: 548), insbesondere aufgrund der Beobachtung „in natürlichen sozialen Situationen“ (Diekmann 2004: 458). Leitfadeninterviews wurden gewählt, um noch besseres Grundlagenwissen zu erhalten, indem Angestellte zu ihrem Beruf, ihren Erfahrungen mit den Kunden, etc. befragt wurden und um weiterführende, richtungsweisende Hinweise bezüglich der Thematik zu erhalten.

Ergänzt werden sollen diese Einblicke in den Alltag bei drei 'My Place' Standorten um zwei weitere Leitfadeninterviews. Eines davon wurde mit dem geschäftsführenden Teilhaber Martin Gerhardus, das zweite mit einer Sozialarbeiterin aus dem Bereich der Wohnungslosenhilfe geführt. Diese Interviews bieten die Möglichkeit, zusätzliche Informationen zu gewinnen. Zum Beispiel ist aus der Kundenstrukturtafel herauszulesen, dass auch delogierte Personen zu den Kunden von 'My Place' zählen, was der Grund für das zweite Leitfadeninterview darstellt – dieser Aspekt sollte dadurch näher beleuchtet werden.

Der Arbeitsschritt der Beobachtungen und Leitfadengespräche an den drei Standorten von 'My Place' wurde gemeinsam mit zwei Studienkolleginnen bewerkstelligt, die im Rahmen ihres Seminars 'Urban Studies' am Institut für Soziologie die Dienstleistung Selfstorage untersuchten. Die Beobachtungen wurden jeweils zu zweit durchgeführt und getrennt protokolliert. Zusätzlich zu den Beobachtungen wurde mithilfe von Fotos dokumentiert, welche Besonderheiten oder Unterschiede der einzelnen Standorte festgestellt werden können.

Die Leitfadeninterviews mit den Angestellten von 'My Place' wurden zum selben Zeitpunkt wie die Beobachtungen und jeweils im Beisein einer der beiden Kolleginnen durchgeführt. Die Interviews fanden somit am Arbeitsplatz der Befragten statt, wodurch gewährleistet wurde, dass sie sich in einer „natürlich und bekannt erscheinenden Umgebung“ (Lamnek 2005: 401) befinden. Die Interviews wurden mit den jeweils anwesenden Angestellten an den drei Standorten durchgeführt, an denen auch

beobachtet wurde. Im 'My Place' Standort in der Wattgasse herrschte recht viel Betrieb, viele Menschen gingen ein und aus und das Telefon klingelte oft, was die Befragungssituation teilweise erschwerte, weil die Interviews dadurch kurzzeitig unterbrochen wurden. Die Fragen wurden somit abwechselnd an eine der Angestellten und wenn es die Situation zuließ, an beide gleichzeitig gestellt. Am Gaudenzdorfergürtel wurden die Befragten nacheinander und getrennt befragt, da nicht beide gleichzeitig anwesend waren. Auch hier wurden die Gespräche ein paar Mal durch Telefonate und eintretende Kunden unterbrochen. Im weiter außerhalb gelegenen Standort in Hirschstetten war es dagegen eher ruhig und das Gespräch wurde nur einmal durch ein Telefonat kurzzeitig angehalten.

Die Unterbrechungen störten den Gesprächsablauf nur sehr wenig und die Angestellten gaben sehr bereitwillig Auskunft über ihre Arbeit und die Kundenkontakte. Auch die ungleiche Situation – zwei Interviewerinnen sehen sich einem Befragten gegenüber – hatte keine feststellbaren Auswirkungen auf das Gesagte.

Die Situation der Interviews mit dem geschäftsführenden Gesellschafter Martin Gerhardus und der Sozialarbeiterin im Bereich der Wohnungslosenhilfe gestaltete sich ein wenig anders, da die Interviews jeweils alleine von mir durchgeführt wurden. Zudem wurden dafür eigene Termine vereinbart. Auch diese Interviews wurden teilweise durch ein Telefonat oder das Eintreten einer dritten Person gestört, was auf den Informationsgehalt des Gesagten jedoch keinen Einfluss hatte.

### **2.3.2.1 Die Durchführung der teilnehmenden Beobachtungen**

Wie schon erwähnt, stellt die teilnehmende Beobachtung eine gute Methode dar, um sich einen ersten Einblick in ein Forschungsthema zu verschaffen. Um den Ansprüchen einer sozialwissenschaftlichen Methodik zu entsprechen, war es wichtig, die Beobachtungen zu systematisieren und zu strukturieren und die Beobachtungstechnik an die jeweiligen Gegebenheiten im Feld und an das Untersuchungsziel anzupassen. (vgl. Diekmann 2004: 469)

Eine Beobachtung der tatsächlichen Lagertätigkeiten, also das Ein-, Um- und Ausräumen von Lagerabteilen, erschien im Hinblick auf die Forschungsfragen wenig sinnvoll. Dies hätte auch einige Probleme mit sich gebracht, da die Standorte des Unternehmens 'My Place – Selfstorage' riesige, mehrstöckige Gebäude darstellen, in denen die Lagerräume situiert sind, und von zwei Forscherinnen allein nicht überschaubar gewesen wären. Auch eine Aufteilung bzw. Reduzierung der Beobachtungen auf eine oder zwei Etagen, im Sinne einer stichprobenartigen Auswahl, erschien nicht sinnvoll, da die Abteile nicht sehr stark frequentiert sind. Das heißt, dass wir unter Umständen sehr lange gewartet hätten bis jemand kommt, um seinen Lagerraum aus- oder umzuräumen oder Sachen einzulagern. Auch eine Positionierung am Eingangstor, bzw. bei den Parkplätzen erschien wenig zweckmäßig, da hier zwar das Kommen und Gehen, nicht jedoch das tatsächliche Einlagern beobachtet werden hätte können. Zudem wären beide Orte für die Durchführung der Beobachtungen für die Beobachteten sehr wahrscheinlich unangenehm oder zumindest fragwürdig gewesen, weil es ungewöhnlich ist, wenn wir zu zweit (oder alleine) bei den erwähnten Orten 'nur' herumstehen. Schließlich handelt es sich um ein Firmengelände, wo lediglich Kunden und das Personal Zugang haben, die dann ihren Tätigkeiten

nachgehen und meist nur an einem Ort verweilen, um eine kurze Pause einzulegen. Dies hätte wahrscheinlich einen großen Einfluss auf die tatsächlichen Handlungen gehabt. Wir wollten außerdem vermeiden, dass sich die Kunden von 'My Place' durch uns gestört oder beobachtet fühlen – wir wollten nicht den Anschein erwecken, dass wir ihnen bei ihren Lagertätigkeiten auf die Finger schauen bzw. ihre privaten Gegenstände, die sie aus- oder einräumen, einsehen wollen.

Daher wurde die Beobachtung jeweils so durchgeführt, dass zuerst eine Begehung des Geländes und Gebäudes gemeinsam mit dem Personal durchgeführt wurde, die uns währenddessen schon einige Fragen beantworteten. Anschließend wurden die systematisierten Beobachtungen in den Empfangsräumen bzw. der Rezeption der drei Standorte durchgeführt, wo die Angestellten ihren vielfältigen Aufgaben nachgehen und die ersten Kundenkontakte zustande kommen. Die Rezeption ist auch der Ort, wo die Kunden hingehen, wenn sie Fragen oder Probleme haben, mehr oder weniger Lagerfläche brauchen, ihren Vertrag verlängern oder kündigen wollen, etc., sofern sie das persönlich tun. Solche Angelegenheiten können im Normalfall auch per Telefon erledigt werden, die Anwesenheit der Kunden ist demnach nicht immer erforderlich.

Bei den Beobachtungen und den Gesprächen konzentrierten wir uns also auf die Arbeit der Angestellten bei 'My Place' und dabei insbesondere auf die Kundenkontakte. Im Hinblick auf die Kunden lagen unsere Hauptaugenmerke zum Ersten bei den Gründen der Anmietung eines Lagerraumes und zum Zweiten bei den Objekten, für die die Kunden Platz brauchen. Beides wird beim ersten Kundengespräch von den Angestellten von My Place erfragt, um dem Kunden eine möglichst optimale Lösung seines Platzproblems zu offerieren.

Die tatsächlichen Handlungen der Kunden beim Lagerraum oder bei den Parkplätzen konnten teilweise beim Standort in der Wattgasse beobachtet werden, wo sich neben den Parkplätzen auch Lagerräume ebenerdig außerhalb des Gebäudes befinden (siehe Abbildung 6 und 7) und direkt von der Rezeption aus einsichtig sind. Bei den beiden anderen Standorten, an denen auch Beobachtungen durchgeführt wurden, sieht man vom Büro aus weder die Parkplätze noch einzelne Lagerabteile. Die Tätigkeiten im Lagerraum selber wurden für uns hinsichtlich der Relevanz für die Forschungsfrage nach hinten gestuft und infolgedessen nur marginal beim Standort in der Wattgasse beobachtet.

**Abbildung 6: Büroeingang**



**Abbildung 7: Eingangstor, 24-Stunden Abteile**



Die Beobachtungen fanden direkt im Feld statt (Feldbeobachtung) und wurden offen angelegt, d.h. dass die Anwesenden wussten, wer wir waren. Es wäre gar nicht möglich gewesen, unbemerkt zu bleiben, da die Büros nicht sehr groß und gut einsichtig sind. Gut sichtbar für alle hätten wir einen Störfaktor dargestellt, wenn wir nicht vorgestellt worden wären, wodurch die Gefahr gestiegen wäre, dass die Reaktionen und Handlungen der Anwesenden reaktiv sind. Daher stellten uns die Angestellten von 'My Place' den Kunden, die länger in den Büroräumlichkeiten blieben, als Studentinnen der Uni Wien vor, die eine Studie über die Dienstleistung Selfstorage durchführen. Es wurde außerdem das Einverständnis von den Kunden eingeholt, dass wir an den Gesprächen, wenn auch passiv durch reines Zuhören, teilnehmen dürfen. Die Kunden waren, ohne Ausnahme, damit einverstanden. Unsere passive, „definierte Rolle im sozialen Feld“ (Diekmann 2004: 469) war demnach die der Beobachter und Zuhörer.

Es wurde mit einem relativ offenen und wenig strukturierten Beobachtungsleitfaden gearbeitet, da die Studie sich zu dem Zeitpunkt noch in einer explorativen Phase befand und es darum ging, Vorwissen über eine mir bis dato fremde Thematik zu erlangen. (vgl. Diekmann 2004: 474f.) Der Beobachtungsleitfaden ist dementsprechend „eine Liste von Gesichtspunkten, auf die die Aufmerksamkeit des Beobachters gelenkt werden soll“. (Diekmann 2004: 474)

Die erste Beobachtung fand am Standort im 16. Bezirk, genauer in der Wattgasse statt. Als zweites wurde am Gaudenzdorfer Gürtel, im 12. Bezirk, und zum Schluss im 22. Bezirk, in der Franz-Fellner-Gasse, beobachtet. Die Leitfadeninterviews wurden jeweils im Zuge der Beobachtungen getätigt.

### **2.3.2.2 Die Durchführung der Leitfadeninterviews**

Wie schon erwähnt, wurden Face-to-face-Interviews mit fünf Angestellten von 'My Place, dem geschäftsführenden Gesellschafter Martin Gerhardus und einer Sozialarbeiterin im Bereich der Wohnungslosenhilfe durchgeführt, um einen tieferen Einblick in die relevanten Aspekte dieser Dienstleistung zu erhalten. Hinsichtlich der Methodik und des Vorgehens in Bezug auf die Interviews, fiel die Entscheidung auf die qualitative Methode der Leitfadeninterviews, mit einem wenig strukturierten Interviewleitfaden, da die „Konstruktion standardisierter Interviews (...) nur dann zweckmäßig [ist], wenn ein erhebliches Vorwissen über die zu erforschende soziale Situation existiert“ (Diekmann 2004: 374), was jedoch nicht der Fall war. Durch die relativ offene Gestaltung des Leitfadens sollte gewährleistet werden, dass die befragten Personen ihre Sichtweise formulieren können und das Ansprechen von neuen, bis dahin noch unbekanntem, Aspekten im Hinblick auf die Dienstleistung Selfstorage ermöglicht wird. „Mit unstrukturierten oder halbstrukturierten Interviews wird am Alltagsgespräch angeknüpft und eine vertraute Gesprächsatmosphäre geschaffen, so daß auch Hemmschwellen eher abgebaut werden. Man erhofft sich davon, tiefere Kenntnisse sozialer Sachverhalte und auch validere Informationen zu erlangen als mit standardisierten Interviews.“ (Diekmann 2004: 445)

Um für die Befragten eine möglichst angenehme Atmosphäre zu schaffen, wurden sie zu Beginn des Interviews über dessen Sinn und Zweck, sowie darüber aufgeklärt, was die groben Themen sein werden,

die wir ansprechen wollen. Überdies wurde ihnen versichert, dass die Antworten nur im Rahmen der Seminararbeit der beiden Kolleginnen und in dieser Diplomarbeit Verwendung finden und völlig anonym behandelt werden. Wir holten überdies ihre Erlaubnis ein, das Interview auf Tonband aufzuzeichnen, womit alle einverstanden waren. Während des Interviews wurde versucht, durch „aktives Zuhören und Bestätigen des Gesprächspartners“ (Lamnek 2005: 395) den Befragten vom Aufnahmegerät abzulenken. Indem die Bedingungen noch vor Beginn des Interviews ausgehandelt wurden, wollten wir eine für die Befragten „akzeptable Atmosphäre“ (Lamnek 2005: 398) aufbauen. „Nur unter dieser Voraussetzung ist die Atmosphäre so offen und gelockert, dass Abbrüche ausgeschlossen werden können.“ (ebenda) Durch die zugesicherte Anonymität, die thematische Beschränkung des Interviews auf die Arbeit der Befragten und die Ausgrenzung delikater Fragen, hatten die Befragten keinerlei soziale Sanktionen zu befürchten. Verzerrte Antworten aufgrund ‘sozialer Erwünschtheit’ konnten somit weitestgehend ausgeschlossen werden.

Beim Interview selber, kam mir die Position als Haupt-Interviewerin zu, meine Kolleginnen waren allerdings dazu aufgefordert, nachzufragen, wenn etwas unklar ist oder wenn ihnen ein Aspekt besonders interessant erschien. Die Reihenfolge der gestellten Fragen variierte je nach Interviewsituation und richtete sich an die von den Befragten angesprochenen Themen. Ergab sich ein neuer, interessanter Aspekt, wichen wir vom relativ offen gestalteten Leitfaden ab und fragten in die jeweilige Richtung weiter nach. Die Interviews wurden, wie schon erwähnt, auf Tonband aufgezeichnet und im Anschluss paraphrasiert. Erzählten die Angestellten vor und nach dem eigentlichen Interview noch von ihrer Arbeit und Erfahrungen mit Kunden, wurden diese Ausführungen möglichst detailliert mitgeschrieben.

### **2.3.2.3 Ergebnisse der Leitfadeninterviews und der teilnehmenden Beobachtungen**

In den nun folgenden Ausführungen werden die Ergebnisse der Beobachtungen und der Leitfadeninterviews mit den fünf Angestellten, dem geschäftsführenden Gesellschafter Martin Gerhardus und der Sozialarbeiterin der Wohnungslosenhilfe einfließen. Die deskriptive Analyse der Beobachtungen und der Leitfadeninterviews wird in folgende Schwerpunkte gegliedert, wobei die ersten beiden Punkte hauptsächlich auf den Beobachtungen basieren:

- 1) *Einbindung der Standorte in den Stadtraum:* wie prägt das Gebäude die Umgebung, Sichtbarkeit des Gebäudes, Erreichbarkeit durch den öffentlichen und den Individualverkehr
- 2) *Struktur der Standorte:* wie sind die Standorte aufgebaut, wie schauen die Büros aus, welche Dienstleistungen werden angeboten, Zugänglichkeit der Gebäude, Sicherheitsvorkehrungen, Überwachung
- 3) *Kundenkontakte:* Arbeit der Angestellten, spezielle Fähigkeiten im Umgang mit den Kunden – ‘Soft Skills’, Atmosphäre in den Büros

Allgemein ist festzuhalten, dass die drei Standorte natürlich sehr ähnlich sind. Alle sind in den Firmenfarben rot, blau und weiß gehalten und nach dem gleichen Schema aufgebaut. Hinsichtlich der Funktionen, die die jeweiligen Gebäude erfüllen, gibt es bei manchen Standorten ein paar Besonderheiten bzw. Erweiterungen:

- In der Wattgasse gibt es zusätzlich zu den herkömmlichen Abteilen ein Weinstore. Dort wird mit optimalen Bedingungen für die Lagerung von Wein geworben.
- Beim Gaudenzdorfer Gürtel befindet sich die Zentrale mit zusätzlichen Büroräumen für die Buchhaltung, administrativen Bürotätigkeiten, etc.
- In Hirschstetten wird außerdem das Anmieten von Büroräumlichkeiten für externe Firmen angeboten (siehe Abbildung 8). Somit werden bei diesem Standort von den Kunden von 'My Place' nicht nur Lagertätigkeiten vorgenommen, sondern es gehen auch Menschen aus und ein, die jeden Tag hier ihrer Erwerbsarbeit nachgehen. Die Büroräume sind, wie auch die Lagerräume, täglich von 6 – 22 Uhr zugänglich und über eine Wendeltreppe, die vom Büro der Angestellten von 'My Place' aus einsichtig ist, erreichbar (siehe Abbildung 9) Es werden auch Parkplätze für die Mieter der Büroräume zur Verfügung gestellt, die man bei Bedarf anmieten kann.

**Abbildung 8: Büroräumlichkeit zum Anmieten**



**Abbildung 9: Zugang zu den Büros**



### 2.3.2.3.1 Einbindung in den Stadtraum

Beim Standort in der *Wattgasse* ist laut Auskunft des Unternehmens 'am Meisten los', da er der Standort im am dichtest verbauten Stadtraum ist, und an einer sehr stark befahrenen Straße liegt. Die öffentliche Anbindung ist durch die Buslinie 10A und die Straßenbahnlinie 43 gewährleistet, etwas weiter weg, in der Hernalser Hauptstraße, befinden sich auch Stationen weiterer Straßenbahnlinien. Die *Wattgasse* ist eine sehr stark von Autos befahrene Straße, was den Individualverkehr präsenter als den öffentlichen Verkehr erscheinen lässt. Das Gebäude ist schon von weitem durch eine große Werbetafel erkennbar (siehe Abbildung 10) und ist zwischen den Häusern rechts und links eingepfercht, links davon befindet sich direkt angrenzend ein großes Möbelhaus, rechts davon ein Wohnhaus. Es befindet sich

außerdem in der gleichen Flucht wie die beiden angrenzenden Gebäude und dadurch wirkt der Standort relativ eingegliedert in das städtische Bild, obwohl die Bauweise und die Fassade mit den Werbeschildern sich deutlich von den Wohnhäusern abhebt.

Der Standort beim *Gaudenzdorfer Gürtel* befindet sich ebenfalls an einer stark befahrenen Straße, dem Gaudenzdorfer Gürtel, und ist mit der U4, den Straßenbahnlinien 6 und 18, sowie mit der Autobuslinie 12A auch öffentlich sehr gut zu erreichen. Da sich das Büro direkt bei der Einfahrt befindet (siehe Abbildung 11) und auf die Straße weist, hört man den Straßenlärm noch innerhalb des Büros. Wird die Glastür von jemandem geöffnet, wird es sofort relativ laut im Büro.

Dieser Standort wirkt nicht eingepfercht wie in der Wattgasse. Dies liegt wahrscheinlich unter anderem daran, dass sich gegenüberliegend eine begrünte Freifläche befindet. Dadurch wirkt die städtische Bebauung nicht so dicht und das Bauwerk ist, zumindest von dieser Richtung aus betrachtet, schon von weitem zu sehen. Das Gebäude ist außerdem um einiges größer als in der Wattgasse, dehnt sich über eine Kurve hinweg aus und prägt somit das Stadtbild mehr, da es einen prägnanteren Eindruck erweckt.

**Abbildung 10: Standort Wattgasse**



**Abbildung 11: Gaudenzdorfer Gürtel**



In *Hirschstetten*, dem Standort der dritten Beobachtung, ist die Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel nur durch Autobuslinien gegeben. Dieser Standort befindet sich nicht direkt an einer dicht befahrenen Straße. Durch die Nähe zur Südosttangente ist jedoch die gute Anbindung für den Individualverkehr gewährleistet. Das Gebäude befindet sich in einem Gewerbegebiet, gleich daneben gibt es einen sehr großen Baumarkt sowie ein Gartencenter. Von dem Angestellten erfahren wir, dass aber sehr wohl Wohngebiete in der Nähe gelegen sind und der Prozentanteil an Firmenkunden, gemessen an den Gesamtkunden, nicht wesentlich höher liegt, als bei innerstädtischeren Standorten.

Das Gebäude ist freistehend und grenzt an keine umliegenden Häuser an. Das gesamte Bild der Umgebung wird aber dennoch nicht sehr stark von diesem Gebäude geprägt, da rundherum andere, sehr große Bauwerke situiert sind.

### 2.3.2.3.2 Struktur der Standorte

Die Standorte sind gleich aufgebaut. Im Erdgeschoss, zur Straße hin und somit gleich beim Betreten des Geländes sichtbar, sind die Büros angesiedelt. Die Abteile sind direkt von den Parkplätzen aus erreichbar. Manche Abteile sind ebenerdig situiert, der Großteil befindet sich jedoch in den höher gelegenen Stockwerken. Es gibt sozusagen zwei Eingangspforten, durch die man in die Gebäude hineingelangt, die jedoch verschiedene Zugänglichkeiten aufweisen. Barriere freien Zugang erhält man während der Öffnungszeiten in die Büros, die von außen durch die vielen Fenster relativ gut einsichtig sind, und in die im Prinzip jeder betreten kann. Zu den Abteilen und somit auf den Rest des Geländes gelangt man hingegen nur durch eine Garagentür bzw. ein Eingangstor (siehe Abbildung 7 und 12), für das man einen Code braucht, den jeder Kunde individuell erhält.<sup>29</sup>

Hat man das Tor passiert, befindet man sich auf einem Platz bzw. Innenhof mit mehreren Parkplätzen. Ebenerdig sind die eher größeren Abteile, die teilweise auch nicht im Hauptgebäude situiert sind. Ersichtlich ist dies beispielsweise bei Abbildung 12, auf dem man links ein flaches, langes Gebäude mit aneinandergereihten Garagentüren sieht. Diese Abteile sind meist 24 Stunden zugänglich, die restlichen Abteile innerhalb des Gebäudes können jeweils zwischen 22 und 6 Uhr nicht betreten werden. Um das Aus- und Einräumen zu erleichtern, sind kleine Wagen bereit gestellt, auf die man die Gegenstände legen kann, um sie nicht tragen zu müssen. Mit mehreren vorhandenen Aufzügen kann man bequem seinen Lagerraum erreichen (siehe Abbildung 13).

**Abbildung 12: Eingangstor in Hirschstetten**



**Abbildung 13: Aufzüge und Wagen**



Betritt man die Büros durch die Glastüren, befindet man sich auf einem roten Teppich, auf dem sich das Logo der Firma befindet. Sofort fallen einem die großen Bildschirme an der Wand auf, die die Bilder der vielen Sicherheitskameras wiedergeben. Den Kunden eine sichere Verwahrung der Habseligkeiten zu garantieren ist dem Unternehmen sehr wichtig. Daher gibt es etliche Sicherheitsvorschriften – die Abteile werden 24 Stunden durch Sicherheitskameras, zwischen 22 und 6 Uhr zusätzlich durch einen Wachdienst und eine Alarmanlage überwacht. Außerdem wurden feuertechnische Maßnahmen wie Brandabschnittstüren, Rauch-, Feuermelder, etc. realisiert.

<sup>29</sup> Für das Unternehmen ist damit ersichtlich, welcher und wie viele Kunden sich gerade bei den Abteilen befinden oder befanden.

**Abbildung 14: Aufenthaltsbereich**



**Abbildung 15: Werbe-, Verpackungsmaterial**



In jedem der Büros befindet sich ein kleiner Aufenthaltsbereich mit einem Glastisch und zwei roten Sesseln (siehe Abbildung 9 und 14). Der Glastisch wird von den Angestellten individuell dekoriert – Kerzen, Süßigkeiten, Informationsmaterial, Blumen, etc. Die vielen Pflanzen und die Dekoration strahlen Gemütlichkeit und eine fast schon wohnliche Atmosphäre aus. Außerdem befindet sich in jedem der Büros eine Ecke oder Nische mit allerlei Umzugs-, Verpackungsmaterial und Werbeartikel, angefangen von Kartons in verschiedenen Größen, Schutzfolien für Möbel, Schlüsselanhänger, Vorhängeschlösser um die Abteile abzuschließen, Klebebänder mit dem Logo der Firma, etc., die man bei den Angestellten erwerben kann (siehe Abbildung 15).

### **2.3.2.3.3 Kundenkontakte – Die Relevanz sozialer Kompetenzen**

Wie wichtig sogenannte ‘Soft Skills‘ oder soziale Kompetenzen bei der Dienstleistung Selfstorage bezüglich der Kontakte zu den Kunden sind, erklärt mir Martin Gerhardus. Er berichtet, dass er selbst bei der Gründung des Unternehmens am ersten Standort gemeinsam mit einer jungen Frau Anfang zwanzig an der Rezeption gearbeitet hat und dass dies überhaupt nicht funktioniert habe. Seiner Meinung nach konnte diese junge Frau aufgrund ihres Alters nicht sehr gut auf die Kunden und deren Probleme eingehen. Daher setzt das Unternehmen jetzt bei den Angestellten, die häufigen, direkten Kontakt mit den Kunden haben, auf Personal ab Anfang vierzig, die mehr Lebenserfahrung mitbringen und sich laut Gerhardus deswegen besser in die jeweilige Situation und den Kunden hineinversetzen können. Das Unternehmen setzt hierbei vor allem auf Frauen, die Gerhardus zufolge mehr Einfühlungsvermögen als Männer besitzen und teilweise den Kunden gegenüber schon fast eine Mutterrolle einnehmen (wie eine der befragten Kundinnen erzählte). Die Kunden fühlen sich besser verstanden und aufgehoben und Martin Gerhardus meint, mit dieser Strategie bisher ausschließlich sehr gute Erfahrungen gemacht zu haben.

Die freundliche, hilfsbereite und kommunikative Art der Angestellten fällt uns bei den Untersuchungen an den Standorten von ‘My Place‘ sehr stark auf. Beim Betreten der Büros wurden wir sogleich freundlich begrüßt und nachdem wir erklärten, wer wir sind (die Angestellten wurden darüber informiert), bot man uns Kaffee an, wir bekamen ausführlich Auskunft über alle Fragen, die wir stellten

sowie eine Führung durch das Gelände der Standorte. Auch gegenüber potenziellen und aktuellen Kunden konnten wir diese Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft feststellen. Mit bestehenden Kunden, die öfter vorbei kommen, wurde auch mal kurz geplaudert. Mit der Geduld und Freundlichkeit der Angestellten von 'My Place' hatte darüber hinaus auch die Sozialarbeiterin, mit der ein Leitfadengespräch geführt wurde, Erfahrungen gemacht. Sie erzählt davon, Telefonaten beigewohnt zu haben, bei denen es um das Problem ging, dass einer ihrer Klienten, der einen Lagerraum bei 'My Place' angemietet hat, seine Miete nicht zahlen kann. Die Sozialarbeiterin beschreibt die Angestellten von 'My Place' auch in solchen Fällen als „extrem kulant und zuvorkommend“, mit einer „Engelsgeduld“ und „die haben wirklich eine soziale Ader“.

Die Kundengespräche laufen beim ersten persönlichen Kontakt, soweit wir das feststellen konnten, alle nach einem fixen Schema ab. Nach einer freundlichen Begrüßung und Erkundung, wie man helfen kann, beschränkten sich die meisten Kunden darauf zu sagen, dass sie einen Lagerraum brauchen. Die Angestellten fragen dann nach, warum sie einen Lagerraum brauchen, wie groß er sein soll und wofür, um einen Überblick über den individuellen Bedarf zu erhalten. Mit diesen Fragen soll eine optimale Bedarfsanpassung gewährleistet werden. Wenn die erste Kontaktaufnahme eines potenziellen Kunden per Telefon erfolgt, versuchen die Angestellten, den Kunden direkt zum Standort herzuholen, da die Kunden den Angestellten zufolge oft eine falsche Vorstellung ihres Stauraumbedarfs haben. Der Bedarf wird meist viel zu hoch geschätzt und wenn man den Kunden nur den Preis des zu großen Abteils am Telefon mitteilt, ist es sehr wahrscheinlich, dass die Kunden sich nicht dafür entscheiden. Ist der potenzielle Kunde am Standort, können die Angestellten ihm verschiedene Lagerraumgrößen zeigen und dadurch können sie besser den eigenen Bedarf abschätzen. Als Daumenregel gilt, dass die Wohnungseinrichtung von einer 100 m<sup>2</sup> Wohnung in einem 10 m<sup>2</sup> großen Lagerraum untergebracht werden kann. Durch die erhebliche Höhe der Abteile, kann man durch Übereinanderstapeln den Platz optimal ausnutzen. Die durchschnittlich angemietete Fläche pro Kunde liegt im einstelligen Bereich, also unter 10 m<sup>2</sup>. Der Erfahrung der Angestellten zu Folge, können die meisten Kunden ihre Habseligkeiten in weniger als 3 m<sup>2</sup> unterbringen, wobei dies natürlich davon abhängt, ob der gesamte Inhalt der Wohnung eingelagert werden soll oder nur ein 'Ersatzkeller' gesucht wird.

Wurde der Bedarf in etwa ermittelt, werden die potenziellen Kunden sogleich mit einer Liste der freistehenden Abteile zu diesen mitgenommen und zwar durch das Tor hindurch. Es bestünde die Möglichkeit, direkt vom Büro aus durch eine Tür zu den Abteilen zu gelangen. Die Angestellten nutzen den weiteren Weg jedoch, um gleich zu erklären, wie man mit Hilfe des Codes auf das Gelände gelangt und um die Aufzüge, Wagen, etc. zu zeigen. Bei den Abteilen angelangt, werden den potenziellen Kunden unterschiedlich große Abteile vorgeführt, damit diese sich selber ein Bild davon machen können, welche Größe für sie optimal ist. Währenddessen fragen die Angestellten, falls noch nicht erfahren, weiter nach, was denn der Grund für die Anmietung ist und was konkret eingelagert werden soll. Außerdem werden die Vorteile von 'My Place' erläutert – die Sicherheitsvorkehrungen, die langen Öffnungszeiten, der Schädlingschutz, die Brandschutztüren, andere feuer- und sicherheitstechnische Maßnahmen, Barriere freier Zugang, Umzugshilfe, die Möglichkeit optimal an die Lagerraumgröße angepasste Kartons zu kaufen, etc. und worauf die Kunden zu achten haben – z.B. was sie nicht

einlagern dürfen. Im Zuge dessen erfahren wir, dass es möglich ist, direkt mit seinen Sachen herzukommen und sofort einen Lagerraum anzumieten. Wenn verschieden große Abteile vorhanden sind, kann man sogar ausprobieren, wo die Sachen hineinpassen um die Größe des Lagerraumes somit optimal an den Bedarf anzupassen. Nach der Rückkehr ins Büro wird den potenziellen Kunden ein Kaffee angeboten und die finanziellen Dinge erläutert, welche Möglichkeiten der Bezahlung es gibt, welche Preisreduzierungen es gibt, wenn man länger anmietet, sowie die Versicherung der Gegenstände, etc. In einem Fall konnten wir direkt miterleben, wie der Vorgang eines Vertragsabschlusses abgewickelt wird.

Bei der Befragung der Angestellten interessierte uns unter anderem, welche spezifischen Fähigkeiten man ihrer Meinung nach in ihrem Job besitzen sollte. Die Angestellten antworteten, dass man sehr flexibel und gut organisiert sein muss, da oft mal vieles beinahe gleichzeitig erledigt werden sollte, z.B. wenn ein Kunde herein kommt, das Telefon klingelt und dann noch Probleme mit einem Aufzug oder dem Garagator auftreten. Daher sind jeweils zwei Angestellte für einen Standort zuständig, die sich die Arbeitszeit so einteilen, dass bei Stoßzeiten, die jedoch nicht immer voraussagbar sind, möglichst beide anwesend sind. Die Angestellten sind für den reibungslosen Ablauf am jeweiligen Standort, alle damit verbundenen administrativen Tätigkeiten und somit auch für alles zuständig und verantwortlich, was gerade anfällt und auf längere Sicht erledigt werden muss.

Im Hinblick auf den Umgang mit Kunden spielen für die Angestellten neben Kompetenz und Professionalität auch andere Qualitäten eine große Rolle: dass man geduldig ist, gut zuhören kann, auf den jeweiligen Kunden und sein Problem eingeht, sich emotional auf den Kunden einstellt und eine individuelle Problemlösung anbietet, mit der dem Kunde geholfen werden kann. Die Angestellten bezeichnen sich selbst teilweise als Psychologen oder Sozialarbeiter, da insbesondere viele 'Notfall'-Kunden sich in schwierigen Lebenssituationen befinden, somit emotional belastet sind und ihre Probleme dann teilweise auch kundtun. Daher ist es ihrer Meinung nach wichtig, auf den Kunden einzugehen, Verständnis zu zeigen und ihm bei der Problemlösung zu helfen, zumindest was das Platzproblem anbelangt. Manche Kunden kommen laut den Angestellten auch öfter mal 'einfach so' vorbei um zu plaudern oder Geschichten aus ihrem Leben zu erzählen. Nimmt dies Überhand, müssen sie aber auch Grenzen setzen und den Kunden freundlich aber bestimmt mitteilen, dass sie andere Dinge erledigen und arbeiten müssen. Um den Umgang mit Kunden zu trainieren, nehmen die Angestellten regelmäßig an Kursen teil.

Die Ausführungen zu den Kundenkontakten machen deutlich, dass bei dieser spezifischen Dienstleistung die Vertrauensbasis der Kunden zu den Angestellten scheinbar eine große Rolle zu spielen scheint. Aufgrund dessen werden die Angestellten nicht nur hinsichtlich ihrer bürokaufmännischen Fähigkeiten oder anderer Fertigkeiten ausgewählt, sondern vor allem auch wegen ihrer sozialen Kompetenzen.

## 2.4 Zusammenfassende Bemerkungen

In diesem Kapitel wurden unterschiedliche Aspekte der Dienstleistung Selfstorage erörtert, um die Thematik greifbarer zu machen. Dabei kann festgehalten werden, dass diese Dienstleistung ein urbanes Phänomen ist, die ihre Anfänge in den USA zu verzeichnen hat und sich erst später im deutschsprachigen Raum etablierte.

Aufgrund der Annahme, dass Selfstorage ein urbanes Phänomen ist und mit der Dichte der Städte zusammenhängt, wurde der Frage nachgegangen, ob das in Wien ebenfalls der Fall ist. Hier kann festgehalten werden, dass urbane Dichte in Wien kein großes Problem zu sein scheint, da genügend Stadterweiterungs- und Stadtentwicklungsgebiete vorhanden sind. Jedoch wurden andere Hinweise in Hinblick auf die Ursachen der großen Nachfrage nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum gefunden. Einerseits kann eine veränderte Nachfrage nach bestimmten, innerstädtischen Wohnformen Auswirkungen auf die Stadtplanung haben und somit auch ein Ansteigen der Dichte zentrumsnaher Gebiete in Wien hervorrufen. Andererseits sind die Gründe für einen Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum auf die Ausstattung der Wohnungen selbst und damit auf die Faktoren, auf die beim Bau dieser geachtet wird, zurückzuführen. Die Analyse der Gesetzeslage der Wiener Bauordnung hat ergeben, dass die Ausstattung einer Wohnung mit einem Abstellraum oder Kellerabteil gesetzlich nur marginal oder gar nicht verankert war und ist. In einer Studie aus der Schweiz (Gilg, Schaeppi 2007) wird in dem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass das 'banale' Bedürfnis, Sachen verstauen zu können, bei den Anbietern von Wohnraum meist zu wenig Beachtung findet. Jedoch wurde darüber hinaus aufgezeigt, dass dieses Bedürfnis auch bei vielen Nachfragern von Wohnraum bei der Wohnungssuche oftmals in den Hintergrund gerät und das Hauptaugenmerk auf anderen Kriterien liegt. Somit wird die Hypothese aufgestellt, dass das Vorhandensein von ausreichend Stau- und Lagerräumlichkeiten bisher kein gängiges Kriterium darstellte, auf das beim Wohnungsbau und bei der Wohnungssuche maßgeblich geachtet wurde. Der rapide Anstieg der Dienstleistung Selfstorage deutet jedoch darauf hin, dass diesem Bedürfnis sehr wahrscheinlich immer mehr Rechnung getragen werden wird (bei den Nachfragern von Wohnraum) bzw. sollte (bei den Anbietern von Wohnraum).

Anschließend wurden das Unternehmen 'My Place' und dessen definierte Kundensegmente kurz dargestellt, um einen Einblick hinsichtlich der Ursachen und Gründe für eine Anmietung eines Lagerraumes zu erhalten. Danach wurden die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtungen und der Leitfadengespräche diskutiert.

Ein wichtiges Ergebnis der Beobachtungen und Interviews, auf welches hier nochmal explizit hingewiesen werden soll, ist, dass beim Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum nicht immer nur ein Platzproblem innerhalb der jeweiligen Wohnsituation im Hintergrund steht. Wie die Beobachtungen und Leitfadeninterviews ergeben haben, befinden sich manche der Kunden bei der Anmietung in schwierigen und unter Umständen prekären Lebenslagen. Von Interesse sind in dieser Diplomarbeit die hinter dem Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum befindlichen Situationen, Lebensumstände und auch strukturellen Bedingungen, die diesen Bedarf bedingen.

### 3. PROBLEMSTELLUNG

---

Zu Beginn der Forschungsarbeit führte ich etliche informelle Gespräche mit Bekannten und Freunden, wer ihrer Meinung nach einen Lagerraum bei 'My Place' anmietet und aus welchen Gründen. Diese Gespräche folgten keiner klaren Methodik und sollen hier nur kurz Erwähnung finden. Spannend war für mich, dass viele der Angesprochenen diese Dienstleistung gar nicht kannten, bzw. gar nicht wussten, dass es so etwas in Wien gibt. Bezüglich der Nutzer bzw. Mieter eines Lagerraumes gingen die meisten der informell Befragten davon aus, dass das Platzproblem innerhalb der eigenen Wohnsituation hauptsächlich mit einem 'zu viel' an persönlichen Besitztümern einhergeht, z.B. fiel oft mal der Begriff 'Messie'<sup>30</sup>, oder es wurden ältere Menschen, die sich von nichts trennen können, 'verdächtig', einen zusätzlichen Lagerraum zu brauchen. Außerdem wurden 'Wohlhabende' in dem Zusammenhang oft genannt, dass sie sich zu viel kaufen und dann nicht wissen, wohin mit den Sachen.

Auch die befragten Angestellten von 'My Place' berichteten teilweise davon, dass sie vor ihrer Arbeit davon ausgegangen sind, dass diese Dienstleistung hauptsächlich Menschen nutzen, die sich von nichts trennen können – 'schrullige' ältere Personen, die Erinnerungsstücke behalten wollen, oder Ähnliches wurde genannt.<sup>31</sup> Man könnte somit sagen, dass etliche der informell Befragten davon ausgehen, dass es sich bei einem Lagerraum um ein 'Luxusgut' bzw. eine reine Annehmlichkeit handelt, damit die jeweiligen Personen sich von bestimmten Dingen nicht trennen müssen. Konstellationen, in der sich die Wohnsituation drastisch verändert und die Anmietung eines Lagerraumes begründen würde, wurden seltener genannt.

In dieser Diplomarbeit soll aufgezeigt werden, dass solche Zuschreibungen zu kurz gegriffen sind. Wie die Analysen der Kundenbefragungen zeigen werden, stehen komplexe, teils als schwierig beschriebene Lebenssituationen hinter der Entscheidung einen Lagerraum anzumieten.

Aufgrund der Kundensegmentbeschreibung und unter Einbezug der Informationen der Angestellten von 'My Place', dass eine 'Typisierung' der Kunden, die einen Lagerraum anmieten, unmöglich ist und

---

<sup>30</sup> Das sogenannte 'Messie'-Syndrom ist gegenwärtig in den Medien eine präzente Thematik, mit der sich etliche Reportagen befassen. Jedoch ist diese Berichterstattung meist einseitig und konzentriert sich hauptsächlich auf "vermüllte Wohnungen" (<http://www.femmessies.de/verein/presseberichte/Medienkritik.htm>). Experten kritisieren dies und weisen darauf hin, dass es sich bei diesem Syndrom um eine psychische Zwangsstörung handelt: „So genannte „Messies“ sammeln und horten Dinge, die sie eines Tages wieder benötigen könnten oder an die bestimmte sentimentale Erinnerungen geknüpft sind. Ihre Wohnräume quellen über von „Schund“ und „Schätzen“, so dass oft nur noch schmale Gänge begehbar sind. Das Leiden der Betroffenen dieser Art von Zwangsstörung wird in der Regel dann deutlich, wenn sie von Angehörigen oder Behörden dazu gezwungen werden, sich von Dingen zu trennen. Dies kann sie in tiefe Verzweiflung stürzen und depressiv oder gar suizidal machen. Die Wurzeln dieser Störung liegen – wie man bei Zwangsstörungen ganz allgemein vermuten darf – in gefühlsmässig verunsichernden Problemen und Erfahrungen in der Vergangenheit, die von den Betroffenen nicht adäquat gelöst werden konnten, sondern mithilfe des Zwangs auf eine andere Ebene verschoben wurden.“ (Ambühl 2007: 1)

In dieser Diplomarbeit wird diese komplizierte Thematik weitgehend ausgeklammert, da psychische Zwangsstörungen in den Bereich der Psychologie bzw. Psychotherapie, nicht jedoch in das Aufgabenfeld der Soziologie fallen und hier nicht adäquat behandelt oder analysiert werden können.

<sup>31</sup> Quelle: Leitfadeninterviews mit Angestellten von 'My Place'

die Kunden aus allen möglichen Schichten stammen, erkennt man, dass man die Dienstleistung nicht ausschließlich als Wohlstands-Phänomen auslegen und der Anhäufung privater Besitztümer zuschreiben kann. Die Angestellten selber berichten zum Teil davon, dass sie sehr über die „soziale Bandbreite“ ihrer Kunden überrascht waren und dass unter den Kunden „viele verschiedene Nationalitäten“ vertreten sind. Die Kunden seien „alles quer durch“, vom „armen Wohnungslosen“ über „Superreiche“, vom „Weltenbummler“ über „alteingesessene Wiener“, mit zahlreichen, verschiedenen Anmietungsgründen sowie unterschiedlicher Anmietungsdauer. Gründe für die Anmietung sind daher nicht nur in der Nichtbenutzbarkeit von Kellern und Dachböden bzw. im Mangel an Stau- und Lagerraum innerhalb der Wohnsituation zu sehen. Die Gespräche mit den Angestellten von ‘My Place’ und dem geschäftsführenden Gesellschafter Martin Gerhardus weisen darauf hin, dass sich viele der Kunden bei der Anmietung in einer Problemlage befanden und es sich nicht um eine reine Annehmlichkeit oder um ein ‘Luxusgut’ handelt. Oft ist die Entscheidung, einen Lagerraum anzumieten, eine Reaktion oder Anpassung an eine veränderte Lebenssituation. Zum Beispiel ändert sich die Wohnsituation durch eine Scheidung oder durch den Verlust der Erwerbsarbeit sinken die finanziellen Ressourcen und ein Umzug in eine günstigere Wohnung mit weniger Stauraum ist erforderlich oder der Einzug in eine neue Wohnung kann erst später stattfinden und ein Lagerraum stellt eine optimale Übergangslösung dar, etc.

Es wird daher angenommen, dass der Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum und die große Nachfrage der Dienstleistung Selfstorage sich nicht an bestimmten sozialen Schichten, Altersgruppen oder ähnlichen demografischen oder sozialstrukturellen Indikatoren festmachen lässt. Platzprobleme in Hinblick auf persönlich nutzbare Wohn- und/oder Lagerraumfläche hängen von der spezifischen Wohnungs-, Arbeits- und familiären Situation der jeweiligen Person, sowie der Fülle persönlicher Besitztümer und dem Umgang damit ab und können somit prinzipiell jede und jeden betreffen.

Der Platzbedarf und das ‘Auslagern’ von Besitztümern sollen anhand von zwei Thesen untersucht werden, die nun diskutiert werden.

### 3.1 These 1 – Die Pluralisierung der Lebensstile

*Das Aufkommen und die steigende Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage reflektieren den gesellschaftlichen Trend in Richtung Pluralisierung der Lebensstile.*

Anhand des Begriffes der ‘Pluralisierung der Lebensstile’ wird der soziale Wandel hinsichtlich der Lebensführung der Individuen der letzten Jahrzehnte, der insbesondere in den industrialisierten Ländern erkennbar ist, erörtert und analysiert.<sup>32</sup> In diesem Kontext spielt der Begriff der Individualisierung eine bedeutende Rolle, der ebenfalls genauer diskutiert wird. Anhand von gesellschaftlichen Tendenzen, die mit diesen beiden Begriffen in Zusammenhang stehen, soll ausgearbeitet werden, welche Trends zu einem steigenden Bedarf an Stau- und Lagerraum führen können und somit die große Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage reflektieren. Folgende drei Entwicklungen werden als bezeichnend für einen steigenden Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum gesehen:

- 1) *Die Vielfalt ‘neuer’ Familien- und Haushaltsformen*
- 2) *Die Zunahme von Mobilität*
- 3) *Die „Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung“<sup>33</sup>*

Diese drei gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen, die vor allem in den industrialisierten Ländern beobachtbar sind und dort aktuell diskutiert werden, weisen auf Ursachen des zusätzlichen Bedarfs an Stau- und Lagerraum hin. Obwohl dieser Bedarf nur in Wien untersucht wurde, wo spezifische Problemlagen wie der große Anteil an Altbaubeständen mitberücksichtigt werden müssen, ist diese These auch auf andere Großstädte in industrialisierten Ländern anwendbar. Beispielsweise wurde und wird die Vielfalt der ‘neuen’ Familien- und Haushaltformen, wie später noch genauer erläutert wird, vom Wohnungsmarkt zu wenig berücksichtigt, wodurch viele Wohnungen für diese Familien- und Haushaltformen nicht adäquat sind und nicht deren subjektiven Wohnwünschen und -bedürfnissen entsprechen. Dies lässt eine alternative Anpassung durch einen zusätzlichen Lagerraum wahrscheinlich werden. Aber auch die Zunahme der räumlichen Mobilität ist ein wichtiger Faktor für den Erfolg der Dienstleistung Selfstorage. Einerseits bezüglich des Kundensegmentes der ‘Need-Kunden’, die beispielsweise aufgrund einer Umzugssituation<sup>34</sup> einen zusätzlichen Stauraum als Zwischenlager ihrer Habseligkeiten anmieten, andererseits aber auch bezüglich des Individualverkehrs. Martin Gerhardus sagte dazu: „Wenn es kein Auto gäbe, gäbe es das [= diese Dienstleistung] nicht.“<sup>35</sup> Durch die Ausbreitung der Infrastruktur, welche Mobilität ermöglicht und erleichtert, also die Erhöhung des Mobilitätspotentials, steigt auch der Individualverkehr an. Dies erleichtert wiederum den Gütertransport, was Martin Gerhardus als wichtigen Beitrag für das Funktionieren dieser Dienstleistung erkennt.

Die These der ‘Pluralisierung der Lebensstile’ und insbesondere die in den Unterpunkten angeführten Trends, sollen in dieser Diplomarbeit im Theorieteil anhand von einschlägiger Literatur und statistischen

<sup>32</sup> Detailliertere Ausführungen dazu siehe Kapitel 3.3 Kernbegriffe der Diplomarbeit

<sup>33</sup> Begrifflichkeit entnommen aus: Otte 2005: 4

<sup>34</sup> Ein Umzug ist eine Form räumlicher Mobilität und wird auch Wohnmobilität genannt.

<sup>35</sup> Quelle: Leitfadeninterview mit Martin Gerhardus am 28.01.2010

Daten untersucht und mit dem zusätzlichen Bedarf an persönlich nutzbarem Platz in Zusammenhang gebracht werden. Dabei gehen die ersten beiden Trends auf die Fragen ein, warum Individuen ‘zu wenig Raum‘ zur Verfügung haben und sich deswegen für die Anmietung eines Stau- oder Lagerraumes entscheiden. Als Ursachen werden beispielsweise angenommen, dass viele Wohnungen nicht den individuellen Platzbedürfnissen entsprechen oder dass Individuen mit einer veränderten Raumsituation umzugehen haben. Daher soll diskutiert werden, wie und warum es zu solchen Situationen kommen kann und warum die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes, im Sinne einer alternativen Platzschaffung, beispielsweise dem Umzug in eine andere, größere Wohnung vorgezogen wird. Der dritte Trend hingegen weist eher auf den Aspekt des ‘zu wenig Raums‘ aufgrund eines ‘zu viel an Objekten‘, oder auf das Bedürfnis, bestimmte Dinge in einem Lagerraum ‘verstecken‘ zu können, hin. Demgemäß soll erörtert werden, inwieweit die Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung mit dem Bedarf an zusätzlichem Lagerraum zusammenhängt.

### **3.2 These 2 – Die dynamische Wechselwirkung Individuen – Räume – Objekte**

*Das Auslagern persönlicher Gegenstände erfolgt anhand der dynamischen Wechselwirkung der drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte.*

Diese These operiert auf der Ebene der Akteure und soll die individuelle Entscheidung, Dinge auszulagern, untersuchen. Durch die Kundensegmentbeschreibung, die Beobachtungen und die Leitfadengespräche ist erkennbar, dass hinter der Entscheidung, einen Lagerraum anzumieten, komplexe Konstellationen bzw. Lebenslagen zu verorten sind, die sowohl mit den ‘Räumen‘, dem verfügbaren Wohnraum und den Stau- und Lagerraummöglichkeiten, als auch den ‘Objekten‘, den individuellen Besitztümern, zusammenhängen. Unter anderem soll hier der Frage nachgegangen werden, inwiefern die beiden Faktoren ‘Räume‘ und ‘Objekte‘, die Entscheidungen und Handlungen der ‘Individuen‘ in Hinblick auf die Anmietung eines Lagerraumes beeinflussen.

Um diese Wechselwirkung zu veranschaulichen, werden im theoretischen Teil die einzelnen Faktoren, sowie die Beziehungen zwischen ihnen, anhand thematischer Schwerpunkte erläutert. Anschließend wird die Wechselwirkung der drei Faktoren im empirischen Teil für die Methode adaptiert und die Themenschwerpunkte für die Erstellung eines Leitfadens für die Kundenbefragung verwendet. Die Auswertung der Interviews basiert auf diesem thematischen Schema, das im theoretischen Teil entwickelt wird.

### 3.3 Kernbegriffe der Diplomarbeit

Bevor mit einer detaillierteren Beschreibung der zwei Thesen und deren Verknüpfung mit der Dienstleistung Selfstorage fortgefahren wird, sollen im nun folgenden Kapitel grundlegende Begriffe definiert werden, die mit den Thesen zusammenhängen und deren Klärung wesentlich für das Verständnis der weiteren Ausführungen in dieser Diplomarbeit ist.

Es werden zuerst die Begriffe der Pluralisierung der Lebensstile sowie der Individualisierung erörtert und deren Verwendung in dieser Arbeit definiert. In weiterer Folge werden der Wandel des Wohnens sowie Aspekte der Mobilität untersucht, die in engem Zusammenhang mit den Formen der Pluralisierung der Lebensstile stehen und sich gegenseitig bedingen.

#### 3.3.1 Die Pluralisierung der Lebensstile

*„A lifestyle can be defined as a more or less integrated set of practices which an individual embraces, not only because such practices fulfill utilitarian needs, but because they give material form to a particular narrative of self-identity.“ (Giddens 1991: 81. In: Aufhauser 1995: 43)*

In den vergangenen Jahrzehnten kam es zu fundamentalen soziostrukturellen und soziokulturellen Veränderungen in modernen Industriegesellschaften. In der Literatur diskutierte Schlagworte und zugleich Merkmale dieses sozialen Wandels sind die Individualisierung, die *Pluralisierung von Lebenslagen und Lebenswegen*, Enttraditionalisierung, Demokratisierung, Rationalisierung, fortschreitende Differenzierungsprozesse, Säkularisierung, Mobilitätssteigerung und Massenwohlstand (vgl. Hermann 2004: 154; Katschnig-Fasch 1998: 11; Beck 1983: 36; Scholl, Hage 2004: 8; Albrecht 1990: 504). Als Ursachen dieser Veränderungen werden Phänomene wie die Bildungsexpansion, die Änderungen im Geschlechterverhältnis und die damit zusammenhängende Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit, die Auflösung geradliniger, vorhersagbarer Lebensverläufe, die Flexibilisierung und Diversifizierung der Arbeitswelt, neue Produktionsformen und die Auflösung traditioneller Zeitstrukturen (Eberling 2002. In: Beckmann et al. 2006: 16), das beispiellose Wachstum des privaten, materiellen Wohlstandes und der sozialen Absicherung durch die positive, staatliche Wohlfahrtsentwicklung der Nachkriegsjahrzehnte und die Ausdifferenzierung der Alltagskultur- und Ästhetik genannt. Dadurch wurde ein vieldiskutierter Trend in Gang gesetzt - die partielle Herauslösung von Individuen aus traditionellen Sozialformen und -bindungen. (vgl. Scholl, Hage 2004: 8; Beckmann et al. 2006: 16; Müller 1993: 29ff.)

Vor allem das wachsende Niveau des Lebensstandards, gestiegenes Mobilitätspotential, steigende soziale Absicherung und Bildung, wirken sich immer mehr auf die Organisation des individuellen Lebenswegs aus. (vgl. Müller 1993: 31; Albrecht 1990: 506) Individuen werden aus „überlieferten Lebensordnungen“ (Berger 1986. In: Müller 1993: 25) freigesetzt, sind nicht mehr so stark in soziale Strukturen und traditionelle Formen und Beziehungen des „Herkunftsmilieus“ (Beck 1983: 38) eingebunden und sehen sich „einem historisch ungekannten Ausmaß von Lebenschancen, Optionen und freiwillig eingegangenen Ligaturen“ (ebenda) gegenüber. Das „persönliche Wohin“ wird somit immer weniger durch das „soziale Woher“ (Albrecht 1990: 505) bestimmt, der Trend in Richtung

gesellschaftlicher Differenzierung und sozialer Polarisierung wird dadurch weiter fortgesetzt. Die Individuen sind in die Lage versetzt, sich 'selbst zu verwirklichen' indem sie ihre Lebensbiographie eigenständig gestalten, ihren Lebensstil frei wählen und sich dadurch selbst „stilisieren“. (Funke 1997: 308) Diese Entwicklung wird auch im Zusammenhang mit der Individualisierung gesehen, womit gemeint ist, dass das Individuum „zum Zentrum der Lebensgestaltung“ (Haudenschild 1989: 251) wird und das Kollektiv an Bedeutung verliert. Dies sind „die entscheidenden sozialen Mechanismen und Prozesse, die wir als *Pluralisierung von Lebensweisen und Pluralisierung der Lebensstile* bezeichnen“. (Albrecht 1990: 506. Hervorhebung im Original; vgl. dazu ebenfalls Müller 1993: 22)

Erstmals wurden diese Veränderungsprozesse in urbanen Zentren „mit ihrem zunehmenden kommerziellen Dienstleistungsbereich empirisch erfahrbare, und so waren es Stadtsoziologen, die als erste auf den Wandel urbanen Lebens und auf den wachsenden Trend zur Pluralisierung und Individualisierung von Lebensweisen aufmerksam gemacht haben.“ (Albrecht 1990: 505)

Dieser Trend hat aber auch negative Seiten: durch die Pluralisierung der Stile „erwächst die Wahlfreiheit des Individuums und mithin die Chance von personaler Autonomie wie auch der Zwang zur Individuierung als Charakteristikum des modernen Lebensstils“. (Müller 1993: 373) Der Rückhalt und die soziale Sicherung durch soziale Verbände geht verloren. Anonymität, Singularisierung und Vereinsamung sind Kennzeichen dieser Entwicklung. Katschnig-Fasch weist darauf hin, dass durch den Zerfall kulturell-normativer Überlieferungen, traditioneller Lebenswelten und deren Verbindungen und Verbindlichkeiten „auch Orientierungslosigkeit und (...) Verlust der Wirklichkeitsbeziehungen“ (Katschnig-Fasch 1998: 13) einhergehen. Durch die Auflösung traditioneller Lebenswelten wird ein Prozess eingeleitet, der die normative Bindekraft dieser Lebenswelten mindert. (vgl. Katschnig-Fasch 1998: 12f.)

Wie schon erwähnt, ist davon auszugehen, dass die Pluralisierung der Lebensstile durch die Individualisierung bedingt wird. Die nun folgende Erläuterung des Begriffs der Individualisierung kann als Präzisierung der mit der Pluralisierung der Lebensstile verbundenen Entwicklungen gesehen werden.

### **3.3.1.1 Individualisierungstendenzen – Ein zweiseitiges Schwert**

Der Begriff der *Individualisierung* wird in der Soziologie für verschiedene Konzepte und theoretische Herangehensweisen unterschiedlich definiert und Fuchs-Heinritz et al. (2007: 289) bezeichnen ihn daher als „bedeutungsunscharf“. Simmel verwendet ihn laut Fuchs-Heinritz et al. (ebenda) beispielsweise um die „Verselbstständigung der Einzelnen aus gemeinschaftlichen Zusammenhängen“ zu kennzeichnen. In der marxistischen Diskussion wird mit dem Individualisierungsbegriff wiederum die „abnehmende Orientierung an Kollektiven bzw. an sozialpolitisch als Handlungsträger vorgestellten Großgruppen“ (Fuchs-Heinritz et al. 2007: 290) beschrieben. Ganz allgemein wird in der Soziologie mit dem Begriff der Individualisierung der „Rückgang allgemein sozialer oder kollektiver Orientierungen und entsprechender Handlungen zu Gunsten einer Überantwortung an Entscheidungen und Gestaltungen durch das Individuum [verstanden]. In dieser

Bedeutung oft auch Bezeichnung für den kulturgeschichtlichen Vorgang seit Ende des Mittelalters, in dem das Individuum sich als Sinnzentrum seines Lebens formulierte (etwa durch Autobiografie), sich als Entscheidungszentrum gegen Tradition und Dogma zu behaupten suchte (Reformation, Aufklärung) und sich lebenspraktisch (als Wissenschaftler, als Künstler, als Unternehmer, usw.) bewährte.“ (ebenda)

Der Begriff impliziert somit, wie oben schon erwähnt, dass das Individuum im weitesten Sinne sein Leben selber und freier gestalten und seine eigene Identität selbstständig definieren und ausbilden kann. Es ist nicht mehr klar vorgegeben, dass beispielsweise der Sohn das Handwerk seines Vaters übernimmt. Vielzählige Möglichkeiten stehen zur Verfügung, deren Verwirklichung jedoch von den individuellen Ressourcen abhängen.

Diese Entwicklung ist jedoch, wie vorher bereits kurz aufgegriffen, ein zweischneidiges Schwert: „Mit der exzessiven Zunahme der Möglichkeiten wächst die Gefahr der Destrukturierung, Fragmentierung und Entkoppelung“ (Michaud 1997. In: Bauman 2003: 109) und die „Deregulierung und Entroutinisierung menschlichen Verhaltens (...) [ist] unmittelbar verbunden mit einer Lockerung oder Auflösung menschlicher Beziehungen“. (Bauman 2009: 66f.) Die Risiken und Gefahren, die mit jeder einzelnen Entscheidung einhergehen können, werden auf das Individuum zurückgeworfen, da es selbst dafür die Verantwortung trägt. Es „(...) wird (wieder kontrafaktisch) angenommen, dass es allein eine Frage der individuellen Bereitschaft und Leistung ist, ob man ihnen gehorcht. Aufgrund dieser Annahme kann „soziale Invalidität“, die zur Exklusion führt, in der Konsumgesellschaft nur das Ergebnis individueller Mängel sein; jeglicher Verdacht, dass das Scheitern „extrinsische Ursachen“ haben könnte, die überindividuell sind und in der Gesellschaft wurzeln, wird von vornherein ausgeschlossen oder zumindest in Zweifel gezogen und als stichhaltige Rechtfertigung ausgeschlossen.“ (Bauman 2009: 76) Versagt jemand, ist er somit ‘selber schuld‘ und hat unter Umständen keinen sozialen Rückhalt, auf den er zurückgreifen kann. Ganz im Sinne von ‘Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied‘ orientiert man sich an der Umsetzung des eigenen, individuellen Glücks und muss es selbstständig verantworten, wenn das Ziel bzw. Glück nicht erreicht wurde. Das Individuum ist auf sich selbst gestellt, im positiven wie im negativen Sinne. Bauman beschreibt dies mit den Worten „Horror der Verantwortung“ (Bauman 2009: 115. Hervorhebung im Original) und der „panischen Angst vor dem Scheitern“ (Bauman 2009: 114).

### 3.3.1.2 Das Konzept der Lebensstile

Seit den 1980er Jahren wird darauf hingewiesen, dass die 'alten' vertikalen Ungleichheiten nun durch 'neue' horizontale Ungleichheiten „jenseits von Klasse und Schicht“ (Beck 1986: 121. In: Beckmann et al. 2006: 15) überlagert werden. Kritisiert wird an den herkömmlichen Klassen- und Schichtkonzepten die einseitige und damit eingeschränkte Konzentration auf ökonomische Indikatoren und vertikale Ungleichheitsmerkmale wie Einkommen, Berufsstatus und Bildung; zur Analyse von sozialen Ungleichheiten. In den Klassen- und Schichtkonzepten wurden ökonomische Ressourcen und Lebensbedingungen als ursächlich für das Handeln der Individuen betrachtet. So war es möglich, vom Erscheinungsbild eines Menschen Rückschlüsse auf dessen Position innerhalb der Gesellschaft zu ziehen. „Eine bestimmte Art sich zu kleiden, sich zu bewegen, der Aussprache, kultureller Interessen, Essensvorlieben u.v.a. evozierte fast reflexartige Vermutungen über die berufliche Stellung des Betreffenden“ (Funke 1997: 307) und damit seiner Stellung in der „hierarchischen Ordnung des Alltags“. (ebenda) Jedoch ist, aufgrund oben genannter gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen wie die Steigerung des Wohlstandsstandards, die Bildungsexpansion, etc., eine einseitige Orientierung an ausschließlich sozio-ökonomischen Indikatoren nicht mehr ausreichend für eine gehaltvolle Analyse sozialer Ungleichheit. Die Erklärungskraft herkömmliche Klassen- und Schichtungsmodelle, die von vertikalen Ungleichheiten ausgehen, sinkt, da sie angesichts dieses sozialen Wandels nicht mehr in der Lage sind, soziale Unterschiede adäquat abzubilden. Vor allem durch den „Fahrstuhleffekt“<sup>36</sup> (Beck 1983), die Steigerung des Wohlstandes, den Massenkonsum und das gestiegene Potential sozialer Mobilität, werden die Grenzen zwischen den Klassen bzw. Schichten immer weniger sichtbar und zudem durchlässiger. (vgl. Scholl, Hage 2004: 6f.)

Aus dieser Kritik heraus, dass die 'alten', vertikalen Ungleichheiten durch 'neue', horizontale Ungleichheiten abgelöst werden, entstanden unterschiedliche Konzepte, die nicht mehr nur mit vertikalen Merkmalen operieren, sondern zusätzlich die horizontale Dimension, die sich „primär aus soziokulturellen Merkmalen wie etwa geschmackliche Präferenzen, Produkt- und Freizeitaffinitäten oder politische Präferenzen“ (Scholl, Hage 2004: 8) zusammensetzt, für die Analyse sozialer Ungleichheit heranziehen. Zu nennen sind, neben dem Begriff der Lebensstile, die Konzepte der 'Soziallagen' von Hradil und Zapf, der Begriff der 'sozialen Milieus', mit dem beispielsweise Schulze in seiner Theorie zur Erlebnisgesellschaft (nähere Infos siehe: Funke 1997) und das SINUS-Institut arbeitet.

Der Begriff der Lebensstile „in der heutigen Lesart“ (Müller 1993: 371) stammt von Max Weber und seinen religionssoziologischen Ausführungen. Weber verwendete jedoch den Begriff der „Lebensführung“ um „die Konturen der modernen Lebensführung aufzuspüren einschließlich ihrer Wahlfreiheiten und Risiken“. (Müller 1993: 371) Ganz allgemein geht es bei Lebensstilen um die „Lebensweise von Gruppen“ (Brachfeld o.J. in: Müller 1993: 374) und deren „Inszenierung des eigenen Lebens in den Augen der Umwelt“ (Fuchs-Heinritz et al. 2007: 389), gleichgültig ob es sich dabei „um ganze Gesellschaften, Kulturen oder Lebensformen“ (Brachfeld o.J. in: Müller 1993: 374) handelt. Der

---

<sup>36</sup> Mit diesem Begriff beschreibt Beck den seit dem 2. Weltkrieg angestiegenen Wohlstand, der die gesamte Bevölkerung betrifft. Obwohl 'alle' (mehr oder weniger) gleichermaßen von dieser Wohlstandssteigerung profitiert haben und sozusagen eine Etage höher gerückt sind, vermindert sich die soziale Ungleichheit jedoch nur gering – die Diskrepanz bleibt bestehen.

aus der Ungleichheitsforschung stammende Begriff der Pluralisierung der Lebensstile weist darauf hin, dass mit dem „wachsendem gesellschaftlichen Reichtum, gestiegenem Lebensstandard und neuen Lebenschancen (...) die lebensweltliche Plausibilität von herkömmlichen Klassen- und Schichtmodellen zur Interpretation sozialer Wirklichkeit“ (Müller 1993: 12) abnimmt. Durch den allgemein anwachsenden Wohlstand in westlichen Gesellschaften werden soziale Ungleichheiten weniger spürbar (Funke 1997: 315), jedoch verschwinden sie dadurch nicht, sie verschieben sich aber von vertikalen zu horizontalen Ungleichheiten. Dementsprechend geht es bei Lebensstilkonzepten nicht nur um objektive Lebensbedingungen, sondern auch um die Lebensführung, Handlungsmuster und die Wahl von Optionen zur Erfüllung von Lebenszielen.

Lebensstile werden verstanden als „kulturelle Praktiken und Zeichen einer Zugehörigkeit und Gruppenidentität zugleich“ (Katschnig-Fasch 1998: 39f.) und ihnen kommt „die Funktion zu, durch tägliche Routine und Systematisierung den Alltag zu entlasten und zu strukturieren, auf diese Weise Identität zu sichern und auch soziale Abgrenzungen und Distinktionen zu ermöglichen.“ (Schneider, Spellerberg 1999: 28) Auch Müller (1993: 372) weist dem Lebensstil einer Statusgruppe drei Funktionen zu: „erstens symbolisiert er Identität und signalisiert Zugehörigkeit; zweitens markiert er eine klare Abgrenzung zu anderen Lebensführungsweisen; drittens wird der Lebensstil häufig als Mittel und Strategie zur Schließung sozialer Beziehungen und zur monopolistischen Appropriation von Lebenschancen einer Statusgruppe benutzt.“<sup>37</sup>

Die gestiegenen Möglichkeiten, sein Leben zu gestalten und die Wahl des Lebensstils hängen jedoch von der Verteilung der Ressourcen ab, insbesondere vom verfügbaren ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapital, deren Begrifflichkeit auf Bourdieu beruht. Die Zugänglichkeit, das Vorhandensein und die Verteilung dieser drei Kapitalsorten bedingt laut Bourdieu die soziale Ungleichheit zwischen Individuen. „Das Kapital ist eine der Objektivität der Dinge innewohnende Kraft, die dafür sorgt, daß nicht alles gleich möglich oder gleich unmöglich ist. Die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Verteilungsstruktur verschiedener Arten und Unterarten von Kapital entspricht der immanenten Struktur der gesellschaftlichen Welt, d.h. der Gesamtheit der ihr innewohnenden Zwänge, durch die das dauerhafte Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt und über die Erfolgchancen der Praxis entschieden wird.“ (Bourdieu 1983b: 183) Die drei Kapitalsorten – ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital werden von Bourdieu folgendermaßen charakterisiert:

- 1) Unter den Begriff *ökonomisches Kapital* fällt für Bourdieu jegliche Form von Eigentum. Diese Kapitalform „ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts“. (Bourdieu 1983b: 185)
- 2) Die zweite Einflussgröße verfügbarer Lebenschancen ist das *kulturelle Kapital*, das Bourdieu auch ‘Bildungskapital’ nennt und „in Form von schulischen Titeln“ (ebenda) institutionalisiert wird. Dieses Kapital kann in drei Formen zum Ausdruck kommen: „(1.) in verinnerlichtem, *inkorporiertem Zustand*, in Form von dauerhaften Dispositionen des Organismus, (2.) in *objektiviertem Zustand*, in Form von kulturellen Gütern, Bildern, Büchern, Lexika, Instrumenten

---

<sup>37</sup> In diesem Zusammenhang sei außerdem auf den Trend der Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung hingewiesen, der in Kapitel 3.4.3 genauer erläutert wird.

oder Maschinen, in denen bestimmte Theorien und deren Kritiken, Problematiken usw. Spuren hinterlassen oder sich verwirklicht haben, und schließlich (3.) in *institutionalisiertem Zustand*, einer Form von Objektivierung, die deswegen gesondert behandeln werden muß, weil sie – wie man beim schulischen Titel sieht – dem kulturellen Kapital, das sie ja garantieren soll, ganz einmalige Eigenschaften verleiht.“ (Bourdieu 1983b: 185. Hervorhebung im Original) Die Ungleichheitsforschung beschäftigt sich bei dieser Kapitalsorte unter anderem mit der Herkunft, mit dem durch die unterschiedliche Erziehung der Eltern, Schulen, etc. ungleich vermittelte kulturelle Kapital und inwieweit der Bildungsstand und die Herkunft der Eltern einen Einfluss auf den gewählten Bildungsweg und die Berufschancen ihrer Nachkommen haben.

- 3) Unter *sozialem Kapital* versteht Bourdieu „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer* [sic!] *Gruppe* beruhen. Das Gesamtkapital, das die einzelnen Gruppenmitglieder besitzen, dient ihnen allen gemeinsam als Sicherheit und verleiht ihnen – im weitesten Sinne des Wortes – *Kreditwürdigkeit*.“ (Bourdieu 1983b: 190f. Hervorhebung im Original) Bei dieser Kapitalsorte geht es weitestgehend um die soziale Absicherung, die Erhöhung des Status oder den Statuserhalt und andere Vorteile, die man durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe erhält.

Der vorrangige Gegenstand der Lebensstilforschung ist die Selbststilisierung der Individuen und deren selbst gestaltete Lebensentwürfe und somit wird auf der Ebene der Individuen operiert. Ein intensiv bearbeitetes Feld ist in dem Zusammenhang die Freizeit, da diese „ein besonders ergiebige Forschungsfeld für Selbststilisierung“ (Beckmann et al. 2006: 16) darstellt. Weitere behandelte Themen sind zum Beispiel Wertorientierungen, Einstellungen und der Geschmack. Betrachtet man die Forschungslandschaft, die sich mit Lebensstilen und deren „*Rolle* in der Diskussion um die Sozial- und Klassenstruktur einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft“ (Müller 1992: 57) beschäftigt, zeigt sich jedoch, dass diese „höchst umstritten ist“ (ebenda), da es keine einheitliche Position gibt, die diese Rolle charakterisiert. Die Bedeutung der Lebensstilkonzepte ist jedoch unbestreitbar. (ebenda)

### 3.3.1.3 Die Verwendung des Begriffes der Pluralisierung der Lebensstile in dieser Diplomarbeit

Obwohl es sehr unterschiedliche Konzepte und Definitionen von Lebensstilen gibt und die verschiedenen Ansätze in manchen Aspekten diskussionswürdig sind, wird in dieser Arbeit das Bild der Individuen, wie es in den Lebensstilansätzen konstruiert wird, dennoch sozusagen als 'Hintergrundfolie'<sup>38</sup> verwendet. Begründet wird dies dadurch, dass das Lebensstilkonzept „konzeptionell vom Individuum“ (Scholl, Hage 2004: 7) ausgeht und die individuellen Handlungen, Entscheidungsmöglichkeiten und selbst gestalteten Lebensentwürfe im Mittelpunkt stehen, wie auch in dieser Diplomarbeit. Individuen werden somit als selbstständig agierende Akteure verstanden, die je nach den individuell verfügbaren Ressourcen ihr Leben gestalten. Individuen handeln laut Bourdieu gemäß ihres Lebensstils und ihres Habitus. Der Habitus ist dabei einerseits „*Erzeugungsprinzip* objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis“ (Bourdieu 1983a: 277. Hervorhebung im Original) und andererseits „*Klassifikationssystem* (principium divisionis) dieser Formen.“ (ebenda)

*„In der Beziehung dieser beiden den Habitus definierenden Leistungen: der Hervorbringung klassifizierbarer Praxisformen und Werke zum einen, der Unterscheidung und Bewertung der Formen und Produkten (Geschmack) zum anderen, konstituiert sich die **repräsentierte soziale Welt**, mit anderen Worten **der Raum der Lebensstile**.“* (Bourdieu 1983a: 277f. Hervorhebung im Original)

Gleichwohl ist hier anzumerken, dass individuelle, aktive Handlungen und Entscheidungen (hier: die Anmietung eines Lagerraumes) nicht ausschließlich aus der persönlichen Bedürfnisbefriedigung und/oder Nutzenmaximierung resultieren. Individuen entscheiden nicht ausschließlich selbstbestimmt und zweckrational für sich allein<sup>39</sup>, sondern werden von anderen Personen, Rollenerwartungen (als Mitglied unterschiedlicher sozialer Gruppen), Normen und Werten beeinflusst. Werte sind dabei als bewusste oder unbewusste Vorstellungen des Gewünschten zu verstehen, die auf die Wahl zwischen Handlungsalternativen wesentlich einwirken und stellen unbewusste Handlungsgrundlagen dar. (vgl. Aufhauser 1995: 32 f.) Die Handlung eines Individuums als rein zweckrational und einem Ziel bzw. einer Bedürfnisbefriedigung folgend zu interpretieren, wäre demnach falsch. Handlungen werden auch durch externe Faktoren und Strukturen (Politik, Marktwirtschaft, Arbeits-, Wohnungsmarkt, etc.) beeinflusst, wobei hier wiederum Macht, aber auch die verschiedenen Kapitalarten (soziales, ökonomisches, soziales) als Handlungsressourcen eine wesentliche Rolle spielen. Das heißt, dass die Anmietung eines Lagerraumes nicht allein durch den Bedarf nach zusätzlichem, persönlich nutzbarem Platz begründet werden kann (= zweckrationales Handeln), sondern beispielsweise durch einen Arbeitsplatzwechsel erforderlich wird oder das unangemessene Angebot am Wohnungsmarkt einen Umzug in eine größere Wohnung verhindert (= externe Faktoren).

---

<sup>38</sup> Wie es die meisten Lebensstilforschungen laut Beckmann et al. (2006: 16) ebenfalls handhaben.

<sup>39</sup> „Ältere handlungstheoretische Konzeptionen gehen von subjektiv sinnvollen Einzelhandlungen der individuellen Gesellschaftsmitglieder aus und führen die gesellschaftliche Prägung dieser Einzelhandlungen je nach sozialtheoretischer Konzeption auf Zweckrationalität (etwa Alfred WEBER), Normen (etwa Talcott PARSONS) oder kommunikative Akte (etwa Jürgen HABERMAS) zurück (vergleiche zusammenfassend WERLEN 1987). Neuere, prozeßorientierte Handlungstheorien betonen demgegenüber unbewußte Handlungsgrundlagen, unbeabsichtigte Handlungsfolgen, indirekte Handlungszusammenhänge, Selbstreferenz, Rückkoppelung, Selbstorganisation und Selbstselektion (etwa Anthony GIDDENS).“ (Aufhauser 1995: 30)

In dieser Diplomarbeit sind insbesondere das sichtbare Verhalten, im Sinne der Anmietung eines Lagerraumes, die handlungsleitenden Orientierungen, sowie die individuellen Gründe und Ursachen, die zur Anmietung geführt haben, von Interesse. Überdies könnte man sagen, dass es sich bei der Dienstleistung Selfstorage um einen spezifischen Aspekt der „Soziologie der modernen Lebensführung“ (Müller 1993: 368) handelt. Durch gesellschaftliche Entwicklungen, die mit der Pluralisierung der Lebensstile zusammenhängen, entwickelt sich das Bedürfnis nach einem zusätzlichen Stau- und Lagerraum. Aufgrund dessen ist der Ausgangspunkt des Lebensstilkonzeptes überaus geeignet.

Eine Untersuchung der Lebensstile der Kunden von ‘My Place‘ wird nicht angestrebt, da hier keine, wie bei vielen Marketing- und Konsumforschungen „Aggregate in einem technischen Sinne mit bestimmten Eigenschaften (z.B. Produktpräferenzen)“ (Müller 1993: 374) analysiert werden sollen, um die Zielgruppe der Dienstleistung Selfstorage zu ermitteln. Es geht hier vielmehr darum, den rapiden Anstieg des Bedarfs an zusätzlichem Stau- und Lagerraum nachzuzeichnen und zwar anhand struktureller und individueller Faktoren, sowie gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen.

Wie bereits oben erwähnt, wird dazu der Begriff der Pluralisierung der Lebensstile herangezogen. Da dieses Konstrukt den sozialen Wandel der letzten Jahrzehnte beschreibt, liefert es Anhaltspunkte für die Ursachenbeschreibung des rapiden Anstiegs der Dienstleistung Selfstorage. Beispielsweise werden Strategien der Lebensstilisierung herangezogen um deutlich zu machen, „inwiefern spezifische Lebensstilisierungen ihrerseits neue Lebenschancen eröffnen und in welcher Weise sie zu Abgrenzungs- und Distinktionszwecken gegenüber anderen Statusgruppen eingesetzt werden“ (Müller 1992: 63), inwiefern dies zu einem Anstieg des Konsums von Gütern und in weiterer Folge zu einem wachsenden Bedarf nach persönlich nutzbarem Platz führen kann. In diesem Zusammenhang spielt auch das Unvermögen, sich von persönlichen Besitztümern trennen zu können, eine bedeutende Rolle.

Der Lebensstilbegriff wird hier umfassender gesehen, als eine Kategorisierung in unterschiedliche Typen. Lebensstile werden, angelehnt an Müller (1992, 1993), verstanden als „raum-zeitlich strukturierte Muster der Lebensführung (...), die von materiellen und kulturellen Ressourcen und Werthaltungen abhängen. Die Ressourcen umschreiben die Lebenschancen, die jeweiligen Options- und Wahlmöglichkeiten, die Werthaltungen definieren die vorherrschenden Lebensziele, prägen die Mentalitäten und kommen in einem spezifischen Habitus zum Ausdruck.“ (Müller: 1992: 62)

Durch die Pluralisierung der Lebensstile und die gleichzeitige Herauslösung aus traditionellen Strukturen lassen sich auf der Ebene der Individuen, wie oben schon erwähnt, drei Trends herauslesen, die die große Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage reflektieren und gleichzeitig begreiflich machen können. Diese drei Trends sollen nun diskutiert und ihre Relevanz in Hinblick auf das Ansteigen des Bedarfs an zusätzlichem Stau- und Lagerraum überprüft werden.

### 3.3.2 Der Wandel des Wohnens aufgrund von Pluralisierungstendenzen

Durch die Pluralisierung der Lebensstile und der damit zusammenhängenden Veränderung der Muster der Lebensführung haben sich die Wohnformen, Wohnbedürfnisse und die Bedeutung des Wohnens gewandelt. Auch haben die Ausführungen in Kapitel 2 zur Dienstleistung Selfstorage bereits sichtbar gemacht, dass die Dienstleistung sehr eng mit dem Wohnen und Wohnbedürfnissen zusammenhängt. Daher soll hier darauf eingegangen werden, was Wohnen ist und warum Menschen überhaupt wohnen. Insbesondere die oft vorschnell verallgemeinerten Wohnbedürfnisse sollen dabei zur Diskussion gestellt werden.

#### 3.3.2.1 Was ist Wohnen?

*„Der Raum wird ein Museum der Seele, ein Archiv ihrer Erfahrungen, sie liest sich darin von neuem ihre Geschichte.“ (Praz 1965: 21. In: Wagenhofer 2003: 16)*

*„Im Wohnen drücken sich – (...) individuelle wie gesellschaftlich-systemische – Praktiken des Lebens **an Ort und Stelle** aus. Kein Leben wird ohne Orts- und Raumbezug geführt.“ (Hasse 2009: 39. Hervorhebung im Original)*

Wohnen ist ein sehr wichtiger Bestandteil menschlichen Lebens, für Gleichmann sogar ein „unabweisbares Existenzbedürfnis“ und kann „durch andere Güter nicht ersetzt werden“ (2006: 25. Hervorhebung im Original). Jedoch nur „soweit es sich eigentlich nur um einen elementaren Witterungsschutz handelt“ (ebenda. Hervorhebung im Original). Dennoch wird immer mehr Zeit in der Wohnung verbracht, viel mehr als noch vor ein paar Jahrzehnten. Als Ursachen hierfür werden in der Literatur beispielsweise die neuen Technologien genannt und dass man dadurch zu Hause vermehrt einer Erwerbstätigkeit nachgehen kann; außerdem steigt der Anteil der Freizeit durch neue Rechte der Arbeitnehmer wie fixe Arbeitszeiten und Arbeitszeitverkürzungen. Insbesondere die Zunahme anormaler Beschäftigungsverhältnisse spielt in dem Zusammenhang eine Rolle. Auch ein großer Teil der Freizeit wird in der Wohnung verbracht. (vgl. Fuhrer, Kaiser 1994: 24)

Faith Popcorn, eine amerikanische Marktforscherin, hat in diesem Zusammenhang in den 80er Jahren zum ersten Mal den Begriff ‘Cocooning’ verwendet, der auf den Rückzug in die eigenen vier Wände verweist und wörtlich übersetzt ‘sich einspinnen’ bedeutet. Für Popcorn bedeutet dieser Begriff „nach innen zu gehen, wenn draußen alles zu rau und erschreckend wird.“ (Popcorn 1991: 40. Hervorhebung im Original) Damit ist gemeint, dass vor allem in ‘Krisenzeiten’, wie nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 in New York, und angesichts immer größer werdender Unsicherheiten durch Kriege, Terrorismus, Kriminalität, Umweltkatastrophen und Krankheiten, die sich global ausbreiten, usw., sich viele Menschen immer mehr in die eigene Wohnung zurückziehen. Das eigene zu Hause vermittelt den Menschen Sicherheit – ganz nach dem Motto „my home is my castle“. (Popcorn 1991: 12)

Die Wichtigkeit der eigenen Wohnung rückt immer mehr in den Blickwinkel von Forschern, die die eigene Wohnung als wichtigen Bezugsort, wenn nicht als *den* grundlegenden, das Leben von Menschen bestimmenden Ort, und die Wohnverhältnisse als entscheidenden Aspekt betrachten, der die Qualität des

Alltagslebens entscheidend prägt. (vgl. Walden 1993; Flade 2006; Schneider, Spellerberg 1999) Wohnen wird auch als wichtiger Bestandteil des sozialen Lebens von Menschen gesehen, z.B. stellt die Wohnung eine wichtige „Rahmenbedingung für die Sozialisationsleistungen der Familie“ dar. (Wissenschaftlicher Beirat 1975. In: Schacherl 1996: 11)

Wohnen wird als Grundbedürfnis bezeichnet und zwar in materieller als auch emotionaler Hinsicht. „In Bezug auf unser Lebensgefühl, ist die Wahl von Wohnort, Umgebung, Wohnform und Einrichtung für die meisten Menschen in unserer Gesellschaft wichtig. Für viele ist die Zufriedenheit mit der eigenen Wohnsituation sogar mit ausschlaggebend, ob sie ihr Leben insgesamt als sinnvoll und erfüllt empfinden“. (Gilg, Schaeppi 2007: 11)

Allgemein kann Wohnen nach Fuchs-Heinritz et al. (2007) als die „Art und Weise der Unterkunft“ verstanden werden, die historisch und sozial wandelbar ist. Sieht man von epochen-, kultur- und schichtspezifischen Ausformungen des Wohnens ab, findet man nur eine einzige Gemeinsamkeit der Funktion des Wohnens über die Zeit und über verschiedene Kulturen hinweg: die physische Schutzfunktion der Wohnung. Für Hartfiel und Hillmann (1972: 824) ist Wohnen „eine Form der Existenzbewältigung des Menschen, eine biolog. Herausforderung u. Notwendigkeit aufgrund seiner phys. Unspezialisiertheit u. seiner Weltoffenheit“ und deutet auf die Notwendigkeit des Wohnens in Hinblick auf die Schutzfunktion hin. Dies unterscheidet eine menschliche Behausung jedoch nicht von tierischen Behausungen. Was jedoch den Menschen vom Tier unterscheidet „ist seine Fähigkeit, sich seine Welt selbst zu entwerfen“. (Häußermann, Siebel 1996: 12)

Betrachtet man den Ursprung des Wortes ‘wohnen’, der im gotischen Wort ‘wuihan’ zu finden ist und ‘zufrieden sein’ bedeutet, kann man erkennen, dass es beim Wohnen jedoch nicht nur um den Schutz vor Umwelteinflüssen geht. Die mit dem Wort ‘wuihan’ verbundene Wortfamilie Frieden, einfrieden, friedlich deutet darauf hin, dass „die Wohnung (...) also jener Ort sein [soll], wo der Mensch seinen Frieden und seine innere Zufriedenheit findet.“ (Wetsch 1992: 9)

Die Geschichte des Wohnens lässt einen elementaren Wandel des Wohnverhaltens, aber auch der Wohnung als ‘Gehäuse’ erkennen. Dieser Wandel verweist „auf gesellschaftliche Veränderungen, auf den Wandel von Ehe und Familie, von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und Herrschaftsorganisation, von Geschlechterverhältnissen und Charakterstrukturen – in Elias’ Begrifflichkeit: Wandel gesellschaftlicher Figurationen.“ (Häußermann, Siebel 1996: 12)

Der melderechtliche Begriff des ‘Anwohnens’ ist dabei zu kurz gegriffen, denn es geht nicht nur um den mehr oder weniger regelmäßigen Aufenthalt oder das Verweilen in einer Wohnung. Individuen bewohnen Orte und empfinden diese als etwas ihm Zugehöriges. (vgl. Hasse 2009: 27) „Wohnen ist ein biographisch und kulturell geprägtes Geschehen, in dem sich *das Leben* (individuell, gruppenspezifisch und ethnologisch reich differenziert) verräumlicht. Der Zusammenhang zwischen *Wohnen* und *Leben* ist dicht verwoben und unaufhebbar.“ (Hasse 2009: 26. Hervorhebung im Original) Für Häußermann und Siebel (1996: 12) liegt nun die Aufgabe der Soziologie darin, „zu fragen, warum in bestimmten Epochen in bestimmten Gesellschaften sich die Wohnweisen von denen zu anderen Zeiten und anderen sozialen Zuständen unterscheiden“. Warum beschränkt sich also das Wohnverhalten nicht nur auf die physische

Schutzfunktion? Warum wird die Wohnung in Bezug auf die eigene Selbstverwirklichung (vgl. Krosse 2005: 63), die Darstellung der eigenen Person, die Wahrung der Intim- und Privatsphäre immer wichtiger?

Für Eckel (1970 in: Dittrich 1996: 15f.) gibt es drei Antworten auf die Frage ‘Was ist Wohnen?’

1. „Wohnen ist ein Lebensbedürfnis der zivilisierten Menschen“<sup>40</sup>: Dieses Bedürfnis fängt beim Schutz vor dem Wetter und Einflüssen aus der Umwelt an und geht bis zur Schaffung einer vertrauten, gemütlichen und gewohnten Umgebung. Die eigene Wohnung gibt dem Menschen, wenn er aus der ‘Außenwelt’ in die Wohnung kommt ein Gefühl der Sicherheit, Ruhe und Geborgenheit, und stellt ein Ort für die Regeneration dar.
2. „Wohnen ist eine vielgestaltige Tätigkeit“: Unter den Begriff ‘Wohnen’ fallen eine Vielzahl von Tätigkeiten, einmalige wie alltägliche. Dittrich (1996: 15) unterscheidet die Tätigkeiten nach zwei Gesichtspunkten: „Ausgehend vom Familienverband können sie danach differenziert werden, ob sie dem Zusammenhalt der Gemeinschaft, der Regeneration und Selbstentfaltung des Einzelnen oder der Erhaltung der Wohnmöglichkeit gewidmet sind. Ausgehend vom Einzelnen kann man die Tätigkeiten, die der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse von solchen, die der Befriedigung geistig-seelischer Bedürfnisse und wiederum von jenen, die der Erhaltung der Wohnmöglichkeit dienen, trennen.“ (Dittrich 1996: 15)
3. „Wohnen ist eine Wechselbeziehung zwischen Mensch und Umwelt:“ Damit ist gemeint, dass der Mensch kein passives Wesen ist, sondern sich seine Umwelt nach seinen Bedürfnissen und Wünschen aneignet und gestaltet „und die daraus entstehenden Formen wirken auf ihn zurück“. (Dittrich 1996: 16)

Die Frage, was Wohnen ist, ist nicht einfach und allgemeingültig zu beantworten, da sie sich in verschiedenen Kulturen und für verschiedene Individuen unterschiedlich beantworten lässt. Wie sich die Wohnweise in industrialisierten Ländern verändert hat und warum sie sich in genau dieser Weise heute darstellt, kann hier nur kurz umrissen werden. Ein Versuch, die Antwort, was Wohnen ist, zu präzisieren, soll nun anhand der Beantwortung der Frage, warum Menschen überhaupt wohnen, unternommen werden.

---

<sup>40</sup> Ein Kritikpunkt ist hier, angelehnt an Dittrich (1996: 15), anzumerken und zwar, dass Wohnen nicht nur für ‘zivilisierte’ Menschen ein Lebensbedürfnis darstellt.

### 3.3.2.2 Warum Menschen wohnen

In der Wohnpsychologie wird unter anderem der Frage nachgegangen, warum Menschen überhaupt wohnen. Aus dieser Frage heraus haben sich zwei Forschungsrichtungen entwickelt (vgl. Dittrich 1996: 16; Kaiser 1993: 41ff.):

- 1) Wohnen als Tätigkeit und Mittel zur Bedürfnisbefriedigung
  - 2) Wohnen als transaktionaler Prozess
- ... die im Folgenden genauer erläutert werden sollen.

#### 3.3.2.2.1 Wohnen als Tätigkeit und Mittel zur Bedürfnisbefriedigung

Forschungsrichtungen, die vom 'Wohnen als Tätigkeit und Mittel der Bedürfnisbefriedigung' ausgehen, arbeiten mit verschiedenen Ansätzen in Hinblick auf Wohnbedürfnisse. Diese bedürfnisorientierten Ansätze finden vor allem in Studien Anwendung, die sich das Ziel gesetzt haben, Anleitungen und Empfehlungen an Architekten und Stadtplaner herauszuarbeiten. Es geht dabei sozusagen um die Suche nach dem 'idealen Heim' (vgl. Kaiser 1993: 41). Die Motive des Wohnens werden durch die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse erklärt. Für Gleichmann geht es beim Wohnen als Existenzbedürfnis um den Schutz vor Witterung. „Erst in zweiter Linie hat die Wohnung deutlich Funktionen im Zusammenhang mit *Ernährung und Erziehung, Körperpflege und Gesunderhaltung*. Außerdem dient sie schließlich auch gesellschaftlichen, kulturellen und ästhetischen Bedürfnissen.“ (Gleichmann 2006: 25f. Hervorhebung im Original) Bei dem Ansatz der Bedürfnisbefriedigung wird davon ausgegangen, dass Bedürfnisse aus Mangel- oder Überschusszuständen resultieren, die wiederum als Antrieb zur Beseitigung dessen auftreten. (vgl. Dittrich 1996: 11; Breuss 1988: 8) „Das Gefühl des Defizites - sei es jetzt zuwenig oder zuviel - ist also verbunden mit dem Streben, dieses zu beseitigen.“ (Breuss 1988: 8) Das Herausbilden von Bedürfnissen wird dabei von unterschiedlichen sozialen, persönlichen und marktwirtschaftlichen Faktoren beeinflusst, die auch gegenseitig aufeinander einwirken, „denn nie ist ein Faktor für sich allein für die Entstehung von Bedürfnissen verantwortlich. Vielmehr geht es um ein Zusammenwirken von sozialen Notwendigkeiten, persönlichen Motivkonstellationen und marktwirtschaftlicher Wertabhängigkeit.“ (Breuss 1988: 10)

Bedürfnisse werden in der Psychologie in zwei Gruppen eingeteilt – in primäre und sekundäre Bedürfnisse. *Primäre Bedürfnisse* stellen dabei physiologische Grundbedürfnisse dar, die dem biologischen Erhaltungs- und Überlebenstrieb entsprechen: Nahrung, Schlaf, Regulierung der Wärme, Schutz vor Witterung, Hygiene, Fortpflanzung; (vgl. Dittrich 1996: 11 ff.; Flade 2006; Breuss 1988: 14) *Sekundäre Bedürfnisse* liegen dagegen über der Schwelle überlebensnotwendiger Bedürfnisse. Sie sind nicht naturgegeben, nicht allgemeingültig (Breuss 1988: 16), „interindividuell sehr unterschiedlich und zeitlich instabil (...), sind nicht angeboren, sondern werden gelernt und im Laufe der Sozialisation erworben“, (Dittrich 1996: 12) und „sind in jedem Fall auf Lern- und Prägungsprozesse zurückzuführen. Sie umfassen die Ausprägungen bestimmter Standards, Gewohnheiten, Regeln und Normen, die für eine Gesellschaft typisch sind.“ (Breuss 1988: 16) Gerade bei den sekundären Bedürfnissen ist davon auszugehen, dass sie sehr stark von den oben erwähnten sozialen, persönlichen und

marktwirtschaftlichen Faktoren geprägt werden. (vgl. Dittrich 1996: 12) Etliche Wohnbedürfnisse wie beispielsweise Gemütlichkeit, Geborgenheit, Geselligkeit, Selbstdarstellung und Selbstverwirklichung<sup>41</sup> sind den sekundären Bedürfnissen zuzuordnen, „da sie im Prozess der Sozialisation, der Anpassung des Individuums an die Normen der Gesellschaft, erworben werden“. (Pilloud 2004: 11)

Häufig wird für die Einteilung der Bedürfnisse die Bedürfnispyramide von Maslow<sup>42</sup> herangezogen, die die Bedürfnisse in ein hierarchisches System bringt. Dieses Konzept der ‘Hierarchie der Bedürfnisse’, bei der die Bedürfnisse an der Spitze wichtig werden, sobald die Bedürfnisse an der Basis erfüllt sind, die Erfüllung der Bedürfnisse also stufenweise nach oben geht, (vgl. Pilloud 2004: 16) wurde oft kritisiert, da es schwer operationalisierbar und damit nicht empirisch prüfbar ist. (vgl. Dittrich 1996: 13) Insbesondere für *Wohnbedürfnisse* ist dieses Konzept der ‘Hierarchie’ der Bedürfnisse nicht anzuwenden. Wie schon erwähnt, sind vor allem die sekundären Bedürfnisse individuell sehr verschieden, zeitlich instabil und meist gesellschaftlich vermittelt und kulturell überformt (Hartfiel, Hillmann 1972: 824).<sup>43</sup> Das heißt, dass in verschiedenen Kulturen zu verschiedenen Zeiten andere Wohnbedürfnisse entwickelt werden und von Bedeutung sind.

### 3.3.2.2 Kritik am Bedürfniskonzept

Beim Konzept der Bedürfnisbefriedigung zur Erklärung der Frage, warum Menschen eigentlich wohnen, ist zuerst der Begriff ‘Bedürfnis’ zu kritisieren, da er ein sehr unscharfer Begriff ist und sehr unterschiedlich interpretiert und angewendet wird. Maderthaner (1995: 174f.) beschreibt weitere Probleme, bei der Anwendung von Bedürfniskonzepten, da Bedürfnisse:

- 1) „sich nur beschränkt verallgemeinern lassen (z.B. das Bedürfnis nach Kreativität)“
- 2) „sich mit der Lebenssituation verändern (z.B. das Bedürfnis nach Verringerung des Sozialkontaktes bei Familiengründung)“
- 3) „unrealistisch, asozial und ökologieschädlich sein können (wie z.B. der Wunsch nach Motorisierung jedes Familienmitgliedes)“
- 4) „kompensierbar sind (z.B. Bedürfnis nach Sozialkontakt durch das Bedürfnis nach Regeneration)“
- 5) „einander ganz oder teilweise ausschließen können (z.B. soziale Interaktion und Privatheit)“

Problematisch ist der Begriff der Bedürfnisse vor allem deswegen, weil er von „dahinterliegenden, Wohnen bedingenden, intrapersonalen Faktoren menschlichen Erlebens und Funktionierens“ (Kaiser 1993: 276) ausgeht. ‘Bedürfnislisten’ werden als Wirkursachen des Wohnens angenommen, die überdies meist widersprüchlich sind. „Wenn aber Wohnen der Befriedigung universeller menschlicher Bedürfnisse dient, dann müßte man diese Bedürfnisse aufzählen oder ordnen können“ (Fuhrer, Kaiser 1994: 42), was aber unrealistisch ist, da unterschiedliche Familien- und Haushaltszusammensetzungen sehr verschiedene Vorstellungen, Ansprüche und Anforderungen an das Wohnen haben.

<sup>41</sup> Diese Bedürfnisse sind jedoch nicht für alle Kulturen gleichermaßen bedeutend, also wie schon gesagt nicht allgemeingültig und zeitlich instabil.

<sup>42</sup> Für detailliertere Informationen siehe beispielsweise: [http://de.wikipedia.org/wiki/Maslowsche\\_Bedürfnispyramide](http://de.wikipedia.org/wiki/Maslowsche_Bedürfnispyramide)

<sup>43</sup> Solche Bedürfnisse nennt Marcuse (1967) auch „falsche Bedürfnisse“. Siehe nächstes Kapitel.

Ein weiterer kritisch anzumerkender Punkt ist, dass Bedürfniskonzepte sowohl als Wirkursachen als auch zur Beschreibung des Wohnverhaltens herangezogen werden. (vgl. Fuhrer, Kaiser 1994: 42) Wird die Ursache des Wohnens außerdem auf eine reine Tätigkeit und auf die Befriedigung von Bedürfnissen reduziert, beschreibt man dadurch „eigentlich nur das entsprechende Wohnverhalten“ (Kaiser 1993: 43). Bedürfnisse sind also nur Tautologien „jener Phänomene, die sie erklären sollen“ (Kaiser 1993: 43), indem sie die Tätigkeiten in der Wohnung beschreiben. Der Rückgriff auf die „natürlichen“ oder biologischen Bedürfnisse der Menschen um zu ermitteln, „was ‘der Mensch‘ braucht“, ist für Häußermann und Siebel (1996: 222) zu kurz gegriffen:

*„Denn selbst Verhaltensweisen, die uns heute als selbstverständlich erscheinen und uns gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen sind, sind Produkt einer langen, variantenreichen Entwicklung. (...) Der Versuch, anthropologisch abgesicherte ‘Grundbedürfnisse‘ für den Wohnungsbau zu formulieren, kommt über die Erkenntnis, daß der Mensch schlafen, essen, sich entleeren und fortpflanzen muß, um als Einzel- und als Gattungswesen zu überleben, nicht hinaus (...). [Relevant ist jedoch] die ‘Kultur des Wohnens‘, d.h. die historische Wandelbarkeit der Formen, in denen er diese biologischen Erfordernisse des physischen Überlebens sicherstellt. Wo versucht wird, Grundbedürfnisse konkreter zu formulieren, handelt es sich daher stets um historisch spezifische Verhaltensweisen, die zu ahistorischen Grundkonstanten erhoben werden.“ (Häußermann, Siebel 1996: 222)*

Das Ziel dieser Diplomarbeit ist es nicht, eine Auflistung von Bedürfnissen oder von Tätigkeiten innerhalb der Wohnung anzufertigen. Vor allem weil hier davon ausgegangen wird, dass „keine endgültige oder gar ‘richtige‘ Wohnweise“ (Häußermann, Siebel 1996: 225) und kein für alle Haushalts- und Familienformen verallgemeinerbares ‘ideales Heim‘ definiert werden kann. Verdeutlicht wurde dies bereits mit den Ausführungen zum „Idealtypus des modernen Wohnens“, der Verwendung dieses Konzeptes von etlichen Akteuren am Wohnungsmarkt und der Unzulänglichkeit dieses Konzeptes angesichts der Vielfalt sich wandelnder Haushaltszusammensetzungen und Wohnformen.

Trotz dieser kritischen Anmerkungen soll der Begriff ‘Bedürfnis‘ in dieser Arbeit weiterhin analog zu den Begriffen Wohnwünsche oder Anforderungen an bzw. Funktionen einer Wohnung verwendet werden. Jedoch muss dieser Begriff immer in Hinblick auf die vorhergehende Diskussion gedacht werden.

Im nun folgenden Kapitel wird kurz darauf eingegangen, inwieweit die Entwicklung heute als ‘normal‘ geltender Wohnverhaltensweisen gesellschaftlich beeinflusst wurde.

### 3.3.2.2.3 Die Entstehung ‘falscher’ Wohnbedürfnisse durch das Zurückdrängen biologischer Bedürfnisse in den privaten Raum?

Anknüpfend an Marcuse (1967) könnte man behaupten, dass die Geschichte der Entwicklung von Wohnbedürfnissen zeigt, dass sich ‘falsche’ Bedürfnisse herausgebildet haben, die dem Individuum durch gesellschaftliche Mächte, die an seiner Unterdrückung interessiert sind, auferlegt wurden.<sup>44</sup>

Tatsächlich lassen sich anhand der Geschichte des Wohnens Hinweise darauf finden, dass insbesondere heute als ‘normal’ geltende Wohnbedürfnisse, bzw. Tätigkeiten, denen in der Wohnung nachgekommen wird, wie z.B. die Körperentleerung, ursprünglich durch gesellschaftliche Normen und Vorschriften aus der Öffentlichkeit in den privaten Bereich des Wohnens zurückgedrängt worden sind und somit als ‘falsche Bedürfnisse’ bezeichnet werden könnten. Anhand der geschichtlichen Entwicklung von Wohnbedürfnissen erkennt man außerdem, dass sie einem Wandel unterworfen und somit nur bedingt verallgemeinerbar sind. Auch ‘öffentliche’ und ‘private’ Räume selbst und deren Dichotomie, sind soziale Konstruktionen, die „keineswegs als ‚natürlich‘ oder ‚selbstverständlich‘ gegeben anzunehmen [sind], sondern es ist davon auszugehen, dass sie als solche erst in sozialen Prozessen hergestellt werden“ (Ruhne 2003: 95)

Den Wandel der Wohnbedürfnisse und die gesellschaftlichen Ursachen kann man beispielsweise am Bedürfnis nach Privatheit nachzeichnen. Im Mittelalter gab es in bäuerlichen Haushalten noch keine Unterscheidung zwischen Wohnen und Arbeiten. Alle Mitglieder des bäuerlichen Großhaushaltes wohnten in einem Raum eng beieinander, dessen Mittelpunkt der Kochbereich war. Es gab noch keine Funktionstrennung hinsichtlich der Räumlichkeiten – essen, arbeiten, waschen, kochen, schlafen, spielen, Kinder gebären und zeugen, Krankenpflege,... alles fand im gleichen Raum statt, es gab nur Allzweckräume. „Privatheit war unbekannt“. (Flade 2006: 187) Die Trennung der Räume nach verschiedenen Funktionen, konnte auch wegen der finanziellen Situation der meisten Haushalte nicht erfüllt werden, die Räume mussten meist entsprechend dem Tagesablauf organisiert werden. „In Bauernhaushalten wurden abends die Bettgestelle in derselben Stube, in der tagsüber um das Herdfeuer herum gelebt und gearbeitet wurde, ‘aufgeschlagen‘“. (Häußermann, Siebel 1996: 47)

In einem bäuerlichen Haushalten lebten mehrere Generationen, Untermieter und Angestellte unter einem Dach, was eine wichtige Auffang- und Integrationsleistung darstellte. Dennoch wurde dies von den bürgerlichen Wohnungsreformern „einzig und allein als Elend und Unsitte wahrgenommen“ (Häußermann, Siebel 1996: 53) und eine Trennung privater und öffentlicher Räume innerhalb der Wohnung wurde angestrebt, ebenso wie die Trennung der Räume nach ihren Funktionen.

‘Private Räume’ bildeten sich jedoch erst im 17. Jahrhundert heraus. Diese sollten dabei der „familialen Intimität“ (Häußermann, Siebel 1996: 53) dienen, öffentliche Räume demgegenüber der ‘Präsentation’ der Standeszugehörigkeit. Dadurch entstand das Wohnzimmer, das „nach Fläche, Lage und Möblierung der mit Abstand ‘schönste’ Raum“ ist. (Häußermann, Siebel 1996: 51) Die ‘gute Stube’ wurde zum Statussymbol erhoben, die zahlreiche Statussymbole beinhaltete. „In diesem Sinne bekommt

---

<sup>44</sup> Für Marcuse wird die „freie Entwicklung menschlicher Bedürfnisse und Anlagen“ (Marcuse 1967: 11) unterdrückt und ‘falsche’ Bedürfnisse, die eine gesellschaftliche Funktion haben, werden den Individuen durch die Gesellschaft vermittelt. „Die Bedürfnisse, deren Befriedigung zum Maßstab einer gerechteren Gesellschaft gemacht wird, sind nämlich selbst Produkte dieser Gesellschaft.“ (Häußermann, Siebel 1996: 221)

etwa die oft verächtlich gemachte „gute Stube“ mit ihrer „alten Pracht“ eine unabänderliche soziale Funktion. Sie ist ein Statussymbol. Und wer darin empfangen wird, soll auf Distanz gehalten werden zu dem keineswegs so prachtvollen privaten Alltag des Familienlebens.“ (Gleichmann 2006: 43) Die Trennung der Räume bietet zusätzlich zur Funktion, den Status in den öffentlichen Bereichen zu repräsentieren, demnach auch die Möglichkeit, Privates vor Besuchern zu ‘verstecken’.

Der Wandel der Wohnbedürfnisse lässt sich auch an den ‘Verhäuslichungsprozessen’, die sich auf „sämtliche Weisen der Menschen im Umgang mit ihrem eigenen Körper, mit dem Essen und Trinken, der Körperpflege- und -wäsche, dem Ent- und Bekleiden, dem Sexualgeschehen aber auch der gastlichen Geselligkeit“ (Gleichmann 2006: 63) beziehen, ablesen. In den europäischen Städten des 19. Jahrhunderts gehörte es zum ‘normalen’ Stadtleben, sich auf den Straßen zu entleeren. Das enorme Wachstum der Städte und die immer größer werdende Dichte der Menschen führten, als es noch keine Abwassersysteme gab, zu einem unerträglichen Gestank in den Städten. Aufgrund dessen war es im Rahmen der Großstadtbildungen durch die Industrialisierung mehr oder weniger unumgänglich, dass sich der Umgang der Menschen mit ihrem eigenen Körper und den Gerüchen grundlegend verändert. Die körperlichen Vorgänge wurden immer mehr „hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens“ (Elias 1939/1997. In: Gleichmann 2006: 63) umgesiedelt. Häuser wurden mit Aborten ausgestattet und die Entleerung wurde aus den Straßen und Plätzen verbannt, was „die Städter zu einem sozial genaueren Ordnen der körperlichen Selbstkontrolle“ (Gleichmann 2006: 64) zwingt. Hygienische Zustände, der Gestank, etc. machten diese Entwicklungen unausweichlich. Die Menschen wurden dazu erzogen und im Laufe der Zeit kam es laut Elias (1969. In: Gleichmann 2006) im Rahmen des Zivilisationsprozesses durch die Angst vor Übertretung des gesellschaftlichen Verbots, sich in der Öffentlichkeit zu entleeren, zu einem „Inneren Selbstzwang“, zu einer Verhaltenskontrolle durch eine „Scham-Angst“. Die gesellschaftlichen Normen wurden dadurch internalisiert und führen zu einer Zivilisierung und Einschränkung des eigenen Verhaltens.

Die meisten Wohnbedürfnisse sind demnach keine *Wohnbedürfnisse*. Vielmehr wurden im Laufe der Geschichte primäre, biologische Bedürfnisse immer mehr in die private Sphäre zurückgedrängt. „Ein langfristiges Verhäuslichen läßt sich an sämtlichen Vitalfunktionen der Menschen beobachten.“ (Gleichmann 2006: 69) Vor allem die Schaffung einer Privatsphäre und das wachsende Bedürfnis nach Intimität aufgrund des Schamempfindens hatten zur Folge, dass mit der Zeit jeder Tätigkeit in der Wohnung ein anderer Raum zugewiesen wurde, was zu einer Funktionstrennung der Räume führte. Damit wurden die öffentlichen von den privaten Bereichen auch innerhalb der Wohnung abgegrenzt.

Die Teilung von privaten und öffentlichen Räumen, der Schutz der Privatsphäre und Intimität sind somit keine immer schon vorhandenen Wohnbedürfnisse, sondern haben sich erst im Laufe der Jahre und Jahrzehnte nach der industriellen Revolution herauskristallisiert. Durch die Notwendigkeit aufgrund der Hygiene und Geruchsbelästigung in Städten aber auch zum Schutz der Intimsphäre der Familie, ist es jedoch fraglich, ob diese Bedürfnisse wirklich ‘falsch’ im Sinne des Aufzwingens von der Gesellschaft sind. Es kann jedoch festgehalten werden, dass die aktuell in den westlichen Ländern als ‘normal’ geltende Wohnbedürfnisse historisch und gesellschaftlich geformt, variabel und somit ein

Produkt der Gesellschaft (vgl. Häußermann, Siebel 1996: 221) und auch Teil der modernen, westlichen Kultur sind.

Der zweite Ansatz der Wohnpsychologie zur Erklärung, warum Menschen wohnen, versucht der Kritik des Begriffes der Bedürfnisse und der Tautologie dieses Ansatzes zu entsprechen, indem er neue Begrifflichkeiten entwickelt. Er wird im folgenden Kapitel genauer erläutert.

#### **3.3.2.2.4 Wohnen als transaktionaler Prozess**

Der transaktionale Ansatz hat seinen Ursprung in der KultivationsThese von Georg Simmel die besagt, dass „Orte einerseits die in ihnen lebenden Menschen und daß andererseits diese Menschen ihre Orte kultivieren“. (Fuhrer, Kaiser 1994: 29) Das bedeutet, dass „Menschen sowohl natürliche als auch gestaltete Umwelten nicht passiv erdulden, sondern aktiv gestalten“. (Fuhrer, Kaiser 1994: 28) Wohnungen werden somit einerseits als „kultürliche Umwelten“ verstanden, die „Handlungsmöglichkeiten“ anbieten, aber auch „Handlungsbedingungen“ stellen (Fuhrer, Kaiser 1994: 30), inwieweit in einer Wohnung also schon vorgegeben ist, welchen Tätigkeiten man in wie in welchen Räumen nachkommt. Für Fuhrer und Kaiser (1994: 26) stellt Gebautes und Gestaltetes ein „externes Gedächtnis“ dar, das „für einen selbst wie für andere einen überdauernden, kollektiven Rahmen für das Handeln setzt“. Andererseits können auch die Bewohner Einfluss auf die gebaute Struktur nehmen und „ihrerseits das Gebaute durch ihren Gebrauch kultivieren“ (Fuhrer, Kaiser 1994: 27). „Damit wird deutlich, daß die Wohnumwelt des Menschen immer schon als kultürliche Umwelt zu betrachten ist, die über gebaute Strukturen ihrer Bewohner kultiviert, welche ihrerseits das Gebaute durch ihren Gebrauch kultivieren“ (Fuhrer, Kaiser 1994: 27)

Es ist also darauf hinzuweisen, dass die Wohnung für die Bedürfnisbefriedigung lediglich den *Handlungsrahmen* bietet, selber aber keine Bedürfnisse erfüllen kann und somit zuerst einmal nur als leeres Gehäuse betrachtet wird. Das leere Gehäuse der Wohnungen, bei deren Erbauung die zukünftigen Bewohner kein Mitspracherecht haben, könnte nach Ritzer (2005: 25. Hervorhebung im Original) als „Nichts“ bezeichnet werden, das „*in der Regel zentral erdacht und kontrolliert wird und vergleichsweise frei von spezifischem Inhalt ist*“. Durch die Aneignung und die individuelle Gestaltung der Wohnung wird das „Nichts“ – die leere Hülle – jedoch mit Inhalten angefüllt und wird zu „Etwas“ – „*eine soziale Form, die in der Regel lokal erdacht und kontrolliert wird und vergleichsweise reich an spezifischer Substanz und wesentlichem spezifischem Inhalt ist*“. (Ritzer 2005: 32. Hervorhebung im Original)

Durch die Aneignung<sup>45</sup> und Ausgestaltung des Wohnraumes treten der Bewohner und seine Wohnumwelt in einen transaktionalen Prozess, werden zu einer ‘integralen Einheit’, bedingen und beeinflussen sich wechselseitig und können nicht mehr voneinander losgelöst betrachtet werden. Sie treten in eine Mensch-Wohnumwelt Beziehung. (vgl. Harloff 1989. In: Kaiser 1993: 44; Dittrich 1996: 3) Die Wohnung ist damit nicht mehr nur ein leeres Gehäuse oder eine leere Hülle, in der die Bedürfnisse erfüllt werden, sondern wird mit Bedeutungen, Erinnerungen, etc. ‘aufgefüllt’. „Dabei sind

---

<sup>45</sup> Aneignungsformen sind Flade (2006: 13) zufolge „Selbstdarstellung, Anpassungen der Umwelt an individuelle Zwecke und verschiedene Arten der Umweltnutzung.“

die persönliche Erfahrung eines Zuhause, die mit ihm verbundenen, sozialen Beziehungen, Aktivitäten und die bedeutsamen Objekte untrennbar mit dem Akt des Wohnens verknüpft (...).“ (Kaiser 1993: 44) Daher können der Mensch und seine Umwelt auch nicht getrennt voneinander analysiert werden. Durch die Transaktion wirken Mensch und Umwelt nicht nur gegenseitig aufeinander ein, sondern verändern sich auch gegenseitig – die Beziehung ist dynamisch. (vgl. Walden 1993. Dittrich 1996: 4f.)

*„Nicht nur die Umwelt wirkt auf den Menschen ein, sondern auch der Mensch auf die Umwelt. Finden solche Wechselwirkungen über einen längeren Zeitraum statt, summieren sich die Effekten zu einer transaktionalen Mensch-Umwelt-Beziehung, in deren Verlauf sich sowohl die Umwelt als auch der Mensch verändert haben.“ (Flade 2006: 13)*

In der spezifischen Wohnweise und den formulierten Anforderungen und Bedürfnissen spiegelt sich zudem gleichermaßen der Lebensstil der Individuen wider. „Wenn (...) die eigenen Wünsche, Ziele, Bedürfnisse und Absichten im Wohnen verwirklicht werden, so ist damit Wohnen nicht nur ein Beeinflussungsversuch, sondern auch eine Darstellung der eigenen Wünsche, Ziele, Bedürfnisse und Absichten, kurz gesagt, der eigenen Person.“ (Kaiser 1993: 38) Wohnen kann demnach als Kommunikationsmittel verstanden werden, durch das Individuen sich selber darstellen. Dadurch können „Rückschlüsse auf die wohnende Person“ (ebenda) getätigt werden, ganz nach dem Motto ‘Zeige mir wie du wohnst und ich sage dir wer du bist‘.

Abgesehen vom Mitteilungskarakter des Wohnens als Kommunikationsmittel kann man dadurch auch das Verhalten anderer beeinflussen und Kontrolle über andere haben. (vgl. Lang 1982. In: Kaiser 1993: 38) Einerseits Kontrolle darüber, was ‘die Anderen‘ von einem denken, indem das präsentiert wird, was man darstellen möchte. Andererseits wird so gebaut und gewohnt, dass z.B. durch hohe Mauern und Alarmanlagen Einbrecher ferngehalten werden und die Funktionen der Räume durch die Festlegung der Grundrisse, Türen, Fenster, Installationen, etc. vorher festgelegt werden. „Kinderzimmer sind die Aufenthaltsorte von Kindern, ob diese sich nun dort aufhalten wollen oder nicht. Türen legen die Zugänge zu den Räumen, Küchentische die Essplätze fest usw. Der Zweck ist augenfällig.“ (Kaiser 1993: 38)

In dieser Arbeit soll davon ausgegangen werden, dass die Wohnung nicht nur Ort der Bedürfnisbefriedigung darstellt, denn die Tätigkeiten, die notwendigerweise in der Wohnung erledigt werden müssen, werden immer weniger. Vor allem den primären Bedürfnissen könnte auch außerhalb der Wohnung entsprochen werden. Durch die gestiegene Berufstätigkeit der Frau, wurde beispielsweise die Kindererziehung, die zu den primären Bedürfnissen zu zählen ist, in Kinderkrippen, Kindertagesstätten, Schulen, etc. verlagert. Auch „die steigende Mobilität in der Freizeit, die Entwicklung des Hotel- und Gaststättenwesens und der Freizeiteinrichtungen, generell die zunehmende markt- respektive staatsförmige Organisation immer weiterer Lebensbereiche“ (Häußermann, Siebel 1996: 14) macht eine eigene Wohnung immer entbehrlicher. Man wäre eigentlich nicht mehr auf eine eigene Wohnung angewiesen, könnte außerhalb der Wohnung essen, trinken, schlafen, etc. „Alles, was man für alle denkbaren Lebensvollzüge benötigt, ist käuflich“. (Häußermann, Siebel 1996: 14) Häußermann und Siebel (1996) vermuten, dass ein Festhalten an der eigenen Wohnung, obwohl die

Funktionen, die sie zu erfüllen hat, weniger werden, auf eine Steigerung der Bedeutung der eigenen Wohnung für die Bewohner hindeutet. Die Funktionen der Wohnung für die Individuen beschränken sich nicht auf reine Bedürfnisbefriedigung oder Schutzfunktion. Vielmehr eignen sich die Individuen ihre Wohnungen und die Wohnumwelten an und füllen sie, zum Beispiel anhand von Erinnerungen, mit Bedeutungen auf. Durch die individuelle Aneignung, Ausgestaltung und Personalisierung der Wohnung wird sie zu einem 'Zuhause'.

Das Wohnen wird für Häußermann und Siebel insbesondere durch die Trennung von Privat und Öffentlich 'emotionalisiert'. Auch die symbolische Funktion der Wohnung, den sozialen Status zu repräsentieren, wächst und gewinnt an Bedeutung. „Die Wohnung ist der Ort des außerberuflichen Lebens. Ihr Grundriß, ihre Ausstattung und ihre Lage im sozialräumlichen Gefüge der Siedlung organisieren mehr oder weniger direkt dieses Leben. Schließlich ist die Wohnung auch symbolische Gestaltung von Vorstellungen über die richtige Art zu leben.“ (Häußermann, Siebel 1996: 14f.) Die eigene Wohnung wird dementsprechend zum „Kommunikationsmittel“ (vgl. Kaiser 1993: 45) und der transaktionale oder auch kommunikative Prozess des Wohnens, wird als Vermittlung von Bedeutungsinformationen zwischen Individuen betrachtet. „Über die Selbstdarstellung dient die Bedeutungsinformation sowohl der Identitätsbildung als auch der Regulation sozialer Beziehungen.“ (Kaiser 1993: 276)

Das aktive Gestalten des privaten Raumes von Individuen, also die Gestaltung der Wohnung als „Zentrum des privaten Lebens“, wird auch mit dem Begriff der Wohnkultur zum Ausdruck gebracht. (Häußermann, Siebel 1996: 44ff.) Im nächsten Kapitel wird kurz auf diesen Begriff eingegangen.

### 3.3.2.3 Wohnkultur – Die Wohnung als Ausdruck der eigenen Persönlichkeit?

*„Es gibt kein Wohnen ohne Dinge; man hat sie, bringt sie in das Wohnen mit oder findet sie – als Dinge der Natur – vor, um sie in das Wohnen hineinzunehmen. Die Zentralposition der Dinge verbürgt letztlich das Denken des Wohnens als ein konkretes Geschehen, das nie ohne Wirkungen und Rückwirkungen sein kann.“ (Hasse 2009: 37. Hervorhebung im Original)*

Sucht man im Internet nach dem Begriff 'Wohnkultur'<sup>46</sup> findet man viele Seiten von Planungsbüros, Innenarchitekten, Möbelhäusern, Haushaltswaren- oder Tischkultur-Geschäfte, Handwerker, Künstler etc. die 'Wohnkultur' verkaufen und als Dienstleistung anbieten. Geworben wird mit Worten wie 'Individualität' und 'individuell', 'atmosphärische Wärme', 'Gemütlichkeit', 'Komfort', 'Wohlfühlcharakter', 'Schönheit und Stil', 'Tradition', 'Qualität und modernes Design', 'Verlässlichkeit', 'hochmodern', ... Mit dem Begriff der Wohnkultur werden somit Möglichkeiten der 'individuellen' Ausgestaltung und Aneignung des Wohnraumes beworben.

Schneider und Spellerberg gehen in dem Zusammenhang davon aus, dass die „kulturelle und ästhetische Bedeutung des Wohnens zugenommen hat“. (Schneider, Spellerberg 1999: 125) Die

---

<sup>46</sup> Die spezifische Art und Weise des Wohnens kann außerdem als Teil der Kultur gesehen werden, da das Wohnen in verschiedenen Ländern ganz unterschiedlich praktiziert wird und daher mannigfache Formen annimmt. Die Herausbildung von spezifischen Wohnweisen hängt unter anderem mit der historischen Entwicklung von Standards und Normierungen, gesellschaftlichen Normen und Werten sowie der Entstehung verschiedener Familien- und Haushaltsformen zusammen.

Möglichkeit, die Wohnung nach den eigenen Vorstellungen und dem eigenen Geschmack einzurichten, spielt eine immer größere Rolle, um seine eigene Persönlichkeit bzw. Individualität zu präsentieren, aber auch um sie zu festigen. „Ästhetik dient dabei als Mittel zur Selbstdarstellung und zur Repräsentation – der Wohnstil dient der Kommunikation mit anderen Menschen – und dem eigenen Wohngefühl. Zugleich ändern sich mit der Pluralisierung der Lebensstile die Ansprüche an das Wohnumfeld, die Wohnungsgrundrisse und die Wohnungsausstattung.“ (Häußermann, Siebel 1996: 45) Aber auch soziale und individuelle Distinktionsmechanismen kommen in der eigenen Wohnung zum Ausdruck.<sup>47</sup> Durch die Einrichtungsgegenstände, als Mittel der Selbstinszenierung und der Selbstdarstellung, präsentiert man sich selbst gegenüber anderen und kann sich einer Bezugsgruppe oder Bezugspersonen mit ähnlichem Lebensstil zugehörig fühlen, was die eigene Identität sichert und festigt. (vgl. Flade 2006: 152. Csikszentmihalyi, Rochberg-Halton 1989: 36ff.) Daher sind es insbesondere die Gegenstände, die in der Wohnung ihren Platz finden, die zum Symbol der Selbstpräsentation und der Abgrenzung von Anderen werden und dadurch die Gestaltung einer individuellen Wohnkultur ermöglichen.

*„Die Dinge im Wohnbereich repräsentieren, zumindest potentiell, das Innenleben ihres Eigentümers. Es sind Objekte der persönlichen Wahl, von denen man sich ungehindert trennen könnte, falls sie innerpsychischen Konflikten-„Stoff“ bilden – ganz im Gegensatz zu den Dingen des Umgangs ausserhalb der Wohnung, über die man wenig Kontrolle hat. Die Objekte der häuslichen Domäne bilden also ein ökologisches Zeichensystem, welches die Persönlichkeit ihres Besitzers sowohl abbildet wie formt.“ (Csikszentmihalyi, Rochberg-Halton 1989: 36. Hervorhebung im Original)*

Für Ursula Becker (1990: 109. In: Wagenhofer 2003: 18) sind Wohnungen folglich „Inszenierungen gelebten Lebens, und noch über die jeweilige Anordnung bestimmter Gegenstände lassen sich die vergangenen Lebenswelten rekonstruieren und die ihnen zugrundeliegenden Bedürfnisse und Erfahrungen entziffern“. Doch die Wohnung als Handlungsrahmen impliziert immer auch räumliche und ökonomische Grenzen der Handlungsmöglichkeiten. „Die hehre Auffassung von der Wohnung als Schöpfung eines unverwechselbaren Ichs stößt sich daher an den Realitäten von Konvention, Armut, Enge und Mobilitätswängen.“ (Häußermann, Siebel 1996: 45)

*„Die Frage nach der Kultur des Wohnens ist die Frage nach dem Sinn und den Bedeutungen, an denen die Menschen ihre Wohnungseinrichtung orientieren und die sie den Dingen beimessen. Noch die ärmlichste Wohnkultur ist kulturell interpretierte Not und Produkt einer spezifischen Kultur. Reichtum lässt Kultur nicht erst entstehen, sondern erweitert nur den Spielraum der kulturellen Differenzierungen.“ (Häußermann, Siebel 1996: 53)*

In dieser Diplomarbeit wird, anknüpfend an das Konzept des Wohnens als transaktionaler Prozess, davon ausgegangen, dass der Grund, warum Menschen überhaupt wohnen, über die reine Bedürfnisbefriedigung und damit über den rein funktionalen Aspekt einer Wohnung, hinausgeht. Die Wohnung dient als Kommunikationsmittel und das *Wie* man wohnt, und somit auch die Wohnungseinrichtung sowie die Möglichkeit, dieses *Wie* individuell und nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten, besitzen eine große Bedeutung für die Bewohner.

---

<sup>47</sup> Genauere Ausführungen zur Thematik der lebensstilorientierten Distinktionsmechanismen siehe Kapitel 3.4.3 Die Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung

### 3.3.2.4 Wohnen als wesentlicher Bestandteil der Lebensqualität

Welche Bedeutung das Wohnen für die Menschen, deren Zufriedenheit und Gesundheit hat, ist unter anderem Thema der Lebensqualitätsforschung, wo davon ausgegangen wird, dass „die Qualität der Wohnung und Wohnumwelt (...) neben Gesundheit, Freundschaft, Beruf, Familie und finanziellem Wohlstand etc. einen wichtigen Aspekt der Lebensqualität“ (Walden 1993: 16) darstellt.

Hinsichtlich der Wohnqualität bestimmen jedoch nicht nur *objektive* Kriterien, wie zum Beispiel die Größe der Wohnung, die Lage, der Zustand des Hauses, Infrastruktur, etc.; die unabhängig von den Bewohnern anhand einer Bewertung der Qualität der physisch-räumlichen Wohnumwelt bewertet werden, die Zufriedenheit mit der Wohnung und der Wohnumgebung. Diese ‘objektive’ Art der Bewertung der Wohnqualität ist zudem problematisch, da die Ergebnisse je nach Beurteiler nach anderen Maßstäben und Methoden bewertet werden und somit nicht vergleichbar sind. (Flade 2006: 37f.) Bei der Wohnzufriedenheit spielen vor allem *subjektive* Faktoren eine große Rolle, bei denen es um die persönliche Beurteilung der Qualität des eigenen Zuhauses geht. Diese Einschätzungen variieren oft trotz objektiv gleicher Bedingungen, was darauf zurückzuführen ist, dass sich Umweltmerkmale unterschiedlich auf die Wohnzufriedenheit von Menschen auswirken, je nachdem, welche Präferenzen eine Person hat, die sich außerdem innerhalb der Biographie, je nach Lebenssituation, verändern. Kahana et al. (2003. In: Flade 2006: 146 f.) nennen dies „person-environment fit“ – „Person-Umwelt-Passung“, d.h. inwieweit die Wohnbedingungen mit den Wohnwünschen übereinstimmen.

Die Wohnqualität ist überdies ein wichtiger Aspekt in Bezug auf die Gesundheit. Die Zufriedenheit mit dieser hat positive Auswirkungen auf die psychische Gesundheit und auf das mentale und emotionale Wohlbefinden. (Flade 2006: 43 f.)

Vor allem in industrialisierten Ländern scheint das Wohnen wichtiger zu werden – es wird, wie oben schon erwähnt, immer mehr Zeit in der eigenen Wohnung verbracht, obwohl es möglich wäre, die biologischen, primären Bedürfnisse außerhalb der Wohnung zu erfüllen. Dies weist darauf hin, dass die eigene Wohnung insbesondere in Hinblick auf den erläuterten Gesichtspunkt der Transaktionalität eine große Rolle spielt, und zwar die Möglichkeit des aktiven Gestaltens, der Aneignung und Personalisierung der Wohnung. Dies stellt auch ein wichtiger Aspekt dar um verstehen zu können, warum Menschen wohnen. „Auf die eigene Wohnung werden vielfältige Bedürfnisse und Wünsche projiziert“ (Häußermann, Siebel 1996: 44), die man dort realisieren möchte.

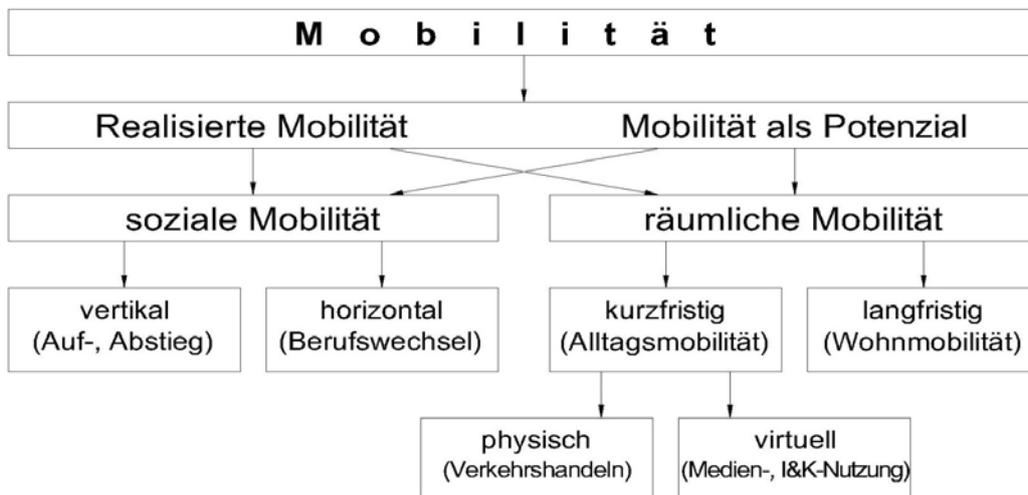
Die große Bedeutung der Wohnqualität hinsichtlich der Lebensqualität und der mentalen und physischen Gesundheit der Menschen veranschaulicht, wie wichtig es ist, dass die tatsächlichen Wohnbedingungen bestmöglich mit den individuellen Anforderungen an eine Wohnung übereinstimmen. Und in Bezug auf die Transaktionalität ist festzustellen, dass ebenfalls genügend Gestaltungsmöglichkeiten gegeben sein sollten und die Möglichkeit, sich die Wohnung sowie die Wohnumgebung anzueignen.

### 3.3.3 Die Steigerung der Mobilität als Aspekt der Lebensstilpluralisierung

Gegenwärtig ist ein Trend in Richtung steigender Mobilitätsbereitschaft und realisierter sozialer wie räumlicher Mobilität feststellbar. Dieser Trend ist im Kontext der Herauslösung aus traditionellen Lebensweisen und der Pluralisierung der Lebensstile interpretierbar und hängt somit eng mit den veränderten Mustern der Lebensgestaltung zusammen. Wie in der Tabelle der Kundensegmentbeschreibung veranschaulicht wurde, spielt die Mobilität auch in Hinblick auf die Erklärung der starken Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage eine bedeutende Rolle. Viele der Kunden, die einen Lagerraum anmieten, sind mit der Situation räumlicher Mobilität konfrontiert. Daher soll nun der Begriff der Mobilität und seine Dimensionen definiert werden.

Mobilität wird hier, anknüpfend an Gleichmann (2006: 42) verstanden als „die Bewegung von Personen zwischen verschiedenen Orten innerhalb eines geschlossenen sozialen Systems oder einer Teilstrecke eines solchen Systems. In diesem Sinne reden wir etwa von sozialer oder beruflicher Mobilität, von regionaler oder Arbeitsplatzmobilität. Hinter der regionalen Mobilität steht sehr häufig auch eine soziale Mobilität.“ Laut Beckmann et al. (2006: 18f.) umfasst der Begriff der Mobilität mehrere Dimensionen, die in folgender Abbildung veranschaulicht werden:

Abbildung 16: Dimensionen des Mobilitätsbegriffs<sup>48</sup>



Zum ersten gilt die Unterscheidung in realisierte Mobilität und Mobilität als Potential, womit die Beweglichkeit oder das Bewegungspotential (vgl. Beckmann et al. 2006: 18) gemeint ist. „Dieses Potential ergibt sich nicht nur aus der Beweglichkeit des Akteurs selbst als ‘Nachfrager’, sondern auch aus der Erreichbarkeit [und das Vorhandensein; Anmerkung: CK] von Zielen als ‘Angebote‘.“ (Topp 1994. In: Beckmann et al. 2006: 18) Das Vorhandensein des Potentials bedeutet aber nicht gleichzeitig die Realisierung von Mobilität, daher wird zwischen diesen beiden Dimensionen unterschieden.

Die zweite Dimension umfasst die soziale und räumliche Mobilität. Soziale Mobilität wird insbesondere in den Sozialwissenschaften diskutiert. Dabei geht es um den gesellschaftlichen Auf- und

<sup>48</sup> Beckmann et al. (2006: 19)

Abstiegs einer Person innerhalb des eigenen Lebens oder im Vergleich mit den eigenen Eltern oder Kinder und lässt sich differenzieren in eine vertikale (Auf- oder Abstieg) und horizontale Mobilität (Berufswechsel). Räumliche Mobilität ist „die Veränderung mobilitätsfähiger Einheiten [= Menschen, Tiere, etc.] zwischen zwei Elementen im geographischen Raum“. (Kaiser 1993: 29) Sie kann in eine Kurzfristige (physische und virtuelle Alltagsmobilität im Sinne von Verkehrshandeln) und eine Langfristige (Wohnmobilität/Umzüge oder Wanderungen) unterteilt werden und wird vor allem durch den Verkehr von Personen, aber auch von Gütern und Nachrichten, sichtbar. Physische Bewegungen beinhalten demnach auch die Nutzung von Medien (individualisierte Nutzung der ‘neuen Medien‘ Internet, E-Mail, interaktive CD-Roms, Fax, BTX, Telefon ...; und die Nutzung ‘herkömmlicher‘ Massenmedien – Fernsehen, Radio, Zeitung, Zeitschrift) und wird auch als ‘virtuelle Mobilität‘ bezeichnet.

In Hinblick auf die Zusammenhänge zwischen Lebensstilen und Mobilität spielen all diese Unterscheidungen eine große Rolle. Hier wird davon ausgegangen, dass sich insbesondere durch das Loslösen aus traditionellen Strukturen das soziale und räumliche Mobilitätspotential vergrößert hat. Die verstärkte Nutzung dieses Potentials führt dann insgesamt zu einer Steigerung der realisierten sozialen und räumlichen Mobilität.<sup>49</sup> Durch die Pluralisierung der Lebensstile und Lebensformen entsteht außerdem „eine veränderte Dynamik der Zusammenhänge von sozialer und räumlicher Mobilität (...)“. (Beckmann et al. 2006: 18) Beckmann et al. (2006) erwähnen hier z.B. die steigende Frauenerwerbstätigkeit, die auf gestiegene soziale Mobilität und Selbstverwirklichungschancen von Frauen hinweist und großen Einfluss auf die, langfristige sowie kurzfristige, räumliche Mobilität in einem Doppelverdiener-Haushalt hat. Beispielsweise stellt sich die Frage, ob man bei einem Arbeitsplatzwechsel einer Personen eines Doppelverdiener-Haushaltes die Option des Pendelns wählt, oder sich eine zweite Wohnung in der Nähe des Betriebs des Partners mietet oder in dessen Nähe zieht und damit möglichst den Mittelpunkt zwischen beiden Arbeitsplätzen wählt, um den Aufwand des Arbeitsweges zu teilen.

Diese „veränderte Dynamik“ (Beckmann et al. 2006: 18) weist darauf hin, dass sich die soziale sowie räumliche Mobilität gegenseitig bedingen und in den meisten Fällen nicht komplett getrennt voneinander betrachtet werden können. In weiterer Folge liegt der Fokus auf der räumlichen Mobilität, da das Umzugsverhalten den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum beeinflussen kann. Jedoch ist dabei zu beachten, dass das räumliche Mobilitätspotential und die tatsächlich realisierte räumliche Mobilität immer auch von der sozialen Mobilität beeinflusst werden.

### **3.3.3.1 Dimensionen räumlicher Mobilität**

Bei der räumlichen Mobilität gibt es, wie oben in der Tabelle ersichtlich, eine weitere Unterteilung in *residentielle/langfristige* und *zirkuläre/kurzfristige Mobilität*. *Residentielle* oder auch *Wohnmobilität* wird im „Lexikon zur Soziologie“ von Fuchs-Heinritz, Lautmann, Rammstedt und Wienold (2007) unter dem Begriff der geografischen Mobilität geführt und in Folge wird auf den Begriff „Migration“

---

<sup>49</sup> Vergleich Kapitel 3.4.2 Die Zunahme von Mobilität

verwiesen. Migration wird ebenda definiert als „Wanderung, Bewegung von Individuen, Gruppen oder Gesellschaften im geografischen und sozialen Raum, die mit einem ständigen oder vorübergehenden Wechsel des Wohnsitzes verbunden ist (Binnenwanderung, Rotationswanderung, transnationale M.). (...) Die Forschung richtet sich auf die Ursachen (...), die politische, rechtliche, soziale und kulturelle Situation von Migranten und Migrantengruppen am Aufnahmeort, die Verbindungen zwischen Herkunfts- und Aufnahmeort (...) und die Auswirkungen auf die Herkunftsgesellschaft (...). M. wird sowohl als (rationale) Strategie von Individuen, Haushalten oder Familien (z.B. Einkommenssicherung) (...) wie als systemischer, sich selbst organisierender und verstärkender Prozess (...) im Rahmen von (...) Migrationsregimen angesehen.“ (Fuchs-Heinritz, Lautmann, Rammstedt, Wienold 2007: 430)

Daraus ist ersichtlich, dass der Begriff der Migration sehr stark auf die Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft fokussiert. In dieser Diplomarbeit spielen diese Faktoren jedoch keine Rolle. Es geht vielmehr um die Gründe der Wohnungsmobilität – einerseits, warum sich Individuen gegen einen Umzug, also gegen die Realisierung von Wohnmobilität, entscheiden, obwohl die Wohnung nicht den Platzbedürfnissen entspricht, und sich für die Alternative Selfstorage entschieden haben und andererseits welche räumlichen Mobilitätsgründe das Kundensegment der ‘Quick Movers‘ bzw. ‘Notfall-Kunden‘ angibt. In weiterer Folge soll daher nicht der Begriff Migration, sondern weiterhin der Begriff der Wohnmobilität oder, gleichbedeutend, der Begriff der residentiellen Mobilität verwendet werden.

*Residentielle Mobilität* wird somit, anknüpfend an Flade (2006), definiert als Mobilität, bei der „der Wohnort gewechselt bzw. ‘die Residenz‘ verlegt [wird]. Hier ist nicht nur der einzelne Mensch, sondern das gesamte Mensch-Wohnumwelt-System in Bewegung.“ (Flade 2006: 63) Wohnmobilität ist laut Schneider und Spellerberg (1999: 69) „ein selektiver Prozeß, an dem unterschiedliche Bevölkerungsgruppen in einem unterschiedlichen Ausmaß partizipieren. Externe Rahmenbedingungen beeinflussen zwar die Realisierungschancen von Mobilitätsabsichten, doch letztlich entwickelt sich Wohnmobilität vor dem individuellen Hintergrund. Die Entscheidung, wer wann wohin zieht, wird schließlich von den beteiligten Personen selbst getroffen. Ein Beispiel für die Relevanz von Individualentscheidungen ist die Gründung neuer Haushalte. Wohnmobilität ist daher nicht unabhängig vom Haushalts- und Familienkontext zu betrachten.“ Residentielle Mobilität wird dann realisiert, wenn sich die Lebensverhältnisse verändern und mit den Wohnbedingungen nicht mehr übereinstimmen. Sofern entsprechende finanzielle Ressourcen vorhanden sind, wird in Folge meist ein Umzug geplant.

Hinsichtlich der residentiellen Mobilität wird in der Literatur oft von einem ‘typischen‘<sup>50</sup> Muster altersspezifischer Wanderungsintensität, besonders für westliche Industrieländer, gesprochen. Hier ist zumeist die Haushaltssituation Auslöser für residentielle Mobilität. „Bei den haushaltsbezogenen Umzugsgründen überwiegen Motive, die in einem direkten Zusammenhang zur Lebensphase der Familiengründung und -expansion stehen.“ (Schneider, Spellerberg 1999: 72) Obwohl diese Muster teilweise leicht variieren, lässt sich klar erkennen, „daß bestimmte soziale Mobilitätsereignisse typischerweise während ganz bestimmter Altersphasen gehäuft auftreten, soziale und räumliche

---

<sup>50</sup> Der Begriff ‘typisch‘ wird hier in Anführungszeichen angeführt, da die Mobilitätskarrieren, die hier auf das Altersprofil zurückgeführt werden, nie für alle Individuen gleichermaßen zutreffen. Jedoch wurde bei den angeführten Altersstufen ein vermehrtes Auftreten dieser Ereignisse festgestellt. Auch hier wird auf den Begriff des „Idealtypus“ von Max Weber verwiesen – Vergleiche Fußnote...

Mobilitätsereignisse lebenszeitlich eng aneinander gekoppelt sind und sich damit verbunden auch ein typisches altersabhängiges Muster der Mobilitätsintensität ergibt.“ (Aufhauser 1995: 204) Auch Gleichmann (2006: 42) spricht von „Stufen des familiären Lebenszyklus“, die die grundlegenden Wohnbedürfnisse beeinflussen.<sup>51</sup>

Bei der *zirkulären Mobilität* sind der Ausgangs- und Zielort des Unterwegsseins identisch. Ausgangs- und Endpunkt stellen dabei überwiegend die eigene Wohnung dar. (Flade 2006: 63; Kaiser 1993: 30) Zirkuläre Mobilität ist demnach mit *Alltagsmobilität* oder *kurzfristiger räumlicher Mobilität* gleichzusetzen (vgl. Abbildung 16). Bei der zirkulären Mobilität spielt vor allem das Vorhandensein von (eigenen oder öffentlichen) Verkehrsmitteln und von Infrastruktur (Geschäfte, Schulen, Kindergärten, Arbeitsplätze, Freizeitangebote, aber auch gut ausgebaute Straßen etc.) in der Wohnumgebung eine Rolle. Das Potenzial zirkulärer Mobilität oder Alltagsmobilität beeinflusst die Zufriedenheit mit der Wohnsituation und kann eine wesentliche Rolle bei der Entscheidung für oder gegen einen Umzug, also für oder gegen residentielle Mobilität, spielen.

Kaiser (1993: 102ff.) nennt zwei Gründe, warum es zu einer gesteigerten Alltagsmobilität kommt:

1. Fluchtthese: die Menschen flüchten aus ihrer Wohnumgebung, weil die gesamte Wohnsituation (Wohnung + Wohnumgebung) ungenügend ist; „Allgemein gesprochen, versucht das einzelne Individuum mit Hilfe räumlicher Mobilität Kongruenz zwischen seinen individuellen Bedürfnissen und den physisch-materiellen Umwelteigenschaften herzustellen“. (vgl. Stokols & Shumaker 1982. Stokols, Weichhart 1988. In: Kaiser 1993: 102) Diese Sachlage könnte auch zu langfristiger räumlicher Mobilität führen.
2. Erlebnisthese: hier liegen die Gründe der Alltagsmobilität im Erlebnis an sich; räumliche Mobilität erfolgt „aufgrund der mit ihr verbundenen emotionalen Erlebnisse“ (Kaiser 1993: 113)

In weiterer Folge wird eine weitere Beschränkung auf die residentielle Mobilität vorgenommen, da der Fokus in dieser Diplomarbeit in Bezug auf Mobilitätsprozesse darauf gelegt wird, inwieweit ein Umzug in eine neue Wohnung oder eine andere Stadt den Bedarf nach Stau- und Lagerraum verändert oder warum Menschen sich für die Anmietung eines Lagerraumes entscheiden, um die tatsächlichen Wohnbedingungen besser an ihre Bedürfnisse anzupassen, und nicht etwa für einen Umzug. In beiden Fällen ist somit der Zusammenhang von (nicht) realisierter residentieller Mobilität und dem Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum von Interesse. Die zirkuläre Mobilität oder Alltagsmobilität wird jedoch weiter Beachtung finden und zwar hinsichtlich der Gründe für oder gegen einen Umzug, da die vorhergehenden Ausführungen erkennen lassen, dass das Potenzial der zirkulären Mobilität die Zufriedenheit mit der Wohnsituation ganz wesentlich bedingen und einer der Gründe für oder gegen residentielle Mobilität sein kann.

---

<sup>51</sup> Detailliertere Ausführungen zum synchronen Verlauf von Lebensereignisse und Wohnungswechsel siehe Aufhauser 1995: 203; Wagner 1989. In: Schneider, Spellerberg 1999: 72; Gleichmann 2006: 42;

### 3.3.3.2 Räumliche Mobilität als Potential

Mobilitätspotential, auch *Motilität* genannt, ist im Gegensatz zu realisierter Mobilität „the way in which an individual appropriates what is possible in the domain of mobility and puts this potential to use for his or her activities“. (Kaufmann 2002: 37. In: Urry 2007: 38)

Laut Kaufmann ist Motilität eine neue Form von Kapital, unabhängig vom ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapital. „The degree of motility capital then constitutes ‘an indispensable resource to enable people to get around the many spatial constraints that bind them. Quality of life often depends on the ingeniousness of the solutions invented and applied.’“ (Kaufmann 2002: 103. In: Urry 2007: 39) Laut Urry (2007) kann ein hoher Grad an Motilitätskapital zudem einen Mangel an ökonomischem, kulturellem oder sozialem Kapital an anderer Stelle kompensieren: „alternatively high motility capital can augment other forms of capital“. (Urry 2007: 39) Dies verdeutlicht die steigende Bedeutung von Mobilitätspotential für die einzelnen Individuen.

Jedoch ist Mobilität als Potential niemals gänzlich unabhängig von ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital zu betrachten. Um vereinfacht ein paar Beispiele zu nennen: Langfristige räumliche Mobilität im Sinne residentieller Mobilität ist nur mit ökonomischem Kapital zu verwirklichen, denn ein Umzug ist mit einem finanziellen Aufwand verbunden; auch kurzfristige räumliche Mobilität (Alltagsmobilität) hängt zum großen Teil vom ökonomischen Kapital der Individuen ab – ohne finanzielle Mittel kann kein Auto angeschafft und erhalten werden und auch die legale Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel kostet Geld. Soziale Mobilität, horizontal wie vertikal, setzt zudem meist kulturelles (Bildung) und unter Umständen auch soziales Kapital (‘Vitamin B’) voraus. Ein hoher Grad einer Form von Kapital (Motilität, ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital) kann demnach einen Mangel an anderer Stelle nur zum Teil kompensieren. Es wird davon ausgegangen, dass die unterschiedlichen Kapital-Formen nie vollkommen unabhängig voneinander sind und sich wechselseitig bedingen.

Auch kommt es hinsichtlich des Mobilitätspotentials darauf an, wie viel Kapital das Land besitzt, in dem man lebt. Entwicklungsländer haben viel weniger Infrastruktur und Kapital um z.B. Straßen, Flughäfen, etc. auszubauen. Vor allem in ländlichen Gebieten von Entwicklungsländern ist das Bildungssystem viel geringer ausgebaut und qualitativ schlechter als in hochindustrialisierten Ländern, was eine Aneignung von kulturellem Kapital schwieriger macht oder gar verhindert. Dadurch wird soziale Mobilität erschwert. „The richer the society, the greater the range of mobility-systems that will be at present, and the more complex the intersection between such systems. These mobility-systems have the effect of producing substantial inequalities between places and between people in terms of their location and access to these mobility-systems.“ (Urry 2007: 51)

Erkennbar ist die wachsende Bedeutung des Mobilitätspotentials für viele Individuen beispielsweise auch bei den in Kapitel 2.1.3 angeführten Beispielen zu den Kompaktwohnungen. Diese Wohnungen wurden so konstruiert, dass sie bei Bedarf vom Besitzer mitgenommen werden können und an einem anderen Ort entweder an eine gleiche Grundstruktur angebaut werden (Nagakin Capsule Tower) oder einfach an einem beliebigen Ort abgestellt werden können (Micro-Compact-Home). Die Realisierung von Wohnmobilität soll dadurch erleichtert und somit gleichzeitig das individuelle Mobilitätspotential erhöht werden, indem man sich zum einen die Wohnungssuche und zum anderen mühsames ein-,

auspacken und tragen erspart – man nimmt ‘einfach‘ die gesamte Wohnung mit.

Für die Lebensqualität und die Zufriedenheit mit der eigenen Wohnumgebung spielt die Motilität ebenfalls eine große Rolle, wobei hier eher die kurzfristige – die Alltagsmobilität – von Bedeutung ist. Dieses Potential wird durch Raum-Zeit-Strukturen bedingt, wie zum Beispiel Siedlungsstrukturen und die Infrastruktur - öffentliche Verkehrsmittel, Straßen, Verkehrsangebote, aber auch das Vorhanden-sein von Arbeitsplätzen, Geschäften, Freizeitgelegenheiten, Schulen, etc. (vgl. Beckmann et al. 2006: 20) Das heißt, je mehr Infrastruktur und Verkehrsangebot vorhanden ist, desto höher ist das Mobilitätspotential, was direkten Einfluss auf die Wohnzufriedenheit der Bewohner hat. Motilität wird in Hinblick auf die Wohnqualität ein an Bedeutung gewinnender Faktor und ist daran abzulesen, dass viele Menschen bei der Wohnungssuche immer mehr Wert auf Verkehrsanbindungen und die Lage der Wohnung legen. Ein Eigenheim im Grünen ist zwar für viele immer noch der Wohntraum Nummer eins, immer mehr Österreicher legen aber verstärkt Wert auf eine gute Anbindung an die Stadt, sowohl hinsichtlich des Individualverkehrs als auch der öffentlichen Verkehrsanbindungen.<sup>52</sup> Um sich weite und mühsame Wege zu ersparen, entscheiden sich viele dafür, eher im Stadtzentrum zu bleiben, da dort meist mehr Potential hinsichtlich der Alltagsmobilität vorhanden ist. „Dichte, urbane Stadtgebiete mit hoher Nutzungsmischung bieten also höchste Mobilität“. (Stadt Marburg 1998: Marburger Verkehrsforum – Ablauf und Ergebnisse. In: Topp 2007: 252f.)

Bezüglich der Alltagsmobilität kann ein umfassendes Mobilitätspotential höhere Chancen und Wahlmöglichkeiten bedeuten, gerade wenn in der unmittelbaren Wohnumgebung zu wenig Geschäfte, Freizeit- oder Arbeitsplatzangebot etc. vorhanden sind und man einen weiteren Weg zu diesen Einrichtungen auf sich nehmen muss. Die Zufriedenheit mit der Wohnung und der Wohnumgebung kann also durch gute Verkehrsanbindungen gesteigert werden, wobei geringer Verkehrsaufwand das Ziel darstellt. Die Stadt Marburg (1998) formuliert innerhalb des Verkehrsforums Mobilität sogar als „Grundbedürfnis“, da dadurch die „Chance zur Teilnahme am gesellschaftlichen Leben“ gewährleistet wird. (Stadt Marburg 1998: Marburger Verkehrsforum – Ablauf und Ergebnisse. In: Topp 2007: 252f.)

### **3.3.3.3 Einflussfaktoren hinsichtlich der Realisierung von Wohnmobilität**

Realisierte räumliche Mobilität wird von individuellen Entscheidungen, die laut Beckmann et al. (2006: 78) eine sehr bedeutende Rolle spielen, von strukturellen Faktoren wie dem Arbeitsmarkt (wenn es beispielsweise kaum Arbeitsplatzangebot am Land gibt, ziehen viele Menschen in Städte; oder Saisonarbeiter reisen ihren Jobs nach), Umwelteinflüssen, sowie dem unterschiedlich vorhandenen sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapital beeinflusst.

In Bezug auf die Gründe für realisierte Mobilität, kann zwischen *zwingender* und *freiwilliger Realisierung von Wohnmobilität* unterschieden werden. Die Unterscheidung wird dadurch getroffen, dass bei der *zwingenden Realisierung von Wohnmobilität* kein komplexer Abwägungsprozess der Vor- und Nachteile eines Umzuges dahinter steht. Externe Einflüsse und nicht primär die Wohnsituation

---

<sup>52</sup> Vergleiche dazu die Wohnstudie der Bauen Wohnen Immobilien Kommunikationsberatung GmbH, die bereits in Kapitel 2.2.1 Wandel bevorzugter Wohnformen kurz erörtert wurde.

geben den Ausschlag für oder gegen einen Umzug. Die Entscheidung umzuziehen wird nicht aus Gründen der Wohnsituation, „sondern wegen persönlicher Lebensumstände und Lebensereignisse“ (Flade 2006: 72), wie der „Anpassung an familiäre Veränderungen“ (Aufhauser 1995: 310) getroffen. Die Anlässe hierfür sind zum Beispiel ein Arbeitsplatzwechsel, Ausbildung, Studium, Erwerbseintritt, der Auszug aus dem Elternhaus, Eheschließung und familiäre Gründe wie eine Scheidung. (vgl. Aufhauser 1995: 250) Aber auch der Wohnungsverlust durch eine Umweltkatastrophe, wegen einer Delogierung oder der Nicht-mehr-Finanzierbarkeit der Wohnung aufgrund finanzieller Einbußen bei Krankheit oder Arbeitsplatzverlust, kann Wohnmobilität unvermeidlich machen. Zur zwingenden Mobilität sind auch ‘extreme’ Mobilitätsphänomenen wie Sklaverei, Flüchtlingswellen, Menschenhandel, etc., die beispielsweise durch Kriege und Umweltkatastrophen hervorgerufen werden zu zählen.

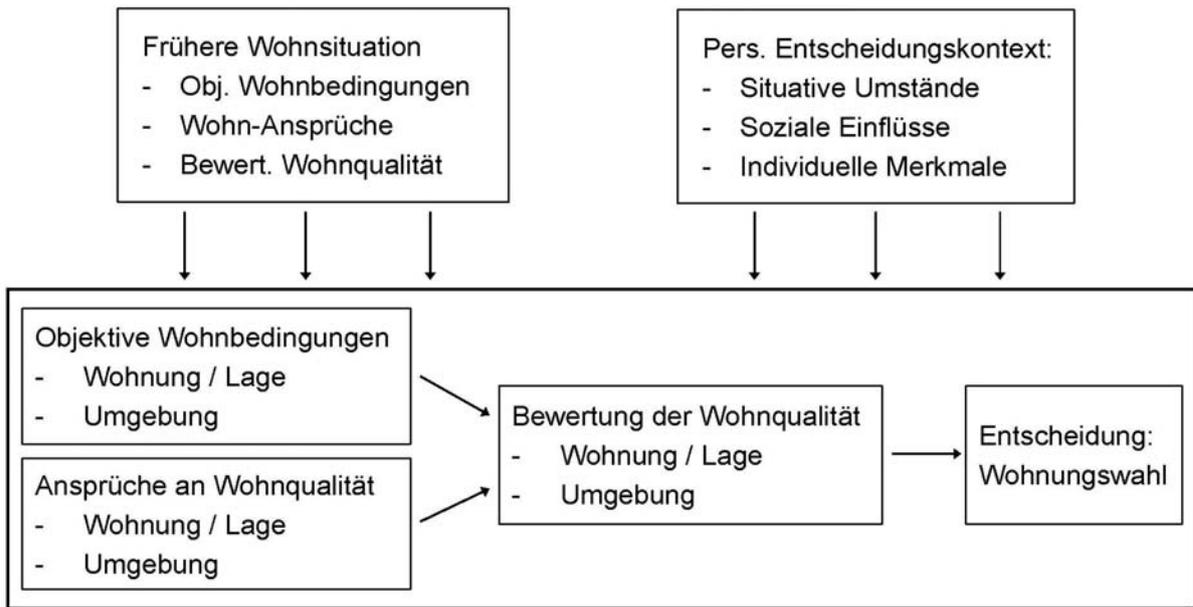
Bei der *freiwilligen Realisierung von Wohnmobilität* wird eine Verbesserung der Wohnsituation angestrebt. Hinter der Entscheidung für oder gegen eine Umzug steht ein komplexer Abwägungsprozess der positiven und negativen Folgen, bei dem nicht nur Bedürfnisse nach persönlich nutzbarem Platz, sondern auch andere Faktoren wie Zufriedenheit mit der Wohnqualität und mit der Wohnumgebung, soziale und emotionale Bindungen an das Wohngebiet (vgl. Latimer, Munro 2009), Mietverträge, Eigentumsverhältnisse, usw. in die Überlegungen mit einbezogen werden. Die Umzugsgründe beziehen sich hier direkt auf die Wohnung und /oder die Wohnumwelt. Es wird versucht, das „Ungleichgewicht zwischen Wohnwünschen und Wohnsituation“ (Aufhauser 1995: 315) auszugleichen. Der Umzug stellt ein „Optimierungsprozess“ dar, bei dem „wichtige Ansprüche an das Wohnen besser erfüllt werden sollen als es die gegenwärtige Wohnung bzw. der gegenwärtige Standort erlaubt.“ (Beckmann et al. 2006: 74f.)

*„We might say that unforced ‘movement’ is power, that is, to be able to move (or to be able voluntarily to stay still) is for individuals and groups a major source of advantage and conceptually independent of economic and cultural advantage.” (Urry 2007: 51f.)*

Hinsichtlich der freiwilligen Realisierung von Wohnmobilität gibt es unterschiedliche Determinanten, die beim Abwägungsprozess für und gegen einen Umzug von Individuen berücksichtigt werden (siehe Abbildung 17). Zum einen betrifft das Faktoren auf der Ebene der Wohnung und zum anderen Faktoren auf Ebene der Wohnumwelt.

Wie die Abbildung zeigt, spielen für die Entscheidung für oder gegen einen Umzug sowohl objektive Qualitätsmerkmale als auch die subjektive Wahrnehmung und Einschätzung der Wohnsituation (= die Bewertung der Wohnqualität) eine Rolle.

Abbildung 17: Determinanten von Wohnentscheidungen<sup>53</sup>



In weiterer Folge steht der subjektive Aspekt im Mittelpunkt – die Zufriedenheit der Bewohner mit der Wohnung und dem Wohnumfeld. Zum einen deshalb, weil es im Rahmen dieser Diplomarbeit nicht möglich ist, die objektiven Kriterien der Wohnung und Wohnumgebung zu erheben. Zum anderen hat, wie die Ergebnisse von Beckmann et al. (2006) zeigen, die subjektive Einschätzung der Wohnsituation einen größeren Einfluss auf das Handeln der Menschen, also auf die Entscheidung für oder gegen einen Umzug, als objektive Kriterien.

<sup>53</sup> Abbildung entnommen aus: Flade 2006: 71, ursprüngliche Quelle: Rohrmann 1993: 140

### **3.4 Die Pluralisierungsthese**

#### **3.4.1 Die Vielfalt 'neuer' Familien- und Haushaltsformen und deren Berücksichtigung am Wohnungsmarkt**

Wie bereits oben angeführte Entwicklungen (Trends wie die Individualisierung, der Anstieg des Wohlstandes und die Pluralisierung der Lebensstile) zeigen, steigen heute die Gestaltungsmöglichkeiten hinsichtlich der individuellen Lebensweise. Auf Grund dessen ist gegenwärtig u.a. eine enorme Vielfalt von Familien- und Haushaltsformen erkennbar. Jedoch bietet der Wohnungsmarkt bisher nur wenig Angebot, welches sich an diese unterschiedlichen Familien- und Haushaltsformen und deren Bedürfnisse anpasst.

Die nun folgenden Ausführungen sollen aufzeigen, warum sich das vorhandene Angebot am Wohnungsmarkt meist nicht vollständig mit den nachgefragten Wohnbedürfnissen der Bewohner deckt. Es werden Schwierigkeiten erörtert, mit denen die Akteure am Wohnungsmarkt, in Hinblick auf eine möglichst optimale Anpassung des Angebots an die Nachfrage, umzugehen haben. Außerdem wird ein kurzer geschichtlicher Rückblick über die Entwicklung des Wohnungsmarktes in Wien gegeben, um auf die immer wieder auftretende Wohnungsknappheit hinzuweisen. Es wird überdies darauf eingegangen, in welche Richtung neue Wohnkonzepte gehen, um den variablen Bedürfnissen der Nachfrage von Wohnraum nachzukommen. Wie wichtig eine Anpassung des Angebots am Wohnungsmarkt an die individuellen Wohnbedürfnisse ist, wird anhand der Bedeutung der Zufriedenheit mit der Wohnung und der Wohnumgebung für die Lebensqualität beleuchtet. In diesem Zusammenhang soll versucht werden, die Fragen was Wohnen ist und warum Menschen überhaupt wohnen, zu beantworten.

Die Nichtübereinstimmung des tatsächlichen Angebots am Wohnungsmarkt, sowohl hinsichtlich der Quantität als auch der Vielfalt unterschiedlicher Wohnkonzepte, mit den variablen Wohnbedürfnissen vieler 'neuer' Wohn- und Haushaltsformen, wird als einer der Gründe gesehen, warum Individuen sich für die Dienstleistung Selfstorage und die Anmietung eines zusätzlichen, individuell nutzbaren Raumes entscheiden – um eine bessere Anpassung des Wohnraumes an die subjektiven Bedürfnisse zu erreichen. Die Größe dieses Stauraums kann an die individuellen Bedürfnisse optimal angepasst werden. In diesem Kontext spielt vor allem auch die Wohnmobilität eine Rolle, da sich etliche Personen bewusst gegen einen Umzug entscheiden, was später noch genauer erläutert werden soll.

### 3.4.1.1 Der 'Idealtypus'<sup>54</sup> des modernen Wohnens

Im 20. Jahrhundert haben sich die Vorstellungen über „die richtige Art zu leben“ (Häußermann, Siebel 1996: 15) in dem Leitbild 'Familiengerechtes Wohnen' zusammengefügt. Dieser Idealtypus weist 4 Merkmale auf (Häußermann, Siebel 1996: 15 ff):

- 1) Funktionale Dimension: das Wohnen als Gegenüber zur betrieblich organisierten Erwerbsarbeit und Ort der Nichtarbeit bzw. Ort der Reproduktion
- 2) Soziale Dimension: die Wohnung als Ort der Familie
- 3) Sozialpsychologische Dimension: Wohnung als Ort der Privatheit, Emotionalität und Intimität
- 4) Ökonomische Dimension: die Wohnung als Ware

... „und ist institutionalisiert in Gesetzen, Förderrichtlinien, Finanzierungsbestimmungen und in den Kategorien der amtlichen Statistik“. (Häußermann, Siebel 1996: 17)

Durch die größere Wahlfreiheit und die weitere Ausdifferenzierung in den persönlichen Lebensläufen, Veränderungen in der Familienstruktur, die Steigerung von Singlehaushalten, gesteigerte Mobilitätsanforderungen, „die Wohlstandssteigerungen, die wachsende Bedeutung der Freizeit, zunehmende kulturelle Wahlfreiheiten und nicht zuletzt eine erweiterte Frauenrolle die auf gestiegene Qualifikationen und Erwerbschancen zurückzuführen ist“ (Schneider, Spellerberg 1999: 24), verändern sich die Anforderungen an die Wohnung und das „lange Zeit verbindliche Modell der bürgerlichen Kleinfamilie“ (Müller 1993: 32) ist statistisch gesehen im Rücklauf begriffen. Der Wohnhabitus ändert sich, wodurch neue 'Wohntypen' entstehen. Die traditionell familienorientierte Lebensweise verliert beispielsweise durch die wachsende Anzahl von Personen, die sich für eine eigenständige Lebensführung entscheiden, immer mehr an Bedeutung und es gibt bereits eine „enorme **Vielfalt an unterschiedlichen Familien- und Haushaltsformen** – Wohngemeinschaften, Single-Wohnungen, Patchworkfamilien, Wohnformen für SeniorInnen, etc.“. (Maerki, Schikowitz 2008: 4. Hervorhebung im Original) Hasse (2009: 19) schreibt dazu: „Die Formen, Moden und Stile des Wohnens in der Gegenwart [pluralisieren] in der Gegenwart tendenziell ins Endlose“.

Individualisierungstendenzen haben laut Schneider und Spellerberg (1999) einen großen Einfluss auf das Wohnen von Familien: „Die sozialen Interaktionsformen sind stärker gleichberechtigt, Bedürfnisse an Rückzugs- und Entfaltungs- oder Arbeitsmöglichkeiten innerhalb der Wohnung sind gestiegen, und die Aktivitäten aller Haushaltsmitglieder außer Haus sind zahlreicher. Die zunehmende Erwerbstätigkeit von Frauen und die Erosion des Prinzips vom männlichen Ernährer wirken zunehmend auf die familiäre Binnenstruktur zurück und damit auf die Art der Wohnungs- und Infrastrukturnutzung. Die Vorstellungen von den Bedürfnissen einer klassischen patriarchalischen Kleinfamilie stimmen mit den Bedürfnissen der modernen Familie nicht länger überein. Die Grundrisse, die ein halbes Kinderzimmer vorsehen und eine schmale Arbeitsküche finden beispielsweise bei Familien kaum noch Anklang. Es

---

<sup>54</sup> Ein 'Idealtypus' ist nach Max Weber ein Instrument, um die Wirklichkeit zu ordnen, „nicht als Ziel, sondern als Mittel“ (Weber 1991: 76) der Erkenntnis. Idealtypen stellen nicht die Realität dar, sondern einen fiktives Extrem, an dem die Realität gemessen wird. „In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar, es ist eine Utopie, und für die historische Arbeit erwächst die Aufgabe, in jedem einzelnen Falle festzustellen, wie nahe oder wie fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht“. (Weber 1991: 73f.) Der verwendete Begriff „Idealtypus“ bei Häußermann und Siebel deutet darauf hin, dass das „moderne Wohnen“ eine „abstrahierende Verdichtung“ ist, die „das Besondere einer Epoche im Unterschied zu anderen herausarbeitet“. (Häußermann, Siebel 1996: 13)

liegt auf der Hand, daß sich mit diesen sozialen Veränderungen auch die Ansprüche an Wohnflächen und Grundrisse wandeln.“ (Schneider, Spellerberg 1999: 25)

Der ‘Wohnhabitus‘ entspricht nicht mehr der der traditionellen Kleinfamilie, jedoch agieren viele Bauträger und Akteure am Wohnungsmarkt, trotz dieser vehementen Veränderungen im Bereich des Wohnens, immer noch mit den Standardwohnungen für Familien. (vgl. Maerki, Schikowitz 2008. Schneider, Spellerberg 1999: 11, 24, 78. Siebel, Häußermann 1996) Solche Wohnkonzepte sind jedoch nicht mehr an die Anforderungen und Bedürfnisse vieler Bewohner angepasst.

### **3.4.1.2 Die ‘neuen‘ Wohnformen**

*„Neue Wohnformen sind sowohl Folge des gesellschaftlichen Wandels und zunehmender sozialer Differenzierung und Individualisierung als auch Ausdruck vielfältiger Wünsche und Bedürfnisse nach eigenverantwortlicher Gestaltung der Wohnverhältnisse.“ (Wüstenrot Stiftung 1999: 7)*

Die ‘neuen‘ Wohnformen, von denen in der Literatur immer wieder gesprochen wird, sind jedoch weder neu, denn es gibt sie laut Krosse (2005: 20) bereits „seit Jahrhunderten“, noch sind sie unbedeutende Randerscheinungen. Das ‘neue‘ daran ist lediglich die veränderte Wahrnehmung in der Gesellschaft – deswegen die Kennzeichnung der Wortes ‘neu‘ in Anführungszeichen. Wohn- und Lebensformen neben der traditionellen Kernfamilie (Vater, Mutter, Kind(er)) werden immer mehr „aktiv gelebt und bewusst entwickelt“ (ebenda) und werden somit gesellschaftlich anerkannt. Auch findet man in der Literatur immer mehr verschiedene Bezeichnungen, mit denen die unterschiedlichsten Haushaltsformen gekennzeichnet werden, wie zum Beispiel Fortsetzungs-, Patchwork-, Mehrgenerationenfamilien, Dinks (Double Income No Kids), Dilks (Double Income Lots of Kids), ‘Living apart together‘, Wohngemeinschaften, Singles, Yuppies (Young Urban Professionals), Maups (Middle Aged Urban Professionals), etc. (vgl. Krosse 2005: 29f.; Albrecht 1990: 505f.) Diese Namensgebungen lassen auf eine gestiegene Wahrnehmung und Sichtbarmachung der vielfältigen Formen schließen.

Die Vielfalt an neuen Familien- und Haushaltsformen, neben der ‘traditionellen Kernfamilie‘, lässt sich auch an statistischen Daten ablesen. So stieg der Anteil an Ein-Eltern-Familien, also Alleinerziehende mit einem oder mehr Kindern, von 11,91% bei der Volkszählung von 1971 auf 20,50% bei der Volkszählung von 2001 an (siehe Tabelle 3). Zurückzuführen ist dies z.B. auf die wachsenden Scheidungsraten (vgl. Pilloud 2004: 72ff.). Die Zahl der Familien gesamt sank im gleichen Zeitraum von 456.171 Familien im Jahr 1971 auf 407.976 Familien im Jahr 2001 ab. Zu erklären ist dies vor allem dadurch, dass die Zahl der Einpersonenhaushalte an den Privathaushalten gesamt von 34,72% 1971 auf 39,57% 1981, und 41,59% 1991, bis 44,70% im Jahr 2001 anstieg (siehe Tabelle 4). Dieser Anstieg von Einpersonenhaushalten ist einerseits auf die Individualisierung und die Entscheidung vieler Individuen, alleine zu leben zurückzuführen, andererseits auf die gestiegene Lebenserwartung der Menschen aufgrund besserer Gesundheitsvorsorge und medizinischer Behandlungen und den damit in Verbindung stehenden Anstieg alleinlebender alter Menschen. (vgl. Pilloud 2004: 71f.) Gerade für

alleinlebende Menschen spielt das „Bedürfnis nach sozialem Kontakt“ (Pilloud 2004: 72) eine große Rolle, was das Ansteigen an Wohngemeinschaften sowohl bei älteren, als auch bei jüngeren Menschen erklärt. Wohngemeinschaften sind jedoch „nicht jedermanns Sache“ (ebenda), daher präferieren viele einen Singlehaushalt. Hinsichtlich des Familientyps ist erkennbar, dass der Prozentanteil von Ehepaaren an den Familien gesamt stark gesunken ist. Dahingegen ist der Prozentanteil an Lebensgemeinschaften von 5,61% auf 12,30% angestiegen. Immer mehr zusammenlebende Paare entscheiden sich offenbar gegen eine Heirat.

**Tabelle 3: Familien in Wien nach Familientyp**

	1971	1981	1991	2001
Ein-Eltern Familien	11,91%	14,06%	17,87%	20,50%
Lebensgemeinschaften	88,09%	5,61%	82,13%	12,30%
Ehepaare		80,33%		67,20%
Familien gesamt	456.171	419.780	414.078	407.976

Quelle: Statistik Austria - Volkszählungen 1971, 1981, 1991, 2001

Die Definition von Familie folgt dem Konzept der Kernfamilie der Vereinten Nationen. Eine Kernfamilie bilden Ehepaare und Lebensgemeinschaften mit oder ohne Kinder sowie Elternteile mit Kindern. Kinder in Familien sind alle mit ihren Eltern oder einem Elternteil im gemeinsamen Haushalt lebenden leiblichen, Stief- und Adoptivkinder, ungeachtet ihres Alters und Familienstandes, wenn sie nicht schon selbst mit einem Partner zusammenleben oder ein Kind haben. Großeltern-Enkel-Familien (skip generation families) wurden 2001 nicht als Kernfamilien erfasst. Dies und die Erweiterung des Kind-Begriffs auch auf nicht-ledige, aber bei den Eltern ohne Partnerin bzw. Partner lebende Erwachsene stellen einen Bruch mit früheren Volkszählungen dar. (Definition: Statistik Austria) 1971 wurden Lebensgemeinschaften noch nicht erhoben. 1991 konnten keine entsprechenden Zahlen gefunden werden.

Die durchschnittliche Haushaltsgröße sank in den letzten Jahrzehnten aufgrund des Anstiegs an Einpersonenhaushalten und der sinkenden Kinderzahl konstant ab und betrug 2001 durchschnittlich 1,98 Personen in den Privathaushalten in Wien, 1971 waren es noch 2,17 Personen. Die sinkende Zahl der Kinder wird in der Literatur darauf zurückgeführt, dass immer mehr Frauen erwerbstätig sind, was sich schwer mit der Familienplanung vereinbaren lässt und ein Sinken der Geburtenrate zur Folge hat.

**Tabelle 4: Privathaushalte in Wien 1971 - 2001**

	1971	1981	1991	2001
Privathaushalte gesamt	733.150	725.468	746.760	771.083
Einpersonenhaushalte	254.552 34,72%	287.100 39,57%	310.556 41,59%	344.655 44,70%
durchschnittliche Haushaltsgröße	2,17	2,08	2,03	1,98

Quelle: Statistik Austria - Volkszählungen 1971, 1981, 1991, 2001

Alle in einer Wohnung oder ähnlichen Unterkunft mit Hauptwohnsitz lebenden Personen bilden einen Privathaushalt (Wohnparteienkonzept, household-dwelling-concept). (Definition: Statistik Austria). Anstaltspersonal mit Hauptwohnsitz in der Einrichtung wurde nicht im Anstaltshaushalt, sondern als Privathaushalt gezählt. Dies stellt einen Bruch mit früheren Volkszählungen dar. Durchschnittliche Haushaltsgröße: eigene Berechnung.

Auch die Haushaltsprognose der Statistik Austria für die nächsten Jahrzehnte zeichnet einen weiteren Verlauf dieser Entwicklungen ab. Die durchschnittliche Haushaltsgröße wird dieser Prognose nach weiter, wenn auch nur noch gering, schrumpfen und im Jahr 2050 durchschnittlich 1,97 Personen pro Privathaushalt betragen. Zurückzuführen ist dies unter anderem wiederum auf das prognostizierte Ansteigen von Einpersonenhaushalten von 47,57% im Jahr 2010 auf 51,74% im Jahr 2050.

**Tabelle 5: Privathaushalte in Wien Prognose 2010-2050**

	2010	2020	2030	2040	2050
Privathaushalte gesamt	844.987	911.469	958.232	998.515	1.033.852
Einpersonenhaushalte	401.948 47,57%	461.003 50,58%	489.224 51,05%	513.142 51,39%	534.948 51,74%
durchschnittliche Haushaltsgröße	2,00	1,99	1,99	1,98	1,97

Quelle: Statistik Austria - Haushaltsprognose 2008

Alle in einer Wohnung oder ähnlichen Unterkunft mit Hauptwohnsitz lebenden Personen bilden einen Privathaushalt. (Wohnparteienkonzept, household-dwelling-concept). (Definition: Statistik Austria)

Der Anteil an Ein-Eltern Familien wird laut der Prognose ebenfalls weiter ansteigen, jedoch nicht mehr so stark, wie in den Jahren zuvor. Die Daten verweisen darauf, dass der Trend in Richtung kleinerer Haushalte geht, zumindest in Hinblick auf die Anzahl der Personen im Haushalt.

**Tabelle 6: Familien nach Familientyp in Wien Prognose 2010-2050**

	2010	2015	2030	2050
Familien gesamt	431754	440121	465770	497652
Ein-Eltern Familien	91.299 21,15%	93.813 21,32%	100.292 21,53%	107.544 21,61%
Lebensgemeinschaften	68.027 15,76%	76.214 17,32%	86.867 18,65%	90.804 18,25%
Ehepaare	272.428 63,10%	270.094 61,37%	278.611 59,82%	299.304 60,14%
durchschnittliche Kinderanzahl	0,97	0,99	1,02	1,00

Quelle: Statistik Austria - Haushaltsprognose 2008

Die Definition von Familie folgt dem Konzept der Kernfamilie der Vereinten Nationen. Eine Kernfamilie bilden Ehepaare und Lebensgemeinschaften mit oder ohne Kinder sowie Elternteile mit Kindern. Kinder in Familien sind alle mit ihren Eltern oder einem Elternteil im gemeinsamen Haushalt lebenden leiblichen, Stief- und Adoptivkinder, ungeachtet ihres Alters und Familienstandes, wenn sie nicht schon selbst mit einem Partner zusammenleben oder ein Kind haben. Großeltern-Enkel-Familien (skip generation families) wurden 2001 nicht als Kernfamilien erfasst. Dies und die Erweiterung des Kind-Begriffs auch auf nicht-ledige, aber bei den Eltern ohne Partnerin bzw. Partner lebende Erwachsene stellen einen Bruch mit früheren Volkszählungen dar. (Definition: Statistik Austria)

Aus den erläuterten Daten und Entwicklungen ist ersichtlich, dass das Bild des familienorientierten Bauens und Wohnens für Kernfamilien in Zukunft nicht mehr greifen wird und nur mehr bedingt den veränderten Familien- und Haushaltsformen entspricht. Dies wird insbesondere ersichtlich, wenn man die steigende Anzahl von Ein-Eltern Familien und die sinkende durchschnittliche Kinderanzahl

betrachtet. Außerdem ist in Wien in den letzten Jahrzehnten ein deutlicher Anstieg der Scheidungsrate<sup>55</sup> zu verzeichnen. Um den Wohnwünschen und -bedürfnissen dieser 'neuen' Wohnformen entsprechen zu können, wird ein Umdenken bei den Akteuren am Wohnungsmarkt notwendig sein. „Die richtige Antwort auf die Frage „Wie sollen diese ‚anderen‘ Wohnformen aussehen“ lautet daher: Sie müssen *individueller* sein.“ (Gilg, Schaeppi 2007: 86. Hervorhebung im Original)

### 3.4.1.3 Problematiken bei der Wohnbedürfnisforschung

Jedoch ist eine Anpassung an die veränderten Bedürfnisse am Wohnungsmarkt leichter gesagt als getan. Die Akteure am Wohnungsmarkt haben mit unterschiedlichen Problemen hinsichtlich der Ermittlung von Wohnbedürfnissen zu kämpfen. Beispielsweise können Wohnwünsche und Wohnbedürfnisse durch ein einfaches Fragen nicht ermittelt werden. Zurückzuführen ist das vor allem auf methodische Probleme. Im Rahmen standardisierter Interviews sind die Ergebnisse „systematisch verzerrt in Richtung auf dominierende Meinungsbilder und zugunsten des Status quo, d.h. zugunsten der Bedürfnisse und Wünsche, die aufgrund der gegebenen sozialen und ökonomischen Situation naheliegen“. (Häußermann, Siebel 1996: 219) Somit werden bei Wohnwunschbefragungen hauptsächlich die eigenen Wohnerfahrungen wiedergegeben, „objektive Ergebnisse können sie nicht liefern. Wie viele Kundenwünsche im Verborgenen bleiben, kann eine Bedürfnisforschung nicht ermitteln.“ (Krosse 2005: 22) Gilg und Schaeppi (2007: 35. Hervorhebung im Original) schreiben dazu, dass die meisten gar nicht wissen „*wie sie eigentlich wohnen möchten; das ist das Problem. Sie haben gar keine Auswahl.*“ Als Ursache dafür sehen sie das geringe Angebot am Wohnungsmarkt: „*Heute bietet man nur das an, was der Investor meint, würden die Leute wollen. Und die Leute nehmen das – also nimmt er an, das es das ist, was sie möchten.*“ (Gilg, Schaeppi 2007: 35. Hervorhebung im Original) Die Individuen halten wegen des Mangels an „ungewöhnlichen, individuellen Lösungen“ (Gilg, Schaeppi 2007: 37) an den 'traditionellen' Wohnkonzepten fest und richten sich nach dem vorhandenen Angebot. Am Wohnungsmarkt scheint dementsprechend nicht die Nachfrage das Angebot, sondern das Angebot die Nachfrage zu bestimmen. Gilg und Schaeppi (2007: 37) fordern ein größeres Angebot 'ungewöhnlicher' Konzepte: „Je spezieller die Wohnungen werden, desto eher würden die Leute auch etwas finden, das ihnen passt. Nicht jede Wohnung passt zu allen.“

Auch ist es durch die Pluralisierung von Haushalts-, Familienformen und Lebensstilen in den letzten Jahrzehnten immer schwieriger geworden, die Wohnungsnachfrage, Wohnstandortpräferenzen und Wohnbedürfnisse angemessen abschätzen zu können, vor allem auch in Hinblick auf zukünftige Entwicklungen. (vgl. Schneider, Spellerberg 1999; Gilg, Schaeppi 2007; Beckmann et al. 2006; Krosse 2005; Maerki, Schikowitz 2008) Aufgrund der Unzulänglichkeit aktuell angewandter Methoden, müssen andere Wege und Instrumente gefunden werden, um Wohnbedürfnisse zu ermitteln.

---

<sup>55</sup> Vgl.: [http://www.statistik.at/web\\_de/dynamic/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/024167](http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/024167)

### 3.4.1.4 Die ökonomische Dimension des Wohnens – die Wohnung als Ware

Das Wohnungsangebot ist nicht nur hinsichtlich der Quantität, aufgrund periodisch auftretender Wohnungsknappheit, sondern auch hinsichtlich der Vielfalt des Angebotes als mangelhaft zu bezeichnen, vor allem in Hinblick auf die 'neuen' Familien- und Haushaltsformen. Ein Grund dafür ist darin zu sehen, dass für die Akteure am Wohnungsmarkt der Bau von Wohnungen „zunächst einmal eine Marktleistung darstellt, deren Qualität sich in Dimensionen wie „Aufwand und Ertrag“, „langfristige Rentabilität“ oder „relative Attraktivität im Konkurrenzumfeld ähnlicher Angebote“ misst. Je nach Motivation des Anbieters schwingen bei der Bereitstellung von Wohnraum neben pekuniären auch andere, immaterielle Intentionen mit.“ (Gilg, Schaeppi 2007: 11) Solche Intentionen betreffen dann die Ästhetik, das städtebauliche Gesamtbild, die Infrastruktur, etc. Bei den meisten Anbietern von Wohnraum steht aber zuerst einmal die Wirtschaftlichkeit und Rentabilität im Vordergrund. Anforderungen und Bedürfnisse werden weitestgehend vereinheitlicht, damit das Angebot am Wohnungsmarkt eine breite Nachfrage findet. Spezifischen Anforderungen wird daher eher nur wenig entsprochen. Jedoch kristallisieren sich nach Gilg und Schaeppi (2007) im Laufe der Zeit, durch die Nicht-Entsprechung von Anforderungen an die Wohnung und den „daraus resultierenden Wünschen und Wunschträumen Einzelner“ (Gilg, Schaeppi 2007: 12) immer mehr Bedürfnisse heraus, die dann zunehmend relevant für den Wohnungsmarkt sind. Die Wohnungsraumanbieter versuchen dann, den Wohnraum diesen Bedürfnissen anzupassen.

Häußermann und Siebel (1996) merken zu diesem Punkt der Anpassung an neue Bedürfnisse aber kritisch an, dass das Wohnungsangebot immer erst um einiges zeitverzögert auf die Nachfrage reagiert, da die Wohnungsproduktion „sehr träge“ (Häußermann, Siebel 1996: 215) ist. „Zwischen Investitionsentscheidung und Vermietung/Verkauf vergeht viel Zeit, das Angebot reagiert also nur sehr verzögert auf Nachfrageveränderungen. Wohnungen, die heute geplant werden, kommen erst drei Jahre später 'auf den Markt'.“ (ebenda) Auch ist die Analyse von Bedürfnistrends immer in die Vergangenheit gerichtet, was wenig Platz für Experimente zulässt. Daher passt sich das Angebot erst nach und nach an. (Gilg, Schaeppi 2007: 14)

Dieser langwierige Prozess ist auch auf die Langlebigkeit von Bauten zurückzuführen. Wohnbauten werden nicht nur für eine, sondern für mehrere Generationen gebaut. Dem rapiden Wandel gesellschaftlicher Strukturen und individueller Anforderungen kann dadurch nur schwer entsprochen werden. Nicht nur zukünftige Entwicklungen im Wohnbereich, sondern auch gesellschaftliche Entwicklungen müssen mitberücksichtigt werden, „weil diese auf den Wohnungs- und Siedlungsbau rückwirken.“ (Flade 2006: 10)

Das Angebot am Wohnungsmarkt orientiert sich überdies zum größten Teil an den Wünschen und Bedürfnissen der Mittelschicht, da dies der Klientel mit ausreichend Kaufkraft darstellt. „Für die Masse der Wohnungsnachfrager hat ein Wohnungsmarkt im Sinne einer freien Wahl zwischen alternativen Angeboten, die das Spektrum möglicher Bedürfnisse abdecken, nie existiert.“ (Häußermann, Siebel 1996: 214) Die Bedürfnisse der weniger finanzstarken Bevölkerungsgruppen sind für den Markt nur wenig relevant – „das ist der feine Unterschied zwischen Nachfrage und Bedarf.“ (ebenda)

Auch die politischen Entscheidungssysteme orientieren sich wesentlich an der Mittelschicht und an den „artikulationsfähigen, organisierten und konfliktbereiten Gruppen“. (Häußermann, Siebel 1996: 215) Die Bedürfnisse, Anforderungen und Interessen der politisch Schwachen finden kaum Eingang in die Entscheidungen der Wohnungspolitik. „Gerade abweichende bzw. innovative Wohnwünsche können sich gegen die wohnungspolitischen Bürokratien nicht durchsetzen.“ (ebenda)

#### **3.4.1.4.1 Historischer Rückblick zur Dynamik am Wiener Wohnungsmarkt**

Wien hat, wie viele andere Städte, seit dem 18. Jahrhundert immer wieder mit periodisch wiederkehrender Wohnungsknappheit zu kämpfen. (vgl. Feldbauer 1977, Aufhauser 1995, Buchinger 1995, Wagenhofer 2003) Diese wiederkehrende Wohnungsknappheit liegt laut Häußermann und Siebel (1996: 214) darin begründet, dass „Marktmechanismen das Problem einer mangelnden Vermittlung zwischen Wohnbedürfnissen und Wohnungsangebot nicht befriedigend lösen können“. Besonders im 19. Jahrhundert nahm die Wohnungsnot eines Großteils der Bevölkerung extreme Formen an, Not und Elend stiegen in der Zeit dramatisch. Im Jahr 1869 schrieb beispielsweise Sax zu der Situation des Wohnungselends: „Die Wohnungsnoth ist in Wien zu einer bleibenden Calamität geworden (...). Sie ist in Aller Munde, weil eben Jeder darunter leidet.“ (Sax 1869. In: Feldbauer 1977: 120f.) Die Wohnungsknappheit dieser Zeit hing vor allem mit der enormen Bevölkerungszunahme zusammen. Als Grund für die ‘Explosion’ der Städte im 19. Jahrhundert wird zumeist die Industrialisierung angeführt, da dadurch eine Konzentration von Arbeitsplätzen in den Städten entstand.

Laut Gleichmann (2006: 26 f.) ist damit zusammenhängend erkennbar, dass in einer industriellen Gesellschaft der Wohnungsmarkt immer vom Arbeitsmarkt abhängig ist. In Wien erfolgte diese Entwicklung der Arbeitsplatzkonzentration durch die Industrialisierung in viel geringerem Maße als beispielsweise in Städten Großbritanniens. Für Wien ist der industrielle Fortschritt daher nicht der einzige und ausschlaggebende Faktor, der den großen Bevölkerungsanstieg begründet. Vor allem die hohe Zuwanderung aus den „nordöstlichen Kronländern“, deren „wohnraummäßige Unterbringung“ im privaten Mietwohnungssektor erfolgte (Aufhauser 1995: 123) und der Geburtenüberschuss (Feldbauer 1977: 35f.) führten zu einem Anstieg der Bevölkerung und einem Mangel an Wohnraum.

Von Politikern und Wirtschaftsexperten wurde die damalige Wohnungsknappheit auf die geringe Produktionsleistung der Bauwirtschaft, also auf den Mangel der ‘Ware’ Wohnung und deren nicht bedürfnisgerechten Produktion zurückgeführt. (Feldbauer 1977: 52) Betrachtet man die gesamte Entwicklung der Wiener Bevölkerung und der Wohnbauleistung bis ins Jahr 1856, erkennt man, dass seit 1800 die Bevölkerung um mehr als 100% zugenommen hat, die Anzahl der Häuser jedoch nur um ca. 40% stieg. (Feldbauer 1977: 124) Die Ursachen des geringen Neubaus und der abflauenden Bautätigkeit waren vor allem der Mangel an Kapital, aber auch das geringe Vorhandensein von preiswerten Grundstücken und die Erhöhung der Baukosten durch die Bauordnung von 1829. (Feldbauer 1977: 54ff.)

Obwohl besonders auch ökonomische, soziale und politische Gründe die Wohnungsnot verursachten, konzentrierte man sich zu der Zeit hauptsächlich auf die Quantität und somit auf die Erhöhung des Angebots am Wohnungsmarkt und es wurden Maßnahmen ergriffen, um die Neubautätigkeit anzukurbeln. Durch die steigende Neubautätigkeit konnte das Problem der Wohnungsnot jedoch nicht gelöst werden, da sich diese, aus Profitgründen, auf den Bau von großen Wohnungen für finanzkräftige Nachfrager konzentrierte. Die extrem schlechten Bedingungen, unter denen die ärmeren Bevölkerungsschichten leben mussten, wurden dadurch nicht verbessert.

Diese Menschen lebten zum Großteil in den Städten, da sie dort auf Lohnarbeit hofften, die jedoch sehr schlecht bezahlt wurde. Zu ihrem materiellen Elend kamen noch die sehr hohen Mieten, die im Vergleich zu großen Wohnungen viel teurer waren. „...das Angebot an kleinen, billigen Wohnungen [war] weit hinter der Nachfrage und zeitweise auch den dringenden Bedürfnissen zurückgeblieben“. (Feldbauer 1977: 121) Das drastische Sinken der Anzahl von kleinen, billigen Wohnungen war zum Teil darin begründet, dass die wohlhabenden Bevölkerungsgruppen immer höhere Ansprüche entwickelten und deren Wohnungen oft um mehrere Zimmer erweitert wurden. Somit mangelte es in der Zeit hauptsächlich an kleinen und mittleren Wohnungen mit maximal 4 Zimmern, „während große Wohnungen mit fünf bis zwölf Zimmer fast immer angeboten wurden.“ (Feldbauer 1977: 125) Zu diesem Umstand des Wohnungsmangels kam noch hinzu, dass vor allem die kleinen Wohnungen, aufgrund der großen Nachfrage, immer teurer wurden - „die kleinsten Wohnungen waren im Durchschnitt die relativ teuersten“ (Feldbauer 1977: 127). Solche Wohnungen waren zudem sehr unhygienisch, ungünstig und befanden sich in Gebieten mit sehr schlecht ausgebauter Infrastruktur. (vgl. Feldbauer 1977: 11) Dazu kam die enorme Überfüllung der kleinen Wohnungen, da viele finanziell darauf angewiesen waren - meist fremde - Untermieter anzunehmen. Dieses Phänomen wurde auch als „Bettgehetum“ bezeichnet. (vgl. Aufhäuser 1995: 124). „Nur etwas mehr als ein Drittel der überbevölkerten Wohnungen wurde von Familienmitgliedern allein bewohnt“ (Feldbauer 1977: 155) Dies ist vor allem auf den rapiden Anstieg der Mietpreise zurückzuführen - in der Zeit von 1846-1856 war ein Anstieg des Hauszinses um 3,7% zu verzeichnen. (Feldbauer 1977: 125)

Anhand dieser Ausführungen kann die oben erwähnte Annahme bekräftigt werden, dass sich der Wohnungsmarkt weitestgehend an den Ansprüchen der zahlungskräftigen Kunden orientiert – deren Anforderungen und Nachfrage wurde trotz der Wohnungsnot entsprochen. Dies lässt sich vor allem in der Zeit bis 1864 erkennen: tatsächlich gab es in dieser Zeit „Rekordergebnisse im Häuserbau“ (Feldbauer 1977: 129) und viele Wohnungen standen effektiv leer. Jedoch wurde durch diese Wohnbautätigkeit nicht der Mangel an kleinen Wohnungen behoben, da die Investoren von Wohnbau hauptsächlich in Luxushäuser am Ring und anderen vornehmen Gebieten investierten. Der Bau von großen Wohnungen für zahlungskräftige Kunden war für die Bauwirtschaft viel lukrativer, „zur Befriedigung der Wohnbedürfnisse des Großteils der Bevölkerung trugen sie nichts bei.“ (Feldbauer 1977: 130) Die Neubautätigkeit linderte die Wohnungsnot demnach für den Großteil der Bevölkerung nicht. In vielen Großstädten ist die „Diskrepanz zwischen Angebot und zahlungsfähiger Nachfrage“ (Feldbauer 1977: 17) „für das Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ gut belegt. (ebenda)

Zudem war vor 1914 die Wohnungsproduktion und Wohnungsvermietung von „profitorientierter

Kapitalverwertung“ (Feldbauer 1977: 13) geprägt, d.h. dass der Staat etc. kaum in den Wohnungsmarkt eingegriffen hat und sich die Mietpreise frei auf dem Markt, je nach Nachfrage, ohne Restriktionen, entwickelten. Die Versuche, die Wohnsituation zu verbessern, waren dadurch wenig erfolgreich. Erst nach 1918 wurden dann vor allem von der sozialdemokratischen Stadtverwaltung Lösungsversuche gesucht und umgesetzt, um der unzureichenden Wohnungsversorgung und der extremen Situation des Wohnungselends in Wien entgegenzuwirken. Durch das Gemeindewohnbauprogramm des ‘Roten Wien‘ wurden in knapp zehn Jahren – von Anfang der 1920er bis Anfang der 1930er – ca. 63.000 Wohnungen mit Hilfe von Wohnbausteuern errichtet (Aufhauser 1995: 124) und zu günstigen Konditionen an sozial benachteiligte Menschen vermietet.

Ab Mitte der 30er Jahre kam der Wohnungsneubau dann fast zum Erliegen und im Laufe des Zweiten Weltkrieges kam es zu einer rückläufigen Entwicklung – während des Krieges wurden 89.000 Wohnungen durch Bombenangriffe etc. zerstört. (Aufhauser 1995: 125) Der Wohnungsbau nach dem Zweiten Weltkrieg fokussierte sich dann hauptsächlich auf den Wiederaufbau, der erst Ende der 50er Jahre mehr oder weniger abgeschlossen war. Erst im Laufe der 1950er Jahre kam es zu einem ‘echten‘ Wohnungsneubau, der zu Beginn markant vom Gemeindewohnungsbau geprägt war. Ende der 70er entspannte sich dann die Wohnungsmarktsituation und die Wohnungsknappheit war weitestgehend gelöst. (vgl. Aufhauser 1995: 123)

#### **3.4.1.4.2 Aktuelle Entwicklungen am Wiener Wohnungsmarkt bis in die Gegenwart**

Gegen Ende der 80er Jahre gab es jedoch einen weiteren Bruch am Wiener Wohnungsmarkt – die Mieten im Altbaubestand stiegen rapide an, da die Wohnungsnachfrage erneut um einiges höher war, als das vorhandene Angebot. Dies äußerte sich zum Beispiel im Länger-werden der „Warteschlangen beim Zugang zu öffentlich gefördertem Wohnraum“. (Aufhauser 1995: 457) Anfang der 90er löste die schlechte Situation am Wohnungsmarkt politische Spannungen aus, da sich die Lage am Wiener Wohnungsmarkt „internationalen Niveaus – bei Höhe der Wohnkosten, Größenordnungen der *neuen* Wohnungsnot und sozialen Friktionen“ (Aufhauser 1995: 457. Hervorhebung im Original) annäherte. Ursache dieser ‘neuen‘ Wohnungsnot waren insbesondere zwei Entwicklungen: Zum einen das rapide Bevölkerungswachstum, das Großteils durch die starke Zuwanderung aus den traditionellen Gastarbeiterländern und aus den restlichen Bundesländern Österreichs, nach dem Beitritt Österreichs zur Europäischen Union im Jahr 1995 auch aus dem sonstigen europäischen Raum bedingt war. Auch die „Verschärfung der geopolitischen Lage“ (Aufhauser 1995: 457) und der damit in Verbindung stehende Anstieg der Anzahl der Asyl-Suchenden und Flüchtlinge trugen dazu bei. Weiter führten demografische Ursachen zum Bevölkerungswachstum und Verschlechterung der Situation am Wohnungsmarkt: die Lebenserwartung stieg sukzessive an, wodurch immer weniger Wohnungen durch Todesfälle frei wurden. Außerdem kamen die Jahrgänge des Baby-Booms der 60er Jahre in ein Alter, in dem viele eine Haushaltsgründung anstrebten. (vgl. Aufhauser 1995: 457) Zum anderen sank das Angebot am Wohnungsmarkt. Dies resultierte aus der Reduzierung des Wohnungsbaus und die Fokussierung auf die qualitative Verbesserung der Wohnstruktur im Altbaubestand, wie z.B. die Vergrößerung von Wohnungen durch Wohnungszusammenlegungen.

Viele Bevölkerungsprognosen dieser Zeit entpuppten sich als falsch, was zur Folge hatte, dass das Ausmaß des erforderlichen Wohnungsneubaus zu gering angesetzt war und die Wohnungsknappheit wieder anstieg. In Folge dessen wurden dann sogenannte „Wohnbauoffensiven“ gestartet, „allerdings erstens nicht im erforderlichen Ausmaß und zweitens ohne auf veränderte Haushaltstypen und Mitbeteiligungswünsche von seiten der BewohnerInnen ausreichend einzugehen.“ (Buchinger 1995: 25) Seit Mitte der 1990er Jahre wurde dann die Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage nach Wohnraum durch das Vorantreiben des Wohnungsneubaus gelindert und deren „politische Sprengkraft“ (Aufhauser 1995: 461) entschärft. „Die mittlerweile noch immer vorhandenen Probleme im Wiener Wohnbereich konzentrieren sich verstärkt auf Gruppen, die über keine medial und politisch so wirksame Öffentlichkeit verfügen wie die großen Wiener Babyboom(elterngenerationen zu Beginn der 90er Jahre.“ (ebenda)

Für die zukünftige Entwicklung des Wiener Wohnungsmarktes arbeitet die Stadt Wien mit zwei unterschiedlichen Szenarien – mit der angenommenen Ober- und Untergrenze für den zu erwartenden Wohnungsbedarf.<sup>56</sup> Die Wohnungsbedarfsprognose rechnet bis 2020 mit einem Wohnungsabgang von 2.500 bis 3.000 Wohnungen im Jahr. Hinsichtlich der Anzahl der Haushalte wird geschätzt, dass sich in der Zeitspanne 2012-2020 die Zahl der Haushalte um ca. 52.000 bis 56.000 erhöhen wird. Zum einen durch Zunahme der internationalen Zuwanderung, zum anderen durch den erneuten Anstieg der Lebenserwartung.<sup>57</sup> Dadurch liegt der prognostizierte jährliche Wohnungsneubaubedarf in der Periode 2012 – 2020 zwischen 8.500 und 10.000 Wohnungen.<sup>58</sup> Frühere Prognosen sind von einem geringeren Wachstum ausgegangen – „Wien wächst stärker als bisher angenommen.“<sup>59</sup> Dies könnte zu einer neuerlichen Wohnungsknappheit führen, wenn nicht rechtzeitig interveniert wird.

Zusammenfassend kann somit gesagt werden, dass die Wohnungsknappheit in Wien immer wieder in Erscheinung getreten ist und wahrscheinlich auch immer wieder wird. „Der Wohnungsmarkt ist praktisch immer von einer übergroßen Nachfrage bestimmt gewesen.“ (Gleichmann 2006: 28) Wie schon erwähnt, wird es für die Zukunft wichtig sein, nicht nur die Quantität des Angebotes zu steigern, sondern den Wohnraum auch an die veränderten Bedürfnisse anzupassen. Eine große Herausforderung wird es sein, das für alle Bevölkerungs- und Lebensstilgruppen<sup>60</sup> gleichermaßen zu erreichen und nicht nur für diejenigen, die sich viel Gehör in der Gesellschaft und in den Medien verschaffen können. Um eine erneute Wohnungsnot zu verhindern, müssen die Akteure am Wohnungsmarkt auch Lösungen für finanziell schlechter gestellte Haushalte entwickeln und dürfen sich nicht darauf versteifen, sukzessive den günstigen Altbaubestand qualitativ aufzuwerten um die Mietpreise dadurch erhöhen zu können, denn damit verliert der Wiener Wohnungsmarkt immer mehr günstigen Wohnraum, auf den ärmere Bevölkerungsschichten angewiesen sind. Gegen eine qualitative Aufwertung ist nichts auszusetzen, solange damit keine Verdrängungsprozesse in Gang gesetzt werden.

---

<sup>56</sup> <https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/grundlagen/stadtforschung/stadtoekonomie/wohnungsbedarfprognose/wohnbedarfsszenarien.html>

<sup>57</sup> <https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/grundlagen/stadtforschung/stadtoekonomie/wohnungsbedarfprognose/index.html>

<sup>58</sup> <https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/grundlagen/stadtforschung/stadtoekonomie/wohnungsbedarfprognose/wohnbedarfsszenarien.html>

<sup>59</sup> <https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/grundlagen/stadtforschung/stadtoekonomie/wohnungsbedarfprognose/index.html>

<sup>60</sup> „Im deutsch-deutschen Zusammenhang dürften Lebensstile sowohl für die Ermittlung unterschiedlicher Wohnverhältnisse als auch für die Artikulation und Realisierungschancen von Wohnbedürfnissen von Bedeutung sein.“ (Schneider, Spellerberg 1999: 30)

### 3.4.1.5 Anpassung an neue Bedürfnisse durch Themenwohnen

Einige Bauträger und Investoren haben bereits erkannt, dass es immer bedeutender wird zu wissen, für wen gebaut wird und die spezifischen Bedürfnisse auch umzusetzen. Am Wohnungsmarkt sind aufgrund dessen in den letzten Jahren vermehrt Angebote zu finden, die beispielsweise durch 'Themenwohnungen' die Bedürfnisse der Bewohner ansprechen wollen. Bei der Gruppierung und Klassifizierung der zukünftigen Bewohner wird dabei immer mehr auch auf Merkmale wie das Alter, das Geschlecht, die Haushaltsgröße und den Lebensstil geachtet, um eine Zielgruppe zu bestimmen.

Solche Themen, auf denen dann der Fokus liegt sind beispielsweise: Altersgerechtes Wohnen, Durchmischung der Bewohnerschaft hinsichtlich des Alters oder interkulturelles Wohnen (und dadurch unterschiedliche Grundrisse und Größen der Wohnungen wie z.B. beim Mehr-Generationen-Wohnen), Geschlechtsspezifisches Wohnen (wie zum Beispiel die FrauenWerkStatt), Niedrigenergiehäuser, Autofreies Wohnen, etc. Vor allem Gemeinschaftsprojekte etablieren sich immer mehr, bei denen es darum geht, dass sich die zukünftigen Bewohner an der Planung insoweit beteiligen können, als dass es ihnen möglich ist, Wünsche einzubringen. (vgl. Pilloud 2004: 72)

Nicht nur bedarfsorientierte Kriterien innerhalb der Wohnung sind dabei zu beachten, denn das Wohnen hört nicht an der Haustüre auf. Die Wohnumgebung und die Infrastruktur sind vor allem für Kinder, ältere Menschen und Frauen von Bedeutung. „Für Kinder ist die Wohnumwelt nicht nur Lebensraum, sondern zugleich auch Sozialisationsort.“ (Flade 2006: 123)

### 3.4.1.6 Anpassung an variable Bedürfnisse durch Flexibilität, Variabilität und Nutzungsneutralität

Eine weitere Schwierigkeit, Wohnungen optimal an die Bedürfnisse ihrer Bewohner anzupassen, besteht darin, dass die Wohnwünsche und -bedürfnisse auch innerhalb der eigenen Biographie der Bewohner variabel sind. Das Leben eines jeden Menschen ist ein Prozess, in dessen Verlauf sich die individuellen Einstellungen, Motive, Motivationen, Bedürfnisse, Wünsche und das Verhalten verändern und weiterentwickeln und durch verschiedene Erfahrungen und Lernen beeinflusst werden.

Maerki und Schikowitz (2008: 6. Hervorhebung im Original) schreiben dazu: „Die **Menschen und ihre Lebensweisen** sind immer stärker durch **ständige Veränderung** geprägt. Je nach Lebensphase wechseln in zunehmender Geschwindigkeit häufig auch die Arbeit, Einkommensverhältnisse, PartnerInnen, Familienformen, Lebensstile und somit die Wohnbedürfnisse.“ Aufhauser (1995: 305. Hervorhebung im Original) merkt dazu an, dass Lebensläufe „zunehmend *auch* durch zyklische Wechsel gekennzeichnet“ sind und es keine geradlinigen Lebensbiographien, ohne Veränderungen, gibt. Es kommt zu häufigen Wechsel in den sozialen Lebenskarrieren, sei es durch die Änderung des Familienstandes (Scheidung, Wiederverheiratung, etc.) oder Veränderungen, die mit dem gestiegenen Potential an räumlicher und sozialer Mobilität (z.B. sozialer Auf- oder Abstieg durch Verlust der Erwerbsarbeit oder wachsende Chancen am Arbeitsmarkt durch erhöhten Bildungsstand) einhergehen.

„Dieser zyklische Wechsel in den sozialen Lebenskarrieren führt unter anderem auch zu einer neuartigen Zyklität in Wohnkarrieren“ (Taubmann 1992. In: Aufhauser 1995: 305) und ist größtenteils auf die raschen Veränderungen hinsichtlich der Platzbedürfnisse und -wünsche zurückzuführen,

beispielsweise bei einer Änderung der Haushaltszusammensetzung. Dadurch wächst die Zahl der Umzüge innerhalb der eigenen Biographie – die tatsächlich realisierte räumliche Mobilität nimmt zu.

Um exemplarisch ein Beispiel einer ‘Wohnkarriere’, mit den dazugehörigen Veränderungen der Wohnbedürfnisse, zu nennen: nach dem Schulabschluss verlässt ein junge Erwachsene das elterliche Heim um zu studieren und zieht in eine Wohngemeinschaft in eine eher günstige Wohnung in der Nähe des Stadtzentrums. Beim Start in die Arbeitswelt zieht sie alleine in eine Wohnung, die in der Nähe des Arbeitsplatzes liegt. Dann entscheidet sie sich mit einem Partner zusammenzuziehen, was einen erneuten Wohnungswechsel in eine größere Wohnung zur Folge hat. Nach der Geburt der Kinder, zieht sie mit ihrer Familie in eine größere Wohnung, in ein Haus am Stadtrand oder ins Grüne. Sind die Kinder ausgezogen, brauchen sie und ihr Mann nicht mehr so viel Platz und sie wechseln in eine kleinere Wohnung, eventuell wieder Richtung Innenstadt, weil dort die Lage hinsichtlich der Infrastruktur besser ist – Geschäfte, Ärzte und öffentliche Verkehrsmittel sind näher. Variable Wohnbedürfnisse betreffen demnach nicht nur den Platzbedarf und die Größe der Wohnung, sondern auch die Lage und die verfügbare Infrastruktur, etc.

Dieses stark vereinfachte Beispiel kann außerdem durch einen eventuell auftretender Jobwechsel oder Arbeitslosigkeit ergänzt werden, der die finanzielle Situation eines Haushaltes gravierend verändern kann. Dies kann sich auf die Wohnsituation, bei einer Erhöhung des Haushaltseinkommens durch einen Umzug in eine größere Wohnung oder aufgrund finanzieller Einbußen in eine kleinere Wohnmöglichkeit, auswirken. Außerdem sind sonstige Veränderungen hinsichtlich der familiären bzw. der Haushaltszusammensetzung, wie eine Scheidung oder die Übernahme von Pflegeaufgaben der Eltern, etc. zu nennen, die ebenfalls einen Einfluss auf die Wohnsituation haben. Für Gleichmann (2006: 26) verändern vor allem die „Verlagerung des Arbeitsplatzangebotes“ und die damit möglicherweise zusammenhängende Notwendigkeit eines Orts- und Wohnungswechsels, „sozialer Auf- und Abstieg“ und der „Familienzyklus (Anwachsen und Verkleinern der Familie, Alterung, Familienteilung)“ die Wohnwünsche einzelner Familien am rigorosesten.

Es ist erkennbar, wie unterschiedliche Lebenslagen, Veränderungen der Arbeitssituation und der Haushaltszusammensetzung, zu variablen Ansprüchen an persönlich nutzbarem Platz und unterschiedlichen Wohnbedürfnissen führen können, die eine einzige Wohnung schwer erfüllen kann, vor allem in Hinblick auf die Wohnungsgröße, die Aufteilung der Zimmer und die Wohnumwelt. Bauliche Strukturen besitzen „eine Persistenz, die kaum mit den relativ rasch wechselnden, lebensphasenspezifischen Erfordernissen in Einklang zu bringen ist“. (Aufhauser 1995: 306)

Betrachtet man aktuelle Studien zu Wohnqualität und Wohnkonzepten, wird immer wieder auf die geänderten und variablen Bedürfnisse und Anforderungen an die Wohnung hingewiesen, die durch die unterschiedlichen Lebensstile und Lebensformen, gesellschaftliche, technische, soziale, wirtschaftliche und demografische Veränderungen bedingt werden. Laut Maerki und Schikowitz (2008: 6) zeichnet sich „die Welt von morgen (...) durch einen „großen Wechsel der Nutzung der Räume“ (...) aus“. Daher wird in etlichen Wohn-Studien versucht, die unterschiedlichen Lebensabschnitte mit einzubeziehen. (vgl. Gilg, Schaeppi 2007; Krosse 2005; Pilloud 2004)

Da ein Umzug in eine neue Wohnung immer ein hoher Kosten- und Organisationsaufwand bedeutet,

lautet ein Lösungsvorschlag, auf den immer wieder in der Literatur eingegangen wird, dass die Grundrisse einer Wohnung flexibel gestaltbar sein sollten, um ein möglichst großes Potential hinsichtlich der Selbstverwirklichung, trotz geänderter Wohnbedürfnisse, zu bieten. „Wohnungen sollten sich den **Bedürfnissen unterschiedlicher Menschen flexibel anpassen lassen.**“ (Pilloud 2004: 74; Hervorhebung im Original) Für Gilg und Schaeppi müssen neue Wohnformen „*individueller* sein.“ (Gilg, Schaeppi 2007: 86. Hervorhebung im Original) Neue Wohnmodelle und -konzepte sollen eine Anpassung an variable und sich unter Umständen rasch veränderbare Anforderungen unterschiedlicher Menschen an eine Wohnung ermöglichen. In diesem Zusammenhang spielen vor allem Schlagworte wie Variabilität, Flexibilität und Nutzungsneutralität eine große Rolle:

- „Variabilität bezeichnet die Möglichkeit, innerhalb eines definierten Raumelementes innere Veränderungen vorzunehmen. Beispiel: In einer Wohneinheit wird durch Umstellen von Wänden eine andere Raumaufteilung erreicht.“ (Gilg, Schaeppi 2007: 32)
- „Flexibilität bedeutet, dass eine Raumeinheit durch Hinzufügen oder Weglassen von Elementen vergrößert oder verkleinert werden kann. Beispiel: Das Zuschalten oder Abkoppeln eines Zimmers zu/von einer Wohnung.“ (ebenda)
- „Nutzungsneutralität bedeutet, dass der Grundriss und die äußere Umgrenzung einer Wohnung zwar unveränderlich, die bestehenden Räume aber so konzipiert sind, dass jeder von ihnen für eine beliebige Funktion genutzt werden kann.“ (ebenda)

Jedoch sind die statischen Baustrukturen in dieser Hinsicht schwierig zu verändern. Häußermann und Siebel (1996: 215ff.) schlagen zum Beispiel verschiebbare Wände vor, durch die die Wohnung flexibel verändert und somit den verschiedenen, variablen Bedürfnissen angepasst werden kann. Technisch ist dies jedoch kaum zu realisieren, vor allem in Hinblick auf die Gewährleistung von ausreichendem Schallschutz. Außerdem ist ein solcher flexibler Wohnungsbau sehr teuer. Daher hätten die potenziellen Nachfrager nach einer flexiblen Wohnung mit hohen Anschaffungskosten zu rechnen und bei einem Umbau würden weitere Kosten auf sie zukommen, z.B. durch die Verlegung neuer Fußböden und der elektrischen Leitungen, etc.

Problematisch und mit einem hohen Aufwand verbunden ist im Zusammenhang mit verschiebbaren Wänden oder auch Raumtrennwänden, die schon erwähnte mangelnde Schalldämmung „und der Wiederherstellungszwang bei Mietwohnungen beim Auszug“. (Götz, Huster & Koblin, 1980. In: Flade 2006: 40) Nur für Bewohner mit höherem Einkommen, wären solche Anschaffungen und Umbauten finanziell realisierbar. Menschen, die ein höheres Einkommen zur Verfügung haben, können sich jedoch eine größere Wohnung leisten und sind mit Problemen hinsichtlich des Mangels an persönlich nutzbarem Platz bei veränderten Lebensumständen meist nicht konfrontiert. Götz et al. (1980. In: Flade 2006: 40) haben die Kosten „für den Mehraufwand für eine solche weitreichende Umbauflexibilität mit verschiedenen möglichen Trennwandstellungen“ mit einer Vergrößerung der Wohnfläche verglichen. Der Kostenvergleich „spricht für die größere Wohnfläche“. (Flade 2006: 40)

Die Wohnung müsste jedoch nicht nur innerhalb des Grundrisses, im Sinne der Aufteilung der Räume, flexibel sein, sondern auch hinsichtlich der Größe. Laut Pilloud (2004) sollten „Bauten (...) so

angelegt sein, dass die Möglichkeit besteht, sie nachträglich zu erweitern, oder aber auch die Flexibilität ihrer Umnutzung“ (Pilloud 2004: 62) wäre eine wichtige Bereicherung, um eine freie Funktionsbestimmung der Räume zu ermöglichen. (vgl. Pilloud 2004: 74)

Konzepte, die einen Umbau der Wohnung oder einen Wohnungstausch innerhalb des Wohnkomplexes ermöglichen und erleichtern sollen, wurden bereits umgesetzt. Diese sind aber scheinbar meist wenig nutzerfreundlich oder werden erst gar nicht genutzt. Gilg und Schaeppi (2007) führen hier zum Beispiel den Brahms Hof in Zürich an. Dort wäre die Möglichkeit, dass einzelne Zimmer zur Wohnung dazu genommen und wieder abgegeben werden „baulich vorgesehen und ohne große Umbauarbeiten zu bewerkstelligen“. (Gilg, Schaeppi 2007: 94) Jedoch stellen sich schwierige logistische Probleme, da beim jeweiligen Nachbarn zur gleichen Zeit ein entsprechender Bedarf vorhanden sein muss, d.h. es ist vorgesehen, dass Zimmer innerhalb der unmittelbaren Nachbarn gewechselt werden. Dieser Umstand macht einen Umbau unrealistisch, da der gleichzeitige Bedarf in die entgegengesetzte Richtung relativ unwahrscheinlich ist. Deswegen wurde dies in den (beim Erscheinen des Buches von Gilg, Schaeppi 2007) 15 Jahren des Bestehens der Siedlung erst einmal durchgeführt. Man erkennt, dass solche Konzepte erst in den ‘Kinderschuh’ stecken und bauliche Voraussetzungen nicht der einzige zu berücksichtigende Faktor sind.

Auch andere Konzepte in Richtung Variabilität und Flexibilität der Wohnung wurden von den Bewohnern nur wenig genutzt. In dem Zusammenhang kann man die Hypothese aufstellen, dass es für die meisten Menschen angesichts der sich rasch wandelnden Welt außerhalb der Wohnung wichtig ist, innerhalb der Wohnung Kontinuität und damit in gewisser Weise auch Sicherheit aufrechtzuerhalten. Dieser Hypothese kann hier jedoch nicht weiter nachgegangen werden.

Die Frage, die sich aus dieser Hypothese heraus jedoch stellt, ist, inwieweit die Optimierung von Konzepten, die die variablen Wohnbedürfnisse der Bewohner berücksichtigen, bedeutsam ist und ob die Suche nach neuen Lösungsvorschlägen hinsichtlich der Schaffung von nutzungsneutralen, variablen und flexiblen Wohnungen überhaupt intensiviert werden soll. Vor allem weil sich auch verfassungsrechtliche Probleme stellen – handelt es sich bei der Wohnung um kein Eigentum, wird zumeist vom Vermieter nach dem Auszug gefordert, die Wohnung wieder in den Originalzustand zurück zu versetzen. Umbauten und ähnliche aktive Anpassungsstrategien hängen demnach in hohem Maße davon ab, ob die jeweiligen Bewohner Mieter oder Eigentümer der Wohnung sind.

Buchinger (1995: 26) ist zwar der Meinung, dass es in Zukunft wichtig sein wird, neben der Sicherstellung von quantitativ ausreichendem und vielfältigem Angebot am Wohnungsmarkt, auch Wohnformen zu entwickeln, die die Variabilität von Wohnbedürfnissen berücksichtigen. (vgl. Buchinger 1995: 26) Und auch Krosse schließt sich dieser Forderung an: „Zukunftsfähige baulich-räumliche Konzepte müssen vielmehr eine Flexibilität im Übergang von einer Lebensform zur anderen ermöglichen.“ (Krosse 2005: 82)

Angesichts der geringen Nutzung des bisher vorhandenen Angebots in diese Richtung (vgl. Maerki und Schikowitz 2008) könnte es in Zukunft jedoch statt dessen bedeutsamer sein, die Mobilität der Menschen zu erleichtern, um einen Umzug in eine neue Wohnung und Wohnumgebung zu vereinfachen.

### **3.4.1.7 Mögliche Auswirkungen der Vielfalt von Familien- und Haushaltsformen auf den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum**

Wie die Ausführungen in dem vorangegangenen Kapitel gezeigt haben, ist das Angebot am Wohnungsmarkt oft unzureichend angepasst an die sich schnell wandelnden Bedürfnisse einer Vielfalt von Familien- und Haushaltsformen. Die Wohnbedürfnisforschung steht vor vielfältigen Problemen, die bisher nur unzulänglich gelöst werden konnten.

Vor und kurz nach dem 2. Weltkrieg war die Objektvielfalt und-menge im Privatbesitz noch um ein Vielfaches geringer als heute. Daher ist anzunehmen, dass in der Zeit beim Bau von Wohnhäusern die Schaffung von ausreichend Stau- und Lagerraum durch Keller, Dachböden und Abstellräumen kein Aspekt darstellte, auf den Investoren und Planer speziell geachtet haben. Wohnbauten werden jedoch nicht nur für eine Generation gebaut, sondern sind, wie schon erwähnt, ein langlebiges Gut. Daher ist insbesondere in den Altbaubeständen in Wien ein Mangel in dieser Hinsicht erkennbar.

In Hinblick auf den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum wird hier angenommen, dass dieser erst in den letzten Jahrzehnten verstärkt angestiegen ist, auch aufgrund der Zunahme von persönlichen Besitztümern, wie in Kapitel 3.4.3 und 5.7 noch detaillierter analysiert wird. Dieser Anstieg des Bedarfs wurde vom Wohnungsmarkt bisher zu wenig berücksichtigt, wie auch die Vielfalt von Familien- und Haushaltsformen. Dies ist insbesondere auf die in Kapitel 3.4.1.4 erörterte Trägheit der Anpassung des Angebots am Wohnungsmarkt auf die Nachfrage und auf die Probleme bei der Ermittlung von Wohnbedürfnissen zurückzuführen.

Vor allem die immer noch andauernde Fixierung auf Konzepte des ‘familiengerechten Bauens und Wohnens‘ führt zu einem Mangel adäquater Angebote am Wohnungsmarkt, was durch den periodisch auftretenden Wohnungsmangel verstärkt wird. Dadurch kann es für manche Haushalte und Familien notwendig werden, alternative Wege zu finden um ihre statische Wohnung an die eigenen, variablen Bedürfnisse anzupassen. Insbesondere für Haushalte, die nicht den Konzepten traditioneller Kernfamilien entsprechen, ist es schwierig, eine optimale Wohnung zu finden. Die Anmietung eines zusätzlichen Stau- und Lagerraumes kann die Differenz zwischen Wohnwünschen und den tatsächlichen Wohnbedingungen teilweise kompensieren und einen Umzug erübrigen.

In diesem Zusammenhang wird hier die Hypothese aufgestellt, dass ein Weg der Anpassung an nicht erfüllte Wohnbedürfnisse, vor allem für ‘neue‘ Familien- und Haushaltsformen, in der beträchtlichen Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage erkennbar ist – zusätzlicher Lagerraum wird angemietet um eine bessere Adaption der Wohnsituation an die Bedürfnisse zu erreichen.

### 3.4.2 Die Zunahme von Mobilität

Die starke Zunahme der Mobilität ist im Kontext der Herauslösung aus traditionellen Lebensweisen interpretierbar, vor allem das rapide Ansteigen realisierter Mobilität in den 70er und 80er Jahren in Großstädten. Durch diese Freisetzung war es vielen Individuen möglich, das eigene Leben individueller und selbstbestimmter zu gestalten. Die räumliche sowie soziale Mobilität erlebte einen großen Aufschwung, „beispielsweise in Gestalt der erhöhten räumlichen Erreichbarkeit (Motorisierung, Ausdehnung der Aktionsräume, Tourismus) oder der Freisetzung aus regionalen Traditionen und Abhängigkeiten.“ (Bonß/Kesselring 2001, Schmitz 2001. In: Beckmann et al. 2006: 16) Vor allem in den 70er Jahren kam es zu einer „nie dagewesenen sozialen Beweglichkeit“ und einem bisher unbekanntem Urlaubs-Reiseboom – „eine neue Mobilität als regelrechtes Nomadentum“. (Katschnig-Fasch 1998: 262)

Für Fuhrer und Kaiser (1994: 11) zählen „räumliche Mobilität, einschließlich der Freizeitmobilität (...) heute zu den Grundbestandteilen des modernen Alltagslebens“. (Zeller 1992. In: Fuhrer, Kaiser 1994: 11) Baumann (2000. In: Urry 2007: 33) schreibt dazu:

*„There is a shift from modernity as heavy and solid to one that is light and liquid and where speed of movement of people, money, images and information is paramount.“*

Die steigende Mobilität in hochentwickelten Industrieländern steht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem gegenwärtigen sozialen Trend, der in dieser Diplomarbeit anhand des Begriffes der Pluralisierung der Lebensstile diskutiert wird. Um mit Aufhauser (1995: 345) zu sprechen: „Mobilitätsprozesse tragen den sozialen Wandel, Veränderungen in Mobilitäts- und Immobilitätsprozessen können umgekehrt daher auch als Ausdruck sozialen Wandels gesehen und interpretiert werden.“ (Aufhauser 1995: 345) Anknüpfend an dieses Zitat von Aufhauser wird hier davon ausgegangen, dass durch die Pluralisierung der Lebensstile und die Freisetzung aus traditionellen Strukturen unter anderem das soziale und räumliche Mobilitätspotential gestiegen ist. Die damit zusammenhängende starke Zunahme der Mobilität in all ihren Formen, hat wiederum andere Trends in Bewegung gesetzt, beispielsweise die Veränderung von Wohnformen und -bedürfnissen, was später noch erörtert wird. Der Begriff der ‘Zunahme von Mobilität‘ bedeutet hier also nicht nur der Anstieg der tatsächlich realisierten räumlichen und sozialen Mobilität und des Mobilitätspotentials, sondern auch ein gesteigerter Bedarf an individuellem Mobilitätspotential sowie wachsende Forderungen nach Flexibilität und Mobilität am Arbeitsmarkt und bei der Ausbildung.

In weiterer Folge werden die Auswirkungen und Motive gesteigener räumlicher Mobilität, sowie die negativen und positiven Effekte residentieller Mobilität untersucht. Es soll herausgearbeitet werden, welchen Einfluss die Steigerung der unterschiedlichen Mobilitätsformen auf die Art und Weise des Wohnens hat. Beispielsweise haben etliche Personen zwei Wohnsitze, um Familie und Erwerbsarbeit unter einen Hut zu bekommen und den gestiegenen Mobilitätsansprüchen zu entsprechen. Aufgrund realisierter Mobilität ergibt sich zudem oft ein variabler Bedarf an Stau- und Lagerraum, wie noch gezeigt werden wird.

Ein Lagerraum stellt in gewisser Weise eine Steigerung des Mobilitätspotentials dar – die Mobilität wird erleichtert indem man durch die Möglichkeit, seine Habseligkeiten einzulagern, nicht darauf angewiesen ist, bei einem Umzug alles zu mobilisieren und somit weniger Ballast hat. Ein zusätzlicher Lagerraum kann somit eine erhebliche Erleichterung der Umzugssituation bedeuten, vor allem bei einem Umzug ins Ausland oder wenn die neue Wohnung noch nicht bezugsfertig ist.

Mit den nun folgenden Ausführungen soll aufgezeigt werden, inwieweit die Zunahme von Mobilität Einfluss auf das Bedürfnis nach Stau- und Lagerraum haben kann.

### **3.4.2.1 Kontexte ausgeprägter räumlicher Mobilität**

Generell lässt sich festhalten, dass die tatsächlich realisierte räumliche, oder auch geografische, Mobilität in den letzten Jahrzehnten rapide angestiegen ist. Haben sich im Jahre 1800 die Menschen der USA noch im Durchschnitt 50 Meter am Tag fortbewegt, sind es heute schon 50 Kilometer am Tag. Für den europäischen Raum ist eine ähnliche Entwicklung anzunehmen und in der nahen Zukunft wird ein weiterer Anstieg der räumlichen Mobilität prognostiziert. (Urry 2007: 3ff.)

Ein noch höheres Ausmaß räumlicher Mobilität gab es in der Phase der Hochindustrialisierung – damals war eine extrem hohe Fluktuation der Bevölkerung der Großstädte zu verzeichnen, wobei sich diese Mobilität hauptsächlich auf Alleinstehende und Jüngere beschränkte, da „mit steigendem Einkommen und mit der Gründung einer Familie (...) auch die Seßhaftigkeit“ stieg. (Häußermann, Siebel 1996: 62) Die hoch mobilen Menschen befanden sich meist in prekären Lebenslagen mit geringem ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital (geringe Ausbildung, wenig sozialer Rückhalt, geringer Lohn – meist Saisonarbeit, etc.). Für das Bürgertum galten solche „instabilen Lebensverhältnisse“, die mit dieser mobilen Lebensweise einhergingen, als gefährlich und sie fürchteten „individuelle Verwahrlosung und kollektive Rebellion“. (Häußermann, Siebel 1996: 64; vgl. Bauman 2003: 20) Das wohnungsreformerische Ziel war daher, diese „Nomaden“ sesshaft werden zu lassen – „Familie und Nachbarschaft sollten integrieren und kontrollieren. Seßhaftigkeit wurde als ein herausragendes Mittel gesehen, die neue Stadtgesellschaft zu stabilisieren und abweichendes Verhalten zu reduzieren.“ (Häußermann, Siebel 1996: 64f.)

*„Die traditionelle Bindung zum Haus ist im Zeitalter rasant zunehmender Mobilität stark gesunken. Fast könnte man meinen, der Mensch entwickelt sich zum Nomaden zurück, der ständig auf der Suche nach einer neuen Bleibe ist. Redewendungen wie „aus gutem Hause sein“ weisen darauf hin, wie eng und langfristig früher die Verbindung Familie/Heim war. Oft wurde ein Haus von vielen Generationen bewohnt, der Verlust des Hauses bedeutete nicht selten einen unwiderruflichen sozialen Abstieg ganzer Sippen.“ (Wetsch 1992: 22; vgl. dazu auch Schacherl 1996: 10)*

Heute ist mit realisierter räumlicher Mobilität kein zwingender sozialer Abstieg für Individuen mehr verbunden. Oft wird durch residentielle Mobilität eine bessere Anpassung der Wohnsituation an die Bedürfnisse erwartet und aufgrund dessen realisiert, wie später noch erörtert wird. Ähnlich wie früher das Bürgertum die mobile Lebensweise als instabil und gefährlich betrachtet hat, interpretiert die

Stadtplanung und -politik heute eine hohe Mobilitätsziffer (Zu- und Abwanderungen) als „Indikator für ‘problematische‘ Wohngebiete“. (Häußermann, Siebel 1996: 65) Eine hohe Fluktuation der Bewohnerschaft wird als Risiko für ein Stadtgebiet gesehen, da eine große Bereitschaft der Bewohner zum Wohnungswechsel als Indikator für eine geringe Ortsbindung angenommen wird, was eine Vernachlässigung des Wohngebietes und Gleichgültigkeit ihm gegenüber nach sich ziehen und somit Vandalismus den Weg ebnen kann. (vgl. Flade 2006: 31; Häußermann, Siebel 1996) Akteure der Stadtplanung und -politik streben somit eine hohe Zufriedenheit der Bewohner mit deren Wohngebiete an, um residentielle Mobilität zu vermeiden.

Der Zunahme der Mobilität ist damit jedoch kein Abbruch getan. Laut der Trendstudie „Wohnen 2009“ von Andrea Baidinger, herrscht beim Wohnen eine „Umbruchstimmung“: etwa 25% der Österreicher plant innerhalb der nächsten zehn Jahre (vom Befragungszeitpunkt weg, d.h. bis 2019) einen Umzug, 9% der Österreicher, also rund 1,2 Millionen Österreicher bis zum Jahr 2014. Die Wiener Bevölkerung zählt dabei zu den mobilsten im Bundesländervergleich: etwa ein Drittel möchte den Wohnstandort in den nächsten paar Jahren wechseln, elf Prozent sogar innerhalb der nächsten zwei Jahre.<sup>61</sup> Es lässt sich aber nicht nur ein Anstieg geplanter, sondern auch realisierter räumlicher Mobilität feststellen: „Während früher Wohnungen praktisch auf Lebenszeit gehalten wurden, werden heute die Hälfte aller neu vermieteten Wohnungen innerhalb von fünf Jahren wieder gekündigt.“<sup>62</sup>

Die Realisierung räumlicher Mobilität kann auch drastische Formen annehmen – das häufige anstreben und realisieren von Wohnortwechseln kann im Extremfall zur Sucht werden. Bezeichnet wird dies als „Domophobie“, was bedeutet: „das Unvermögen, längere Zeit an einem Ort zu bleiben und dort heimisch zu werden und stattdessen vom Drang besessen zu sein, ständig neue Orte zu erleben“. (Flade 2006: 78)

Wie im Kapitel zu den Begriffsdefinitionen schon erläutert, steckt bei freiwilliger Mobilität hinter der Entscheidung umzuziehen ein komplexer Abwägungsprozess. Bei einer Änderung der Haushaltszusammensetzung oder des Arbeitsplatzes ist Mobilität demgegenüber eher zwingend notwendig. Wird Wohnmobilität realisiert, egal ob freiwillig oder zwingend notwendig, kann sich das sowohl positiv als auch negativ auf die Individuen auswirken.

*„Vorübergehende Ortsveränderungen bringen – wie ein Umzug – eine Unterbrechung der Alltagsroutinen, den Wegfall der vertrauten sozialen Beziehungen und den gewohnten sozialen Unterstützung mit sich (...). Diese Unterbrechung wird ambivalent erlebt: im positiven Fall als persönliche „Erneuerung“, als Auflockerung verfestigter alltäglicher Abläufe und eingefahrener Zeitmuster, im negativen Fall als Unbequemlichkeit, Verunsicherung und Belastung. Zu den zentralen Erfahrungen bei vorübergehender Abwesenheit gehört jedoch nicht nur die Unterbrechung des gewohnten Tagesablaufs, sondern auch die Erfahrung des Alleinseins.“ (Flade 2006: 77)*

Vor allem junge Menschen, die ausbildungs- oder erwerbsbedingt von zu Hause ausziehen erleben oftmals Heimweh, wenn vertraute, soziale Beziehungen wegfallen.

---

<sup>61</sup> <http://www.bauenwohnenimmobilien.at/studies2009/st09001/>

<sup>62</sup> [http://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20090930\\_OTS0223/immobilienring-ir-fordert-mobilitaet-der-widmung](http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20090930_OTS0223/immobilienring-ir-fordert-mobilitaet-der-widmung)

### 3.4.2.2 Motive hinsichtlich der Realisierung räumlicher Mobilität

Heute ist es, könnte man sagen, 'in' und teilweise auch notwendig, mobil zu sein, sei es zum Vergnügen oder aufgrund der Arbeit oder der Ausbildung. „Aktive Mobilität und Flexibilität [zählen] zu den neuen Leitbildern unserer Erwerbsgesellschaft“. (Aufhauser 1995: 344) Insbesondere am Arbeitsmarkt erhöhen sich die Chancen, wenn man ungebunden und dadurch mobil ist – man ist flexibel einsetzbar und kann auch an möglichen Außenstellen der Firma im Ausland eingesetzt werden. Auch beim Eintritt in den Arbeitsmarkt oder bei der Wahl eines Ausbildungsplatzes ist hohe Mobilität eine wichtige Voraussetzung. (vgl. Haudenschild 1989: 249) Daher wird es für viele Menschen immer wichtiger, ein hohes Mobilitätspotential zu besitzen und ein hohes Maß an Mobilität zu realisieren, um diesem neuen Leitbild nachkommen zu können.

Ist der Aktionsraum bei Tieren durch deren körperliche Fähigkeiten eingeschränkt, eignet sich der Mensch den Raum mit Hilfe technischer Hilfsmittel an. (vgl. Kaiser 1993: 26) Durch sie ist es möglich, immer weiter und schneller zu reisen und für große Distanzen immer weniger Zeit zu benötigen. Obwohl es durch die heutigen Kommunikationstechnologien (Internet, Telefon, Post, Mobiltelefone, Fax, E-Mails, ...) immer weniger zu einer 'Notwendigkeit' wird, zu reisen, da z.B. Meetings über Internet-Videokonferenzen abgehalten werden können, die meisten Länder und Städte anhand von Büchern oder Fotos und Berichten im World Wide Web zu 'besichtigen' sind, und man mit anderen Personen über das Telefon und E-Mail in Kontakt bleiben kann, stellt das Reisen und der Tourismus aktuell die weltweit größte Industrie dar. In vielen Ländern wird durch Branchen, die mit dem Fremdenverkehr in Verbindung stehen, ein wichtiger Teil des Bruttoinlandsproduktes erwirtschaftet. Auch Umwelt-, Energieprobleme, Verkehrstopfer, Stau, Lärmbelastung und die Gefahr des weltweiten Terrorismus können dieser Entwicklung keinen Abbruch tun. (vgl. Urry 2007: 4; Kaiser 1993: 26; Topp 2007: 257) Urry (2007: 4) erklärt dies dadurch, dass „being physical mobile has become for both rich and even for some poor a 'way of life' across the globe“.

*“Moving between places physically and virtually can be a source of status and power, an expression of the rights of movement either temporarily or permanently. And where movement is coerced it may generate social deprivation and exclusion.” (Urry 2007: 9)*

Dies macht deutlich, dass die gestiegene Realisierung von Mobilität als Teil eines neuen 'way of life' auch mit den Lebensstilen von Individuen zusammenhängt. Laut Schneider und Spellerberg (1999: 76) wurde der Zusammenhang von Lebensstilen und der residentiellen Mobilität bisher kaum untersucht, obwohl die vorhandenen Untersuchungen zeigen, dass „das Mobilitätsverhalten mit dem Lebensstil variiert. So läßt sich etwa nachweisen, daß (...) Personen, die beruflichem Erfolg einen hohen Stellenwert beimessen, häufiger umziehen als Personen mit weniger ausgeprägter Berufsorientierung (...).“ (Schneider, Spellerberg 1999: 76) Auch Beckmann et al. (2006: 112ff.) weisen darauf hin, dass Lebensstile, -lagen und die Wohnsituation miteinander in Zusammenhang stehen und gemeinsam ein Erklärungsmuster hinsichtlich residentieller Mobilität darstellen. Schneider und Spellerberg (1999: 76) geben an, dass Aspekte des Lebensstils wie individuelle Orientierungen, Aktivitäten und Werte mit dem Entstehen von neuen Wohnbedürfnissen im gleichen Maße zusammenhängen wie sozialstrukturelle

Merkmale (Haushaltszusammensetzung, Familienstand, Alter, ökonomische Ressourcen, etc.). „Der Lebensstil kann somit als Handlungsrahmen angesehen werden, der bestimmt, wie lange eine Wohnsituation als angemessen empfunden wird, und wann entsprechende Veränderungen vorgenommen werden“. (vgl. Heinze u.a. 1997. In: Schneider, Spellerberg 1999: 76) Laut Beckmann et al. (2006) hat das Alter den größten Einfluss auf die Realisierung von Wohnmobilität und nicht etwa der Lebensstil der Personen. Die markante Grenze stellt dabei das Alter von 50 Jahren dar. Über diesem Alter leben Individuen deutlich länger im Quartier als jüngere Personen und ziehen deutlich seltener und nur über geringere Distanzen um. Bei Rentnern steigt die Mobilität wieder etwas an, was meist auf einen Umzug aufgrund des Pflegebedarfs zurückzuführen ist. Die unterschiedlichen Umzugsgründe können meist sozioökonomisch erklärt werden. So ziehen bspw. vor allem Personen mit hoher Bildung und hohem Einkommen aus beruflichen Gründen um. Aber auch demografische Faktoren spielen eine Rolle, wie eben das erwähnte Alter von Personen.

Hinsichtlich der Lebensstile wurde von Beckmann et al. (2006: 114) ein Zusammenhang mit *realisierter Wohnmobilität* festgestellt, der jedoch nur gering ist. Zum Beispiel weisen Individuen mit einer häuslich-familiären Freizeitorientierung eine hohe Wohndauer und eine geringfügige Neigung zu residenteller Mobilität aus beruflichen Gründen auf, wobei Individuen mit einer ausgeprägten Selbstverwirklichungsneigung und hochkulturell Interessierte verstärkt aufgrund von beruflichen Gründen umziehen. „Dies korrespondiert mit der hohen beruflichen Qualifikation und dem hohen Bildungsniveau der entsprechenden Personen und lässt sich als Ausdruck hohen kulturellen Kapitals als Bedingung (oder Folge) einer überlokalen bis überregionalen Mobilität interpretieren.“ (Beckmann et al. 2006: 114) In Bezug auf *Umzugspläne* ist ein großer Zusammenhang mit dem Alter und hier wiederum mit der Grenze von 50 Jahren, erkennbar. Ab diesem Alter planen Personen im Vergleich zu Jüngeren viel seltener einen Umzug. Auch die Haushaltszusammensetzung hat einen großen Einfluss – Singles beabsichtigen im Vergleich zu Paaren viel häufiger umzuziehen. (Beckmann et al. 2006: 114) Die Lebensstildimension wirkt sich insofern aus, als dass Individuen mit häuslich-familiärer Freizeitorientierung deutlich seltener einen Umzug vorhaben, was die oben genannte geringe Mobilität dieser Lebensstil-Gruppe bestätigt. „Insofern dürfte diese Lebensstildimension nicht lediglich in Bezug auf die Freizeit zu interpretieren sein, sondern lässt eher an Beharrungstendenzen und eine generell ‚häuslich-familiäre‘ Wertorientierung denken, die sich in einer gewissen räumlichen Bindung und geringer Mobilität niederschlägt.“ (Beckmann et al. 2006: 116)

Man kann also festhalten, dass hinsichtlich der Realisierung und Planung residenteller Mobilität einerseits sozialstrukturelle (Ausbildung, Einkommen, etc.) und demografische Faktoren das Umzugsverhalten beeinflussen. Andererseits kann residentelle Mobilität auch auf lebensstilspezifische Faktoren zurückgeführt werden. Insbesondere das Verhalten, Orientierungen und Werte der Individuen spielen eine wesentliche Rolle hinsichtlich realisierter Mobilität.

Mobilität ist jedoch nicht nur Ausdruck eines ‚way of life‘ bzw. Lebensstils, sondern kann auch eine Bürde sein („the burden of mobility“; vgl. Urry 2007: 52). „The larger the scale and impact of circulation, the greater will be the importance of network capital, as well as the plentiful burdens of mobility and the likelihood of various kinds of forced movements.“ (Urry 2007: 52) ‚Extrem‘-

Phänomene wie Sklaverei, Menschenhandel, Flüchtlinge aufgrund von Kriegen, politischer Repression, Umweltkatastrophen, etc., bei denen Mobilität ein Zwang darstellt, sollen hier ausgeklammert werden. Vielmehr geht es hier um die Bürde der Mobilität, die zum Beispiel mit der geforderten Flexibilität am Arbeitsmarkt einhergeht. Immer öfter werden hohe Flexibilität und Mobilität bei der Erwerbsarbeit und, schon davor, bei der Ausbildung verlangt. Die Bürde der Mobilität äußert sich beispielsweise darin, dass man innerhalb des Unternehmens in einen anderen Standort versetzt wird, der Ausbildungsplatz vom Wohnort aus schwer oder nur, wenn lange Wegstrecken in Kauf genommen werden, zu erreichen ist oder ein Auslandssemester für den Abschluss eines Studiums vorausgesetzt wird. Die Wahl des Wohnortes kann dann meist keine „Rücksicht auf traditionelle Verflechtungen“ (Haudenschild 1989: 250) nehmen, sondern ist vom Standort des Ausbildungs- bzw. Arbeitsplatzes abhängig. Oft stehen Individuen oder ganze Familien vor der Entscheidung – residentielle Mobilität, also Umzug, oder, wenn möglich, Pendeln, also erhöhte Alltagsmobilität. Kalter (1994. In: Beckmann et al. 2006: 25) hat den Zusammenhang von Wanderung und Berufspendeln erforscht und ist zu dem Ergebnis gekommen, dass die Steigerung des Fernpendelns immer mehr mit dem Wunsch, den Wohnstandort nicht aufgeben zu müssen, zusammenhängt. Somit stellt das Fernpendeln eine Alternative zu einem Umzug dar.

Eine Alternative zu einem Umzug zu finden ist für viele Menschen sehr wichtig, da er für sie mit negativen Effekten verbunden wäre. Sie müssten vom gewohnten Umfeld wegziehen und wichtige soziale Netzwerke und Rückhalte verlassen, die am neuen Wohnort erst wieder aufgebaut werden müssten. Ein von der Europäischen Union finanziertes Forschungsprojekt zum Thema „Job Mobilities and Family Lives in Europe“ hat ergeben, dass „jeder zweite Deutsche im erwerbsfähigen Alter Erfahrungen mit berufsbedingter Mobilität gemacht“<sup>63</sup> hat. Obwohl die Deutschen den Ergebnissen dieser Studie zufolge sehr heimatverbunden sind (oder vielleicht gerade deswegen), wählen viele Erwerbstätige die Option des Pendelns, waren im Ausland tätig oder gehen oft auf Dienstreisen. Räumliches Mobilitätsverhalten hängt dementsprechend nicht immer mit individuellen Wünschen und Einstellungen (hier: Heimatverbundenheit) zusammen. Oft kann Mobilität nicht vermieden werden, vor allem aufgrund der Erwerbstätigkeit oder der Ausbildung. Vor allem der Arbeitsmarkt erwartet in dem Zusammenhang von den Erwerbstätigen immer mehr Flexibilität aber auch die Realisierung räumlicher Mobilität. (vgl. Ruppenthal, Lück 2009)

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Gründe für den Anstieg realisierter räumlicher Mobilität vielfältig sind. Zum ersten ist der wahrscheinlich bedeutendste Grund für diesen Anstieg die Steigerung des Mobilitätspotentials durch technische Hilfsmittel und dass es aufgrund dessen weit weniger mühsam und aufwändig ist, zu reisen oder umzuziehen, als in den vergangenen Jahrzehnten. Zum Zweiten ist Mobilität für viele Menschen ein ‘way of life’ und Teil ihres Lebensstils. Aber Mobilität ist zum Dritten auch nicht immer freiwillig, sondern kann durch die Erwerbsarbeit und die Ausbildung erforderlich und somit zumindest teilweise zwingend notwendig sein. Ein weiteres Motiv für residentielle Mobilität ist darin zu sehen, dass ein Umzug einen Weg der Anpassung an geänderte Wohnbedürfnisse darstellt. Dies soll nun kurz erörtert werden.

---

<sup>63</sup> JGU 2008: <http://www.uni-mainz.de/presse/22455.php>

### 3.4.2.2.1 Residentielle Mobilität als Anpassungsstrategie

*„Wohnmobilität dient dazu, regionale Lebenskontexte zu verlassen, die falsche oder zu geringe Partizipationsoptionen in jenen Lebensbereichen bieten, die während bestimmter Lebensphasen für die einzelnen von besonderer Bedeutung sind. (...) Opportunitätsstrukturen und die darauf aufbauenden Lebenschancen, die ein regionaler Lebenskontext bietet, [können] über die Angebotsstrukturen im Ausbildungs-, Erwerbs-, Familien-, Politik und Wohnbereich zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt definiert werden. Wohnortmobilität wird daher genau in jenem Ausmaß für die einzelnen interessant, indem sich die regionalen Angebotsstrukturen und die mit diesen verbundenen Handlungsmilieus in den verschiedenen Lebensbereichen und über die verschiedenen Lebensbereiche hinweg unterscheiden.“ (Aufhauser 1995: 269)*

Wohnmobilität wird oft aber nicht nur aufgrund der zu geringen Möglichkeiten und Lebenschancen, die insbesondere auch auf das Potential von Alltagsmobilität zurückzuführen sind, im unmittelbaren Wohnumfeld realisiert. Eine besondere Rolle bei der Entscheidung für oder gegen einen Umzug spielen auch die Wohnung und die Wohnumgebung und inwieweit diese mit den Wohnwünschen übereinstimmen. Wie oben schon erläutert wurde, entsprechen die meisten Wohnungen nicht den Kriterien der Variabilität, Flexibilität und Nutzungsneutralität. Somit stellt die Realisierung residenteller Mobilität oft die einzige Möglichkeit dar, um sich an veränderten Lebensumständen oder Wohnbedürfnisse anzupassen. Der häufigste Grund, die Wohnung zu wechseln stellt die Unzufriedenheit mit derselben dar. (vgl. Rossi 1955. In: Gleichmann 2006: 42)

*„Wohnungen stellen einen räumlich dimensionierten und örtlich gebundenen Aktions- und Lebensraum dar, der sich nur in begrenztem Ausmaß individuell gestalten läßt. Ein Wechsel der Wohnung bietet oftmals die einzige Alternative, gewünschte Veränderungen der Wohnsituation vorzunehmen.“ (Schneider, Spellerberg 1999: 63; vgl. dazu außerdem: Beckmann et al. 2006: 72ff.)*

Veränderungen der Lebenssituation betreffen hier zum einen die Ausbildungs- und Erwerbssituation und zum anderen die Haushaltssituation, wobei hinsichtlich der Umzüge die Parallelität zum Zweiteren dominiert. (Schneider, Spellerberg 1999: 75) Auch Rossi (1955. In: Gleichmann 2006: 42) stellte fest, dass die Entscheidung für einen Umzug „hauptsächlich eine Funktion des Wandels in der Familienzusammensetzung, wie er im Laufe des Lebenszyklus der Familie passiert“, ist.

Der Wohnraum hat, wie in Kapitel 3.3.2.4 bereits erörtert, ganz besonders Einfluss auf die emotionale Befindlichkeit, also auf die Zufriedenheit und damit auf die Lebensqualität der Individuen. Der „Wohnraum [ist] Träger individueller, emotionaler Bedeutung (...), welche die emotionale Befindlichkeit beeinflusst, und dass diese emotionale Befindlichkeit wiederum die emotional-motivationale „Wirkungsursache“ des Verhaltens im Raum darstellt.“ (Kaiser 1993: 11) Das heißt, dass die emotionale Befindlichkeit, zum Beispiel die Unzufriedenheit mit der aktuellen Wohnsituation, das Raumbedürfnisse oder Anforderungen an die Wohnung ändern und zum Beispiel eine Anpassung der Wohnsituation an die gegebenen Verhältnisse durch einen Umzug angestrebt wird. Dadurch möchte man erreichen, dass die Wohnbedingungen besser an die individuellen Wohnbedürfnisse angepasst ist.

### 3.4.2.3 Mögliche Auswirkungen gesteigener Mobilität auf den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum

Wie oben schon erwähnt hat die Pluralisierung der Lebensstile großen Einfluss auf alle Formen der Mobilität. Insbesondere auf das räumliche und soziale Mobilitätspotential und die Steigerung der Realisierung der räumlichen Mobilität. Dies führt wiederum zur Herausbildung neuer Wohnformen, die versuchen, den gestiegenen Mobilitätsansprüchen gerecht zu werden.

*„(...) die weltweiten politischen und wirtschaftlichen Verflechtungen werden sich auf das Wohnen auswirken. Eine der jetzt schon absehbaren Folgen ist, dass die individuellen Mobilitätsanforderungen weiter zunehmen werden, so dass ein Wohnsitz nicht mehr ausreicht, um Beruf und Privatleben in Einklang zu bringen, oder dass erheblich häufiger umgezogen werden muss als bisher.“ (Flade 2006: 11f.)*

Auch Hasse (2009: 29) weist darauf hin, dass „(...) unter der Bedingung gesteigerter Mobilität mehr denn je [gilt], dass viele Menschen mehrere Wohnungen haben.“ Etliche Menschen gestalten sich ihre Wohnsituation infolge der gestiegenen Mobilitätsansprüche durch zwei Wohnsitze.<sup>64</sup> Hier ist jedoch darauf hinzuweisen, dass die Möglichkeit, gleichzeitig zwei Wohnungen zu mieten oder zu besitzen ein Wohlstandsphänomen darstellt, dessen Realisierung für viele nicht möglich ist. Daher beschränkt sich die Zusammensetzung der Wohnsituation durch mehrere Wohnsitze meist auf zusätzliche Wohnmöglichkeit, wie im Falle von Studenten, dass sie noch ein Zimmer beim Wohnsitz ihren Eltern haben.

Im Zusammenhang mit Zweitwohnung, die man aufgrund der Erwerbsarbeit oder der Ausbildung besitzt oder mietet, wird angenommen, dass bei der Wahl dieses Wohnsitzes dem vorhandenen Stau- und Lagerraum kaum Bedeutung beigemessen wird. Die Funktionalität der Wohnung sowie die Lage zum Arbeits- oder Ausbildungsort stehen im Vordergrund. Außerdem spielt die finanzielle Situation eine große Rolle – zwei Wohnungen gleichzeitig sind teuer, daher können sich viele Menschen nur knapp bemessene Zweitwohnungen leisten. Die geringe Berücksichtigung von ausreichend Stauraum beim Zweitwohnsitz oder zu geringe finanzielle Mittel, um ihn einzukalkulieren, kann dazu führen, dass beim Zweitwohnsitz ein Mangel an Stauraum auftritt. Eine Anmietung eines Lagerraumes kann einen mühsamen Umzug von Gegenständen zum Hauptwohnsitz ersparen oder bei der Auflösung einer der Wohnsitze die Situation erleichtern.

Die gesteigerte Mobilität äußert sich aber auch auf andere Weise. Bei einem erwerbsarbeits- oder ausbildungsbedingten Umzug ins Ausland wird teilweise eine Wohnung ganz aufgelöst, um sich die Kosten zu sparen, oder untervermietet, wenn die eigene Rückkehr in einer absehbaren Zeit sein wird, damit man sich bei der Rückkehr die Wohnungssuche erspart. Bei beiden Varianten stellt die Anmietung eines Lagerraumes eine optimale Lösung dar, um Sachen unterzustellen, von denen man sich nicht trennen will, die man jedoch aufgrund des Mangels an verfügbarem Platz nicht mitnehmen kann oder dort nicht benötigt und die man nicht in der Wohnung lassen kann oder will, da entweder keine mehr

---

<sup>64</sup> Literaturhinweis zum Thema Multilokales Wohnen: Hilti Nicola (2005): Hier wohn ich – dort leb ich. Berufsbedingtes Zweitwohnen. Diplomarbeit. Wien

vorhanden ist oder für den Untermieter Platz geschaffen wird. Bezieht man die möglichen, bei einem Umzug auftretenden Probleme mit ein, wie z.B., dass die neue Wohnung wegen anfälliger Renovierungsarbeiten oder ähnlichem erst zu spät bezugsfertig ist, kann ein angemieteter Lagerraum ebenfalls zur Problemlösung beitragen. Auch bei einem plötzlichen Wohnungsverlust oder einer anderweitigen Änderung der Wohnsituation und dadurch erzwungener Realisierung von Wohnmobilität, erfüllt ein Stau- oder Lagerraum die wichtige Funktion, den persönlichen Objekten, die aktuell keinen Platz mehr haben, eine Unterkunft zu gewähren.

Betrachtet man noch einmal die im zweiten Kapitel dieser Arbeit illustrierte Kundenstrukturtafel von 'My Place' (siehe Tabelle 2) erkennt man, dass sich zunehmende Mobilität auch auf die Kundenstruktur niederschlägt. Ein großer Teil der 'Need-Kunden' mietet einen Lagerraum infolge eines Auslandsaufenthaltes an. Hier wird die Hypothese aufgestellt, dass sich dieser Trend in Zukunft verstärkt in der Kundenstruktur dieser Dienstleistung niederschlagen wird. Eine Analyse eines diesbezüglichen Trends in der Vergangenheit wäre jedoch noch nicht wirklich aussagekräftig, da das Unternehmen My Place erst seit gut 10 Jahren (Gründung: 1999) besteht und davor kaum Angebot in diese Richtung vorhanden war. Ein Vergleich mit den USA, wo der Trend zu Mobilität viel ausgeprägter und die vermietete Storagefläche pro Person um einiges höher ist als im deutschsprachigen Raum, lässt eine Vermutung des Zusammenhangs dieser beiden Trends jedoch zu.

Hier wird die Hypothese aufgestellt, dass aufgrund der Zunahme von Mobilität in all seinen Formen der Bedarf nach Stau- und Lagerraum stark variieren kann. So kann bei sozialem Abstieg (soziale Mobilität) durch den Verlust der Erwerbsarbeit ein Umzug in eine kleinere Wohnung vonnöten sein und dadurch das Bedürfnis nach ausreichend Stauraum nicht erfüllt werden. Auch der Anstieg realisierter, freiwilliger oder zwingender residentieller Mobilität kann zu einem größeren Bedarf nach Stau- und Lagerraum führen. Beispielsweise weil man bei der Verzögerung des Bezugs der neuen Wohnung einstweilen seine Sachen irgendwo einstellen muss oder weil der Verlust der Wohnung durch eine Scheidung oder Delogierung ein Stauraum ein großes Bedürfnis darstellt, damit man sich nicht von all seinen Sachen trennen muss.

Ein Lagerraum selber kann aber auch Mobilität erleichtern, indem durch das Auslagern von persönlichen Besitztümern in einen Lagerraum ein Umzug ins Ausland vereinfacht wird. Der Bedarf nach Stau- und Lagerraum hängt also eng mit der Zunahme von Mobilität zusammen.

### 3.4.3 Die Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung

*„Die Zeitdiagnose einer individualisierten und „ästhetisierten“ Gesellschaft bei gleichzeitigem materiellen Überfluß und die damit einhergehende theoretische Inadäquanz traditioneller Schicht- und Klassenmodelle zur Gesellschaftsbeschreibung legt den Schluß nahe, daß sich neue Gruppenzugehörigkeiten bzw. Formen der Vergesellschaftung nach Gesichtspunkten der Selbststilisierung individueller Akteure bilden. Der Grund liegt dabei im, mit dem Ansteigen individueller Wahloptionen einhergehenden, wachsenden Orientierungsbedarf im sozialen Raum.“ (Funke 1997: 309)*

Laut Buchmann und Eisner (in: Otte 2005:4) kam es in den letzten Jahrzehnten zu einer zunehmenden Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung, was das Ergebnis einer von ihnen durchgeführten Studie zum Wandel der Selbstwahrnehmung und Selbstpräsentation ist. In ihrem Projekt untersuchten sie Kontaktanzeigen im Zeitraum von 1900 bis 1996 und damit die kulturellen Codes, „auf die Menschen bei der Partnersuche zurückgreifen. Dabei zeigt sich ein drastischer Wandel „from status to style“: Insbesondere in den 1960er und 1970er Jahren steigt der Anteil kultureller Codes rapide an, die sich auf Freizeit, Lebensstil und das äußere Erscheinungsbild beziehen, während Bezüge auf den sozialen Status – soziale Herkunft, Einkommen und Vermögen – kontinuierlich abnehmen. Diese könne als Entkoppelung kultureller Wahrnehmungsschemata von strukturellen Positionen gedeutet werden.“ (Otte 2005: 4) Daraus ist ersichtlich, dass es für die meisten Individuen immer wichtiger wird, sich selbst, seinen eigenen Stil und Geschmack darzustellen; kulturelle Codes und die Selbstpräsentation gewinnen somit an Bedeutung. Diese Entwicklung kann in Gleichklang mit dem Konzept der Pluralisierung der Lebensstile gesehen werden, das mit der Feststellung, vertikale Merkmale verlieren gegenüber horizontalen Merkmalen an Bedeutung, einhergeht, und eine „Betonung symbolischer und expressiver Distinktionsmuster“ (Scholl, Hage 2004: 8) vornimmt.

Die primären Forschungsgegenstände der Lebensstilforschung sind, wie oben schon erwähnt, die selbst gestalteten Lebensentwürfe von Individuen, deren Geschmack, die Gestaltung der Freizeit und Aktivitäten in derselben. Die Fokussierung auf diese Themen weist darauf hin, dass der Stilisierung von sich selbst, seinem Lebensstil, Geschmack, Präferenzen, etc. große Bedeutung hinsichtlich der Orientierung im „sozialen Raum“, wie Funke im einleitenden Zitat schreibt, zugeschrieben wird.

Zurückgeführt wird die zunehmende Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung, wie auch die Pluralisierung der Lebensstile, auf verlorengegangene traditionelle Klassen- und Schichtstrukturen, was bewirkt, dass sich Individuen neue Unterscheidungsmerkmale suchen, indem sie ‘ihren Stil‘ stärker zum Ausdruck bringen. Im Mittelalter war z.B. durch die Kleiderordnung genau festgelegt, welche Bevölkerungsgruppe welche Kleider in welchen Farben tragen durfte und welche nicht. So war es auf den ersten Blick möglich, einen Menschen einem ‘Stand‘ oder einer ‘Schicht‘ zuzuordnen. Heute sind solche Unterscheidungskriterien weitestgehend verloren gegangen und soziale Unterschiede sind nicht mehr so einfach zu erkennen, außer man „gehört (...) einer „Problemgruppe“ an (Wohnungslose, Dauerarbeitslose, Drogenabhängige, Asylbewerber, Anstaltsinsassen u.a.)“. (Funke 1997: 308)

Etliche Individuen versuchen den Verlust von 'offensichtlichen' Unterscheidungsmerkmalen und die damit einhergehende „*Statusunsichtbarkeit*“, wie Küng (1972: 165) es nennt, beispielsweise durch Konsumgüter zu kompensieren. „Der Ausgangspunkt bildet das Gefühl, die anderen würden den eigenen Status nicht kennen oder zumindest nicht gebührend würdigen; um diese Würdigung gleichsam zu erzwingen, verlegt man sich darauf, mit jenen Dingen zu imponieren, die man hat und die sich sichtbar machen lassen. Das sind die bekannten *Statussymbole* (...)“. (Küng 1972: 13)

Selbststilisierung wird dabei als die „durch den Konsum artikulierte Seite eines Lebensstils (...) [aufgefasst], also als das eigene Einordnen in das normative Muster.“ (Knapp 1996. In: Hahn 2005: 63) „Stil ermöglicht durch Betonung von Differenzen, Individualität demonstrativ zu zeigen – zugleich kann Individualität durch das „Sich-unsichtbar-machen“ in der Gleichartigkeit der Dinge versteckt werden.“ (Georg Simmel 1905. In: Hahn 2005: 149) Der Konsum und Besitz von Gütern stellen somit die wichtigste 'Quelle' hinsichtlich der Inszenierung bzw. Stilisierung von sich selbst, seinem individuellen Geschmack und seinem Lebensstil dar. Dies geht Hand in Hand mit dem Verlust der Bedeutung der Erwerbsarbeit, des gesellschaftlichen Status und dem Ansehen durch die Arbeit für die eigenen Identität und wird zunehmend durch die Stilisierung von sich selbst ersetzt. Somit gewinnt der Konsum an Bedeutung. Besonders eben schon genannte 'Statussymbole' spielen in diesem Kontext eine erhebliche Rolle, wie beispielsweise Luxus-Autos, Villen, teure, modische Kleidung oder Einrichtungsgegenstände, wertvoller Schmuck, Kunstobjekte, wie teure Bilder oder Skulpturen, etc. Dabei steht nicht mehr nur der funktionale Nutzen dieser Güter im Vordergrund. Oft tritt der funktionale hinter den symbolischen Nutzen, solche Objekte sind Prestigeträger und besitzen somit vor allem auch eine symbolische Funktion – sie repräsentieren den 'Status' ihres Besitzers.

Individuen versuchen mit Hilfe von Besitztümern jedoch nicht nur, ihren eigenen Status zu repräsentieren, sondern auch, im Sinne der Individualität, sich von anderen abzugrenzen.

*“It is the spatial form of modern urban life that permits the unique development of individuals who socially interact with an exceptionally wide range of contacts. People seek to distinguish themselves; they try to be different through adornment and fashion encountering each other in brief moments of proximity.” (Urry 2007: 23)*

Hinsichtlich des Konsumverhaltens in industrialisierten Ländern gibt es etliche Stimmen zu vernehmen, die die gewandelte Einstellung der Wohlstandsgesellschaft zu den Besitztümern, die steigende Anhäufung derer durch den beträchtliche Konsum, sowie die uneingeschränkte Ausbeutung der natürlichen Ressourcen unserer Erde mit Begriffen wie 'Überfluss-', 'Wegwerf-' oder 'Konsumgesellschaft' benennen und dadurch gleichzeitig kritisieren. Damit in Zusammenhang stehend wird auf sogenannte „Kollektivübel“ oder „Risiken“ (Küng 1972: 42ff., Beck 2003) wie Luftverschmutzung, Lärm, Verkehrsverstopfung, Krieg, soziale Unruhen, aber auch auf die Grenzen des Wachstums und der Rohstoffe der Erde, etc. hingewiesen. Solche kritischen Hinweise und Diskussionen haben der Bedeutung und dem Anstieg des Konsums jedoch keinen Abbruch getan: „Konsum, materieller Besitz und Reisen dafür wird gearbeitet und daraus schöpfen viele Menschen nach wie vor ihre Bestätigung. In Selbstverwirklichung und Glück liegt auch im Jahre 2030 nur für eine Minderheit der Sinn des Lebens. Das Prestige von materiellem Besitz ist ungebrochen;“ (Topp 2007: 266)

Um einen Einblick zu geben, warum es für viele Menschen, trotz dieser bekannten, globalen Probleme wichtig ist, sich selbst und ihr Leben durch den Konsum von Gütern zu stilisieren<sup>65</sup>, wird in weiterer Folge auf unterschiedliche Konzepte zur Erklärung der Bedeutung des Konsums und der Darstellung des eigenen Geschmacks eingegangen. In vielen theoretischen Herangehensweisen wird dem Konsumsektor dabei ein 'Zwangscharakter' zugeschrieben, was zur Diskussion gestellt werden soll. Außerdem wird es für wichtig erachtet, den Konsum von Dingen nicht nur als Anschaffung oder Kauf von Dingen zu betrachten, denn „Konsum ist der Übergang von einer anonymen Ware zu einem persönlichen Gut.“ (Hahn 2005: 52) Durch die Aneignung bzw. den Akt des Kaufens erhält das Gut gleichzeitig eine persönliche Bedeutung und wird zum Eigentum. Dadurch ist erkennbar, dass die Anhäufung persönlicher Besitztümer, wie schon erwähnt, nicht nur durch den Kauf von immer mehr Dingen, sondern auch durch das Unvermögen, sich von diesen Gütern zu trennen, bestimmt wird – persönliche Güter haben einen individuellen Wert für den Besitzer, was die Trennung von dem jeweiligen Gegenstand erschweren kann. Daher wird in weiterer Folge auch die „Sozialität mit Objekten“, ein Konzept von Karin Knorr-Cetina, erörtert, welches die Ursachen der Bedeutungszuschreibungen individueller Besitztümer thematisiert.

### 3.4.3.1 Soziale Aspekte und Motive des Konsums

*„Im Wettbewerb um die Stilisierung der Stile nimmt der Konsum von Produkten eine zentrale Stellung ein, indem die Konsumgüter in Form von Kleider-, Sport-, Freizeitmoden und der Vielzahl visueller Erscheinungsvarianten das notwendige Angebot für die distinktive Inszenierung von Stilen bereitstellt. Durch die subtile Differenzierung in der Erscheinung gibt sich ein Stil in der Öffentlichkeit zu erkennen und tritt in Rivalität mit anderen Stilen auf.“ (Haudenschild 1989: 269)*

Bereits 1899 stellte **Thorsten Veblen** mit seinem Buch „Theory of the Leisure Class“ die These des „demonstrativen Konsums“, auf Englisch, „conspicuous consumption“, auf. Damit ist gemeint, dass durch den demonstrativen Konsum der eigene Platz in der Gesellschaft hervorgehoben und konstatiert wird. Für Veblen liegen die Gründe für den Konsum von Gütern in der Demonstration des eigenen ökonomischen Wohlstandes, um gesellschaftliche Anerkennung zu erhalten. (vgl. Haudenschild 1989: 241; Hahn 2005: 57; Bosch 2010: 45ff.) Auch **Georg Simmel** sieht in seiner „Philosophie des Geldes“ den Konsum in sozialen Bedürfnissen begründet, die jedoch auf zwei widersprüchlichen Motiven basieren – auf der einen Seite Zusammenschluss und Nachahmung, auf der anderen Seite das Bedürfnis nach Abgrenzung, als Widerstand gegen die Einheitlichkeit der Gesellschaft. (vgl. Hahn 2005: 55f.; Bosch 2010: 48ff.) Diese Ambivalenz erklärt Bosch folgendermaßen:

*„Durch die Tendenz der Nachahmung wird das Gruppenleben in das Innenleben des Individuums übernommen, und dieses gewinnt dadurch an Sicherheit und soziale Stabilität, ebenso wie die soziale Gruppe. (...) Gleichzeitig existiert aber ein soziales Bedürfnis nach Unterscheidung, nach Abhebung und Differenzierung. (...) Man differenziert sich in der Regel, indem man sich nach unten unterscheidet und man hebt sich ab, indem man sich hervorhebt, auch in Bezug auf den sozialen Status.“ (Bosch 2010: 49)*

---

<sup>65</sup> Wobei auch asketisches Verhalten in Bezug auf den Konsum von Gütern, das bewusste Vermeiden des Erwerbens bestimmter Güter, der Kauf von ausschließlich lokalen Produkten o.ä. ebenfalls als Stilisierung der eigenen Meinung und Einstellung gesehen werden kann.

Diese Widersprüchlichkeit könnte als Gegensatz von erwünschter Individualität und sozialer Inklusion gesehen werden, die jedoch beide zur Stabilität der Sozialstruktur beitragen, indem Individuen sich durch die Differenzierung im „sozialen Kreis“ verorten und dadurch eine Abgrenzung, vor allem ‘nach unten’, stattfindet. (Bosch 2010: 50) Für Simmel ist es für Individuen durch persönliche Dinge möglich, sich im „sozialen Kreis“ zu orientieren und einen Platz zu finden, aber dennoch ihr „eigenes Ich“ zu bewahren. (ebenda)

Im Jahr 1972 kritisierte **Emil Küng** in seinem Buch „Wohlstand und Wohlfahrt. Von der Konsumgesellschaft zur Kulturgemeinschaft“, das in der volkswirtschaftlichen Theorie vorherrschende Menschenbild, welches den Konsument als ein Wesen definiert, das ausschließlich darauf aus ist „den Nutzen zu maximieren, der ihm aus dem Gebrauch und Verbrauch seiner wirtschaftlichen Güter erwächst“. (Küng 1972: 11f.) Küng weist darauf hin, dass das soziale Umfeld der Menschen mitberücksichtigt werden muss, denn, als Mitglied unterschiedlicher Gruppen, wird das Präferieren bestimmter Konsumgüter auch von außen beeinflusst. (vgl. Küng 1972: 12)

Den Konsum rein durch Nutzenmaximierung zu erklären, ist für Küng demnach zu kurz gegriffen, für ihn werden durch den „demonstrativen Konsum“, angelehnt an Veblen, auch „psychische und gesellschaftliche Bedürfnisse“ (ebenda) befriedigt, da dadurch „insbesondere auch ihre Selbstachtung und die erhoffte Fremddachtung“ (ebenda) gehoben wird. Zurückgeführt wird dies von Küng auf die, oben schon erläuterte, Statusunsicherheit und die Gefährdung des Zugehörigkeitsgefühls, da eindeutige Erkennungsmerkmale weitestgehend verloren gegangen sind. Dies deutet „darauf hin, daß es in der modernen Konsumgesellschaft nicht nur darauf ankommt, Wohlstand zu haben, sondern ihn auch zeigen zu können.“ (Küng 1972: 14)

Außerdem stellt Küng fest, dass Menschen dazu geneigt sind, „sich der Mehrheit anzuschließen und der Menge zu folgen – offenbar, weil er sich dort instinktiv geborgen fühlt oder weil er glaubt, die Majorität habe recht.“ (Küng 1972: 15) Dieser Nachahmungstrieb, den er, angelehnt an Paul F. Lazarsfeld, „Bandwagon-Effekt“ nennt, erklärt er dadurch, dass Menschen bestrebt sind „einer bestimmten Leitgruppe (...) anzugehören“. (ebenda) Dabei orientieren sie sich an den, wie er sie nennt, „Snobs“ oder „Konsumführern“. (Küng 1972: 29) Genau durch dieses Streben und die Orientierung an statushöheren Schichten erklärt Küng die „Kaufwellen“ in der „Konsumgesellschaft“, die seiner Meinung nach „geradezu Sozialzwänge“ darstellen, um eine Angleichung an die statushöheren „Snobs“ zu erreichen. (Küng 1972: 15ff.) Ist diese Angleichung geglückt, sind die Individuen laut Küng jedoch nicht zufrieden, sondern suchen sich neue „Konsumführer“ – die Ziele werden erneut „höher gesteckt“. „Die Spanne zwischen dem Erstrebtem und dem Erreichten aber bleibt“. (Küng 1972: 29. Hervorhebung im Original) „Wir haben es zu tun mit einer Konstellation der *prinzipiellen Unersättlichkeit*, mit einem Windhund-Rennen, bei dem dafür gesorgt ist, daß das Endziel unerreichbar bleibt. Infolgedessen ist aber auch die materielle *Unzufriedenheit eine permanente Erscheinung*, und kein Wirtschaftssystem wäre imstande, ihr abzuweichen.“ (ebenda. Hervorhebung im Original)

Dieser kritische Ansatz von Küng weist auf die Beeinflussbarkeit von Individuen durch die Werbung und „Pace setter“, also Konsumführer und Vorbilder wie zum Beispiel Schauspieler und Rockstars, hin

und kritisiert gleichzeitig die „Konsumgesellschaft“, die nie zufrieden ist und immer mehr will. Jedoch ist dieses Menschenbild von Küng, der davon ausgeht, dass Individuen sich hauptsächlich an den „Pace-settern“ orientieren, denen sozusagen blind gefolgt wird, zu kritisieren. Es ist zu kurz gegriffen, den Konsum von Individuen rein auf den Wunsch, seinen eigenen Status bzw. Wohlstand darstellen zu wollen, zu reduzieren. Vielmehr müssen Aspekte wie der individuelle Geschmack, die einzelnen Kaufentscheidungen, also bestimmte Situationen, der Erlebnissfaktor der konsumierten Güter oder auch gesellschaftliche Einflüsse oder Zwänge zur Erklärung von Konsum mit einbezogen werden, was die folgenden Ausführungen zeigen werden.

#### **3.4.3.1.1 „Die feinen Unterschiede“ – Konsum als Mittel der Distinktion**

**Pierre Bourdieu** geht in seinem Buch „Die feinen Unterschiede“ davon aus, dass der Konsum, der Besitz und die Verwendung bestimmter Güter und die dadurch folgenden Geschmacksäußerungen reine Mittel der Distinktion seien. Durch den Konsum bestimmter Güter akkumulieren Individuen „symbolisches Kapital“, das ihnen ermöglicht, sich einer sozialen Gruppe zuzuordnen und von anderen Gruppen abzugrenzen. (vgl. Hahn 2005: 59)

*„Weniger durch den puren Besitz geprägt als vielmehr durch eine bestimmte Art, diese Güter zu verwenden, nämlich das Streben nach Distinktion, verstehen es die Stände, eine ob ihrer Seltenheit und Gesuchtheit unnachahmliche Form des Konsums zu erfinden und somit schliesslich noch dem gemeinsten Konsumartikel die Aura der Erlesenheit zu verleihen“ (Bourdieu 1970: 60. Zitiert in: Haudenschild 1989: 208)*

Durch Distinktion sichern Individuen sich laut Bourdieu die Zuordnung zu einer gesellschaftlichen Gruppe, signalisieren und festigen den Status innerhalb dieser Gruppe und grenzen sich gleichzeitig gegen andere Gruppen ab. (Bourdieu 1983a: 104ff.) Konsum ist für Bourdieu daher „ostentativ“, der „Distinktion in der primitiven Zurschaustellung eines Luxus sucht“. (Bourdieu 1983a: 61)

Bourdieu geht bei seiner Analyse der Bedeutung des Konsums noch einen Schritt weiter als Veblen, Simmel und Küng und erweitert seinen Ansatz mit dem Aspekt der ästhetischen Erfahrung und dem Geschmack. (vgl. Haudenschild 1989: 241) Konsum dient demnach nicht nur der Darstellung des eigenen Status und der Abgrenzung gegen andere, sondern entspricht außerdem individuellen geschmacklichen Präferenzen. Der Geschmack ist dabei laut Bourdieu, wie auch der Konsum, ein Mittel der Distinktion und ein „bevorzugtes Merkmal von „Klasse“ (...)“ (Bourdieu 1983a: 18), „weil das Geschmacksurteil gewissermaßen die höchste Ausprägung des *Unterscheidungsvermögens* darstellt“. (Bourdieu 1983a: 31. Hervorhebung im Original)

*„Wie jede Geschmacksäußerung eint und trennt die ästhetische Einstellung gleichermaßen. Als Produkt einer bestimmten Klasse von Existenzbedingungen eint sie all jene, die aus denselben Bedingungen hervorgegangen sind, unterscheidet sie aber zugleich von allen anderen vermittels dessen, was sie wesentlich besitzen. Der Geschmack ist die Grundlage alles dessen, was man hat – Personen und Sachen -, wie dessen, was man für die anderen ist, dessen, womit man sich selbst einordnet und von den anderen eingeordnet wird. Die Geschmacksäußerungen und Neigungen (d. h. die zum Ausdruck gebrachten Vorlieben) sind die praktische Bestätigung einer unabwendbaren Differenz.“ (Bourdieu 1983a: 104f.)*

Dabei richtet sich die Wahl und das Ausmaß der Auslebung des Geschmacks, wie auch die Wahl des Lebensstils, nach dem individuellen Zugang zu und dem Vorhandensein von sozialem, kulturellen und ökonomischen Kapital. Durch bestimmte materielle und immaterielle Voraussetzungen kommt ein „typisches Wahrnehmungsschema“ zustande, das den Geschmack konstituiert. (Haudenschild 1989: 6) Die Wahl des Geschmacks hängt darüber hinaus auch mit dem Habitus zusammen, der als „Motiv des Umgangs mit Dingen“ (Hahn 2005: 59) gesehen werden kann. Inwieweit der Habitus mit dem individuellen Konsumverhalten und Geschmack zusammenhängt, verdeutlichen folgende zwei Zitate:

*„Der Habitus, der aus bestimmten Existenzbedingungen hervorgehend gleichzeitig Praktiken und Wahrnehmung prägt, ist für Vorlieben und Aversionen gegenüber Produkten und Praktiken massgebend. Er drückt sich im Geschmack aus, der die Distanz zur Notwendigkeit abbildet und insgesamt dauernd als distinktiver Mechanismus wirkt.“ (Haudenschild 1989: 210)*

*„Der „Habitus“ ist eine über Jahre hinweg verinnerlichte Disposition, die das Handeln eines Individuums strukturiert, und mit dem das Individuum zugleich seine Umwelt strukturiert. Das bereits in der Kindheit geprägte habituelle Handeln bezieht sich nicht nur auf die Tatsache des Konsums bestimmter Güter, sondern auch auf das Wissen um den „richtigen“ Umgang mit diesen Dingen – das heißt, die dem sozialen Status angemessene Art und Weise. Das Bewerten von Dingen und das Handeln mit den Dingen sind Elemente des Habitus; sie bilden den Lebensstil.“ (Hahn 2005: 59)*

Die vorhandenen Ressourcen, auf die zurückgegriffen werden kann, bestimmen, wie schon erwähnt, auch den Grad der Stilisierung, denn laut Bourdieu wird „der Lebensstil mit steigender sozialer Stufenleiter immer entschiedener durch die von Max Weber so genannte „Stilisierung“ des Lebens charakterisiert“. (Bourdieu 1983a: 283) Somit können sich Individuen, die mehr Zugang zu den unterschiedlichen Kapitalsorten haben, eher der Stilisierung ihres Lebens widmen, als Individuen mit geringerer Kapitalausstattung. Bourdieu unterscheidet in dem Zusammenhang den „Notwendigkeitsgeschmack“, der seiner Meinung nach nur auf der Erfüllung primärer Bedürfnisse, d.h. essentieller Bedürfnisse wie essen, trinken, schlafen, Sexualtrieb, etc.; basiert und den Menschen mit geringem Zugang und Verfügbarkeit von Ressourcen gemein ist, vom „Luxusgeschmack“, der auf die Distinktion und Abgrenzung zum Notwendigkeitsgeschmack abzielt und Individuen mit hoher Ressourcenausstattung vorbehalten ist. (vgl. Bourdieu 1983a: 289ff.) Diese beiden Formen des Geschmacks unterscheiden sich insbesondere hinsichtlich des Ausmaßes der Ausgaben für die „drei Hauptposten: Ausgaben für Nahrung, für Kultur (Bücher, Zeitungen, Schreibwaren, Schallplatten, Sport, Spielzeug, Musik, Schauspiel- und Theaterbesuch) und für Selbstdarstellung und Repräsentation (Kleidung, Schönheitspflege, Toilettenartikel, Dienstpersonal).“ (Bourdieu 1983a: 299) Die Möglichkeit vorhandene Ressourcen und Machtmittel für Kultur, Selbstdarstellung und Repräsentation zu investieren ist dabei, laut Bourdieu, weitestgehend auf die ‘Oberschicht‘ und deren „Luxusgeschmack“ beschränkt. Das Großbürgertum definiert dabei den „Legitimen Geschmack“, den das „Kleinbürgertum“ zu imitieren und zu erreichen versucht. Ärmere Bevölkerungsschichten oder „die Arbeiterklasse“ sind aufgrund von „Zwängen der Notwendigkeit“ (Bourdieu 1983a: 298) auf die Erfüllung von Primärbedürfnissen zurückgeworfen, da sie sich kaum Luxusgüter leisten können und „verraten“ sich durch den „von Notwendigkeit geprägten Geschmack“. (Haudenschild 1989: 211) Dabei orientieren sich, Bourdieu zufolge, niedrigere Schichten immer am Geschmack der oberen Schichten und versuchen, den Stil der Oberschicht zu erreichen. Der Geschmack trägt somit ebenfalls zur Distinktion

bei: „Zur objektiven Distanz gegenüber der Sphäre des Notwendigen und gegenüber denen, die darin eingebunden sind, kommt jene beabsichtigte Distanzierung hinzu, mit der Freiheit sich verdoppelt, indem sie sich zur Schau stellt.“ (Bourdieu 1983a: 103)

### **3.4.3.1.2 Kritische Überlegungen in Hinblick auf die Aktualität der Ansätze**

Die diskutierten, unterschiedlichen Konzepte gehen darauf ein, warum der Konsum so wichtig für Individuen zu sein scheint. Der soziale Aspekt des Konsums beziehungsweise die sozialen Motive des Konsums beleuchten dabei die Ursachen eines gestiegenen Konsums von Gütern und die damit zusammenhängende Anhäufung persönlicher Besitztümer. Jedoch fokussieren alle erörterten Ansätze auf die Schichtzugehörigkeit und die Relation zu anderen Schichten. Dieser Fokus ist jedoch angesichts des „Differenzierungs- und Individualisierungsgrad der spätmodernen, spätindustriellen und dienstleistungsorientierten Gesellschaft“ (Bosch 2010: 58) zu kurz gegriffen. Seit dem Aufstellen der oben diskutierten Konzepte ist viel Zeit vergangen, „zu stark haben sich die Vorlieben und kulturellen Formen, ebenso wie die Dingwelten, innerhalb der einzelnen Schichten durch Prozesse der „Individualisierung“ ausdifferenziert.“ (Bosch 2010: 60) Auch Haudenschild (1989: 291) weist darauf hin, dass „die persönlichen Voraussetzungen (...) nicht mehr als systematische Ursache eines bestimmten Konsumverhaltens (einer bestimmten Präferenzordnung) ausgemacht werden [können]. Die Präferenzen sind vielmehr situationsspezifisch definiert und variieren dementsprechend von Fall zu Fall.“ (Haudenschild 1989: 291)

Somit ist der Ausgangspunkt einer der „Gesellschaft zugrundeliegenden strukturbildenden Totallogik (...) unzureichend. Sie vermögen den von Situation zu Situation wechselnden Konsumpraktiken nicht mehr gerecht zu werden.“ (Haudenschild 1989: 291)

Aufbauend auf diese Kritik entwarf Gerhard Schulze (1992) anhand des Begriffs der „Erlebnisgesellschaft“ ein Konzept des Konsums, bei dem es um dessen symbolische Bedeutungen und „die soziale Expressivität der persönlichen Dingwelten für die Konstitution von Milieus“ (Bosch 2010: 61) geht, indem er vorhergehende Konzepte um das „Element der Wahlfreiheit“ (ebenda) erweitert. Beim Konsum von Gütern geht es laut Schulze für Individuen nicht nur um die Stilisierung von sich selbst und der sozialen Position, sondern auch um die eigene Identität und vor allem um das persönliche Vergnügen und den Erlebnisfaktor des konsumierten Gutes. Schulze „plädiert (...) für eine Untersuchungsperspektive, die die selbst gesetzten Ziele und Lebensphilosophien der Menschen, ihr Streben nach einem guten Leben, ihre Orientierung auf eine selbst gewählte Ästhetik als Ausdruck ihrer Identität ernst nimmt“. (Bosch 2010: 61)

### 3.4.3.1.3 Die Konsumismusthese von Zygmunt Bauman

*“Im Gegensatz zu Konsum, der in erster Linie ein Merkmal und eine Beschäftigung von einzelnen Menschen ist, ist Konsumismus ein Attribut der Gesellschaft. Damit eine Gesellschaft sich dieses Attribut aneignet, muss die vollkommen individuelle Fähigkeit des Wollens, Wünschens und Sehns – genau wie die Arbeitskraft in der Gesellschaft von Produzenten – von den Einzelnen losgelöst („entfremdet“) und zu einer externen Kraft recycelt/verdinglicht werden. Diese Kraft bringt dann die „Gesellschaft von Konsumenten“ als eine spezifische Form des menschlichen Zusammenlebens zum Laufen und hält sie auf Kurs, während sie gleichzeitig spezifische Parameter für effektive individuelle Lebensstrategie festlegt und auf andere Weise die Wahrscheinlichkeit bestimmter individueller Entscheidungen und Verhaltensweisen manipuliert.“ (Bauman 2009: 41. Hervorhebung im Original)*

Bauman geht in seinen Büchern „Flüchtige Moderne“ (2003) und „Leben als Konsum“ (2009) davon aus, dass die Gesellschaft von Produzenten sich hin zu einer Gesellschaft von Konsumenten verändert. Die Konsumgesellschaft zeichnet sich für ihn dadurch aus, dass dieses Umfeld „alle zwischenmenschlichen Beziehungen nach dem Muster und Vorbild der Beziehungen zwischen Konsumenten und ihren Konsumobjekten umgestaltet. Diese erstaunliche Leistung beruht auf der Besetzung und Kolonialisierung des Raums, der sich zwischen menschlichen Individuen erstreckt, durch Konsumgütermärkte; jenes Raums, in dem die Fäden gesponnen werden, die Menschen miteinander verbinden, und in dem die Zäune gebaut werden, die sie trennen.“ (Bauman 2009: 19)

Jedoch nicht nur zwischenmenschliche Beziehungen sind vom Konsum geprägt, auch die Konsumenten selber verwandeln sich ihm zufolge in Waren beziehungsweise machen sich selbst zur Ware indem sie versuchen, sich von Anderen abzuheben um das Interesse auf sich zu ziehen. (Bauman 2009: 21) Durch den Konsum von Gütern versuchen sie, ihren Nachfragewert zu steigern. Das Ziel der Konsumenten ist dabei, im Rennen zu bleiben, sei es am Arbeitsmarkt oder hinsichtlich der Partnerwahl. Sie versuchen dadurch, angesichts der flüchtigen Moderne, der Individualisierung und der damit einhergehende „Lockerung und Auflösung menschlicher Beziehungen“ (Bauman 2009: 67) und der auf das Individuum zurückgeworfene Verantwortung des Erreichens oder Versagens, einen gewissen Grad an Sicherheit zu erreichen. „Der zur Abhängigkeit gewordene Kaufzwang ist Teil eines Kampfes gegen die dauernde und nervtötende Unbestimmtheit, gegen das ärgerliche und erniedrigende Gefühl der Unsicherheit.“ (Bauman 2003: 98) Zum Konsum verführt aufgrund von Versprechen „die erwünschte gesellschaftliche Position [zu] erlangen und [zu] behalten, ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen [zu] erfüllen und ihr Selbstwertgefühl [zu] sichern“ (Bauman 2009: 75) wird „das Massenprodukt (...) zum Werkzeug der Individualität.“ (Bauman 2003: 102)

*„Wir machen endlose Schaufensterbummel auf der Suche nach den richtigen Fertigkeiten, mit denen sich der Lebensunterhalt verdienen läßt, nach den richtigen Strategien, die zukünftigen Arbeitgeber davon zu überzeugen, daß wir über diese Fertigkeiten verfügen; nach der Art von Image, das wir gerne hätten, und nach den Möglichkeiten, andere davon zu überzeugen, daß wir so sind, wie wir uns darstellen; (...).“ (Bauman 2003: 90)*

Bauman verneint jedoch in Hinblick auf die Konstruktion der Individualität durch Konsumgüter, dass Individuen sich durch die Auswahl und den Konsum bestimmter Güter die eigene Identität darstellen können. Konsumierte Güter sind für ihn kein Ausdruck des „Selbst“: „Was wir für die *Materialisierung* der inneren Wahrheit des Selbst halten, ist in Wahrheit eine *Idealisierung* der materiellen –

verdinglichten – Spuren von Konsumententscheidungen.“ (Bauman 2009: 24. Hervorhebung im Original) Durch den Verweis auf die Verwirklichung von „sich selbst“, wird für ihn der Konsum von Gütern lediglich gerechtfertigt und argumentiert. Der eigentliche Grund für den übermäßigen Konsum sieht Bauman jedoch in der eben schon erwähnten Kommodifizierung von sich selbst – durch das kontinuierliche Konsumieren immer neuer Güter schafft es das Individuum, dauernd „in Bewegung“ (Bauman 2009: 128. Hervorhebung im Original) zu sein und somit der Verantwortung, die „Qualität des Produkts“, also die Qualität von sich selbst, zu sichern, zu entsprechen. (Bauman 2009: 79) Hinzu kommt, dass es nicht nur universelles Menschenrecht, sondern auch universelle Menschenpflicht sei, zu konsumieren, „die keinerlei Ausnahmen zulässt.“ (Bauman 2009: 74) Der Konsum von Gütern wird in der Konsumgesellschaft als Königsweg zur Erreichung von Glück und Zufriedenheit beworben. (Bauman 2009: 169) Diese Gefühle können jedoch immer nur kurzfristig erreicht werden, da am Konsummarkt immer neue Bedürfnisse geweckt werden und das Vermögen, zum Glück beizutragen, ‘veralteten‘ Gütern aberkannt wird. Glücklich sein ist jedoch eine „notwendige Vorbedingung für menschliche Würde und Selbstachtung“. (ebenda) Die Schlussfolgerung für Bauman lautet: Wird nicht verschwenderisch konsumiert, droht die Exklusion aus der Gesellschaft und man gilt als „anormal“:

*„Um die Anforderungen der Normalität zu erfüllen, um als vollwertiges, echtes Mitglied der Gesellschaft anerkannt zu werden, muss man auf die Versuchungen des Konsumgütermarktes prompt und effizient reagieren; man muss regelmäßig zu einer „Nachfrage“ beitragen, die „das Angebot übersteigt“, und in Zeiten des wirtschaftlichen Abschwungs beziehungsweise der Stagnation beim „konsumgestützten Aufschwung“ mithelfen.“ (Bauman 2009: 163f.)*

Für Bauman spielt der Konsum und Besitz von Gütern demnach keine relevante Rolle hinsichtlich der Möglichkeit der Distinktion von anderen oder der Zuordnung zu einer Gruppe. Die Möglichkeit, die eigene Identität und Individualität durch Konsumgüter darzustellen, ist für ihn im Grunde nicht gegeben. Das Kennzeichen der Konsumgesellschaft ist die Kommodifizierung der Individuen. Im Zentrum der Begründung des stark angestiegenen Konsums steht das Streben nach Glück und Zufriedenheit. Am Konsummarkt muss schnell zugegriffen werden, sonst ist die Chance verstrichen, glücklich zu werden, da das Produkt schon bald veraltet sein könnte. Die gebotene Eile und der Drang „zu erwerben und zu sammeln“ resultiert in der Notwendigkeit „wegzuwerfen und zu ersetzen. Wäre man mit schwerem Gepäck belastet, insbesondere mit der Art von schwerem Gepäck, das man aus sentimentaler Anhänglichkeit oder wegen eines unbedacht abgelegten Treueeids ungern zurücklässt, würden sich die Erfolgchancen auf null reduzieren.“ (Bauman 2009: 51. Hervorhebung im Original)

Angesichts der großen Nachfrage nach zusätzlichen Stau- und Lagerräumen bleibt die Frage, inwieweit die Lagerung von persönlichen Besitztümern in diesen Prozess des Kaufens, Benutzens und Wegwerfens passt. Kann dies als Gegenteil zur „Notwendigkeit“ wegzuwerfen gesehen werden? Oder werden durch das Lagern von sentimental Objekten, von denen man sich nicht trennen kann, diese lediglich ‘versteckt’, damit die Erfolgchancen und der eigene Wert als Ware nicht reduziert werden?

#### 3.4.3.1.4 Zwangscharakter des Konsums vs. Symbolgehalt von Konsumgütern

Dem Konsum wird bei den oben diskutierten Ansätzen weitestgehend ein „Zwangscharakter“ (Schneider 2000: 15) zugeschrieben, das Individuum „erscheint dabei als willfähiges Objekt des Wirtschaftssystems, das passiv und fremdgesteuert der Befriedigung der ihm eingepflanzten „falschen Bedürfnisse“ (false needs) nachstrebt. Der Produktionsapparat unterwirft den Menschen einem repressiven Konsumzwang, indem er dessen individuelle Bedürfnisse zunehmend unter Kontrolle nimmt und ihm das Bedürfnis nach dem Konsum an sich unnützer Dinge aufzwingt.“ (ebenda) Konsumententscheidungen werden dabei als Entscheidungen darüber, ‘wer man ist‘ und was man darstellen möchte, und nicht als reine Handlungsentscheidungen gesehen. (Schneider 2000: 16)

Die ‘neuen Abhängigkeiten‘, die durch die Konsumgesellschaft entstehen, wurden in dem Zusammenhang vielfach, beispielsweise von Marcuse und Beck, kritisch reflektiert, da das Individuum durch das Freisetzen aus traditionellen Kontexten zunehmend in das ökonomische System eingebunden wird und somit in ein Abhängigkeitsverhältnis rutscht. (vgl. Haudenschild 1989: 253) Katschnig-Fasch (1998: 311) meint dazu, dass vor allem „die Marktwirtschaft selbst das größte Interesse daran [hat], die Menschen aus traditionellen Räumen zu holen, um sich deren materialistische Orientierung zu bewahren.“ Laut Marcuse kann der Produktionsapparat in der Gesellschaft sogar in dem Maße totalitär werden, „wie er nicht nur die gesellschaftlich notwendigen Betätigungen, Fertigkeiten und Haltungen bestimmt, sondern auch die individuellen Bedürfnisse und Wünsche“. (Marcuse: 1967: 17f.) Das herrschende System eliminiert alle oppositionellen, fremden oder transzendenten Elemente, indem es diese Elemente in die etablierte Ordnung einverleibt. Die ‘falschen‘, vom herrschenden System aufgezwungenen Bedürfnisse werden laut Marcuse von den ‘eindimensionalen Menschen‘ soweit verinnerlicht, dass sie das herrschende System tolerieren und nicht gegen ihre eigene Unterdrückung vorgehen. Die bestehenden Herrschaftsverhältnisse werden sodann durch diese Toleranz, die auf die Unterdrückung der Menschen abzielt, stabilisiert.

Diesem kritischen Ansatz des ‘Zwangscharakters‘ von Konsum soll und kann nicht vollständig widersprochen werden. „Konsum ist kein ökonomisch losgelöster, politisch machtfreier, psychologisch unproblematischer und ökologisch konsequenzloser Ort individueller Selbstverwirklichung.“ (Reusswig 1994: 75) Insbesondere Bauman soll hier zugestimmt werden, der anhand seines Konzepts des ‘Konsumismus‘ in anschaulicher Art und Weise Tendenzen der Kommodifizierung von Individuen illustriert hat. Individuen wollen ihre eigene Qualität als Ware sichern und bedienen sich hierbei dem Mittel des Konsums von Gütern, da der Konsummarkt ihnen mit der Anschaffung bestimmter Waren Glück und Zufriedenheit verspricht. Bei der Erklärung von Konsum ist aber der Aspekt der Individualität und Identitätsstiftung nicht vollkommen außer Acht zu lassen. Die von Schulze betonte Wahlfreiheit ermöglicht es, sich durch den Konsum bestimmter Güter bewusst von Anderen abzugrenzen, um sich selbst im sozialen Raum zu positionieren. Durch unterschiedliche Konsumpraktiken können Menschen das Bild, das die Anderen von ihnen haben, beeinflussen. Dies hat wiederum Auswirkungen auf das Selbstbild. Somit kann Konsum auch als identitätsstiftend gesehen werden.

Um zum Thema des Anstiegs persönlicher Besitztümer zurückzukommen: Baumann ist angesichts des großen Bedarfs nach Stau- und Lagerraummöglichkeiten, der beispielsweise anhand der

Entwicklung des Marktsegments der Dienstleistung Selfstorage abgelesen werden kann, zu widersprechen, wenn er sagt, dass es ein drängendes Bedürfnis ist, sich möglichst rasch von veralteten Gegenständen zu trennen. Bauman unterschätzt meines Erachtens die individuellen Bedeutungen persönlicher Besitztümer, insbesondere solcher Objekte, die einen hohen emotionalen Wert für ihren Besitzer haben. „Konsumgüter werden immer mehr mit Symbolgehalt aufgeladen“ (Schneider 2000: 16) und zwar mit persönlichem, individuellem Symbolgehalt, der es den Individuen schwer oder gar unmöglich macht, sich davon zu trennen, auch wenn es sie daran hindert, fortwährend ‘in Bewegung zu sein’. Durch den Konsum und die Aneignung werden Objekte, wie schon erwähnt, „ zu einem persönlichen Gut“ (Hahn 2005: 52). Daher sind der Symbolgehalt und die persönliche Bedeutung der Dinge wichtige Faktoren in Bezug auf die Unfähigkeit, sich von bestimmten Objekten zu trennen.

Eine Ursachenbegründung, warum die persönliche Bedeutung von Objekten zunimmt, liefert Knorr-Cetina (1998, 2007) mit ihrem Konzept zur „Sozialität mit Objekten“ und soll nun erläutert werden.

### **3.4.3.2 Die These der Objekt-orientierten Sozialität von Knorr-Cetina**

*„Waren spielen eine zunehmende Rolle als symbolische Ausdrucksmittel in Gesellschaften, die keinen Mangel mehr leiden, sondern im Gegenteil durch Überfluß gekennzeichnet sind. (...) Gemäß dem vorherrschenden Verständnis wird eine im Tauschverkehr befindliche Ware nicht wegen ihrer inneren Eigenschaften geschätzt, sondern dafür, wofür sie eingetauscht werden kann: für andere Objekte, Status, Beziehungen, usw.“ (Knorr-Cetina 1998: 97f.)*

Für Knorr Cetina (1998: 83) werden die, im Zusammenhang mit Individualisierungstendenzen gesehenen, Verluste traditioneller Bindungen, Strukturen und Rückhalte durch soziale Gemeinschaften kompensiert „durch die Expansion von Objekt-zentrierten Umwelten, die das Selbst situieren und stabilisieren, die individuelle Identität ebenso definieren, wie menschliche Gemeinschaften dies getan haben, und die Sozialitätsformen (Formen der Bindung des Selbst an ein „Anderes“) fördern, die an Stelle der menschlichen Formen von Sozialität treten, mit denen sich die Sozialwissenschaft traditionell beschäftigt.“ (Knorr Cetina 1998: 83)

Mit ihrer Darstellung zur „Sozialität mit Objekten“ weist sie darauf hin, dass die Sozialitätskonzepte sich nicht mehr nur auf rein menschliche Gruppen beschränken sollen. In der von ihr benannten postsozialen Gesellschaft werden durch die „massive Ausbreitung von Objekt-Welten innerhalb des Sozialen“ (Knorr-Cetina 2007: 25), Beziehungen zu Objekten sowohl gefördert als auch gefordert. „Ein postsoziales Umfeld ist ein solches, in dem Objekte an die Stelle von Menschen als Interaktionspartner treten und traditionelle, über Interaktion vermittelte soziale Einbettungen ersetzen.“ (Knorr-Cetina 2007: 25) Dadurch, dass das Subjekt immer mehr in den Mittelpunkt rückt, was mit dem Verlust kollektiver Strukturen zusammenhängt, steigt die Bedeutung von Objekten für Individuen. Knorr-Cetina nennt dies „Objektualisierung“, was auf die gestiegene Zuwendung zu „Objekten als Quelle des Selbst, relationaler Intimität, sowie geteilter Subjektivität und sozialer Integration“ (Knorr-Cetina 1998: 113) hinweist. Im Prinzip bricht Knorr-Cetina die oben erörterten Konsumtheorien auf die Objekte und den Besitz dieser herab, und beschreibt damit, warum die Objekte und Besitztümer selbst, und nicht primär der Konsum, bedeutend sind. Mit ihrer Theorie liefert sie außerdem eine Erklärung für die steigende Bedeutung individualisierter Lebensstile.

### 3.4.3.3 Mögliche Auswirkungen der Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung auf den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum

Mit dem Begriff der ‘Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung’ werden in dieser Diplomarbeit Entwicklungen diskutiert, die zu einem Anstieg persönlicher Besitztümer führen können, indem die Stilisierung von sich selbst und seinem Geschmack intensiv durch den Konsum von Gütern ausgelebt wird. In diesem Kontext spielt jedoch nicht nur der Konsum, also die Anschaffung von Dingen, eine Rolle, sondern auch das ‘Sich-nicht-trennen-können’ bedingt den Anstieg von Besitztümern. Dieser Anstieg wird in direktem Zusammenhang mit der großen Nachfrage nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum gesehen und stellt somit einen relevanten Aspekt zum Verständnis dessen dar.

Für Wien wird, wie schon erwähnt, angenommen, dass der zunehmende Konsum und die Anhäufung persönlicher Besitztümer insbesondere erst in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg zu beobachten ist. Direkt nach dem Zweiten Weltkrieg besaßen die meisten Menschen in Österreich nur das Nötigste um zu überleben. Konsumiert wurde nur das Notwendigste. Eine Anhäufung persönlicher Besitztümer und damit ein Bedarf an viel Stauraum waren in der Zeit für den Großteil der Bevölkerung nicht gegeben.<sup>66</sup> In den letzten Jahren ist jedoch ein stetiges Ansteigen des individuellen Konsums und der Anhäufung persönlicher Besitztümer zu verzeichnen, was auf Entwicklungen wie die Steigerung des Realeinkommens, das damit in Zusammenhang stehende Wachstum des Wohlstandes, das Sinken der absoluten Arbeitszeit und dadurch die Zunahme der Freizeit sowie der ihr zugeschriebenen Bedeutung, zurückgeführt werden kann. Der Konsum von Gütern scheint eine immer wichtiger werdende Rolle zu spielen. „Schliesslich (...) wandelt sich für die Mehrzahl der Konsumenten der durch den Alltag dominierte Konsum in einen, den Alltag dominierenden d.h. gestaltenden Konsum.“ (Haudenschild 1989: 12f.)

Die Anhäufung persönlicher Besitztümer aufgrund der Unfähigkeit, sich von den Objekten zu trennen, ist insbesondere auf die Bedeutungen, die ihnen zugeschrieben werden, zurückzuführen. Dabei geht es aber nicht nur um die Präsentation des eigenen Status oder Stils durch diese Dinge, oder um sich einer Gruppe zugehörig zu fühlen. Denn viele dieser Dinge befinden sich ‘versteckt’ in Abstellräumen, Kellerabteilen oder Lagerräumen. Der Dingwelt kommt weit mehr Bedeutung zu – Besitztümer sind „ein Teil unserer Persönlichkeit“. (Csikszentmihalyi, Rochberg-Halton 1989: 34)

Die vorhergehenden Ausführungen zur Bedeutung des Konsums und des Besitzes von Gütern lassen die Vermutung der Steigerung von sich im persönlichen Besitz befindlichen Habseligkeiten zu. In diesem Zusammenhang soll die Hypothese aufgestellt werden, dass angesichts der bisher geringen Berücksichtigung der Schaffung von ausreichend vorhandenem Stauraum am Wohnungsmarkt, der Bedarf nach zusätzlichem, außerhalb des Wohnungsverbandes befindlichen Lagerraums, aller Wahrscheinlichkeit nach weiter steigen wird.

---

<sup>66</sup> Bei dieser Generation, die den Krieg und die Nachkriegsjahre miterlebt hat, ist außerdem vielfach noch die Mentalität vorherrschend, möglichst alle Besitztümer zu behalten, anstatt sich von ihnen zu trennen, um in Zeiten des Mangels oder der Knappheit darauf zurückgreifen zu können. Dies kann angesichts des steigenden Konsums in Zeiten des ‘Überflusses’ ebenfalls zu einem Anstieg persönlicher Besitztümer führen.

### 3.5 Die dynamische Wechselwirkung Individuen - Räume - Objekte

Die vorangegangenen Ausführungen zur ersten These zeigen, wie vielschichtig die Hintergründe des Bedarfs nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum sind. Auch hinter der Entscheidung, einen Lagerraum anzumieten, stehen vielfältige Beweggründe. Angesichts der Komplexität dieser Thematik, versuchte ich sie greifbarer zu machen, indem ich mir den Begriff 'Auslagern' zum Ausgangspunkt hernahm und die weiteren Überlegungen darauf aufbaute. Dieser Begriff kommt aus der Wirtschaft und bedeutet als direkte Übersetzung des englischen Begriffs 'Outsourcing'<sup>67</sup>, z.B. die Übertragung von Fertigungs- oder Verwaltungsprozessen an Partnerfirmen oder Zulieferer. Es werden also beispielsweise die Buchhaltung oder das Design und die Wartung der Homepage ausgelagert. Das Auslagern einer Aufgabe impliziert aber nicht, dass sie für die Firma weniger bedeutend ist, als andere Bereiche. Der Bezug zur Firma bleibt bestehen – die ausgelagerten Aufgaben bleiben relevant für das Funktionieren der Firma, es kommt zu keiner 'Abkapselung' oder dergleichen.

Das 'Auslagern' von Dingen verweist also, wie auch das Auslagern von Aufgabenbereichen einer Firma, darauf hin, dass es immer einen Rückbezug dahin gibt, woher die Dinge kommen, die ausgelagert werden. Im Fall des Auslagerns von persönlichen Objekten also auf die Wohnung, den Keller, Dachboden, Abstellraum etc.; also auf den Raum, aus dem die Dinge kommen und keinen Platz (mehr) haben. Die Individuen entscheiden die Anmietung eines Lagerraumes demnach erstens aufgrund der Wohnsituation und der Verfügbarkeit von (Lager)Raum – wegen des *'zu wenig vorhandenen, nicht den Anforderungen entsprechenden oder gar Fehlen eines (Lager)Raums'*. Also beeinflusst das Vorhandensein von Raum (Stauraum, Keller,...) die Entscheidung der Menschen, einen zusätzlichen Lagerraum anzumieten. Die Verfügbarkeit dessen kann sich beispielsweise bei einem Umzug ändern. Aber auch die Entscheidung gegen einen Umzug kann den Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum nach sich ziehen, da man versucht sich innerhalb der Wohnsituation anzupassen. Die Kunden von 'My Place', die die Dienstleistung Selfstorage nutzen, haben daher entweder momentan keine Wohnung zur Verfügung, infolge einer Scheidung, Renovierungsarbeiten, Delogierung, Umzug, etc. und brauchen einen Lagerraum um ihre Habseligkeiten unterbringen zu können; oder die eigene Wohnung entspricht nicht den Bedürfnissen nach ausreichend Stauraum und sie nutzen die Möglichkeit der Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes, um diesem Bedürfnis zu entsprechen. Die Wohnsituation kann sich aber auch dahingehend verändern, dass 'zu viele Dinge' aufgrund eines Zusammenzugs oder eines Erbes zustande kommen und es dadurch zu 'zu wenig Platz' kommt. Daher hängt das Auslagern zweitens mit den Objekten – mit einem *'zu viel an Dingen'* – zusammen und mit der Bedeutung, die diese für die Individuen haben. Individuen entscheiden sich dafür, sie einzulagern und nicht dafür, sie wegzuworfen, zu verschenken oder zu verkaufen. Sie besitzen noch einen materiellen, ideellen und/oder emotionalen Wert für die Individuen.

Dass ein 'zu wenig' an Stauraum mit einem 'zu viel' an Dingen gleichgesetzt wird, soll in keinsten Weise wertend sein. 'Zu viel' ist immer relativ zu sehen und diese Formulierung soll hier nur plakativ verwendet werden, um auf den Mangel an Stauraum in der aktuellen Wohnsituation der Individuen hinzuweisen und darauf, dass mit dem 'zu viel' an Dingen in der Wohnung für viele Menschen ein

---

<sup>67</sup> <http://de.wiktionary.org/wiki/Auslagerung>

Verlust von Lebensqualität einhergeht, da die Wohnungen zu voll sind und die individuellen Anforderungen an die Wohnung durch den Platzmangel nicht mehr erfüllt werden können. Das ‘zu viel’ an Dingen ist in dem Zusammenhang jedoch meist mit keinen Einbußen der Lebensqualität verbunden. Ganz im Gegenteil – man möchte und/oder kann sich nicht von den Dingen trennen.

Aus diesen Überlegungen heraus scheint mir der Schluss naheliegend, dass das Auslagern von persönlichen Dingen anhand der **dynamischen Wechselwirkung der drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte** zu sehen ist. **Individuen** werden dabei, wie bei den Ausführungen zur Pluralisierung der Lebensstile bereits erörtert, als selbstständig handelnde Akteure gesehen, die in ihren Entscheidungen, Handlungen und ihrer Lebensgestaltung jedoch von individuell vorhandenen Ressourcen als auch von externen Faktoren beeinflusst werden, da sie in bestimmte soziale, familiäre, wirtschaftliche, politische, etc. Strukturen eingebettet sind.

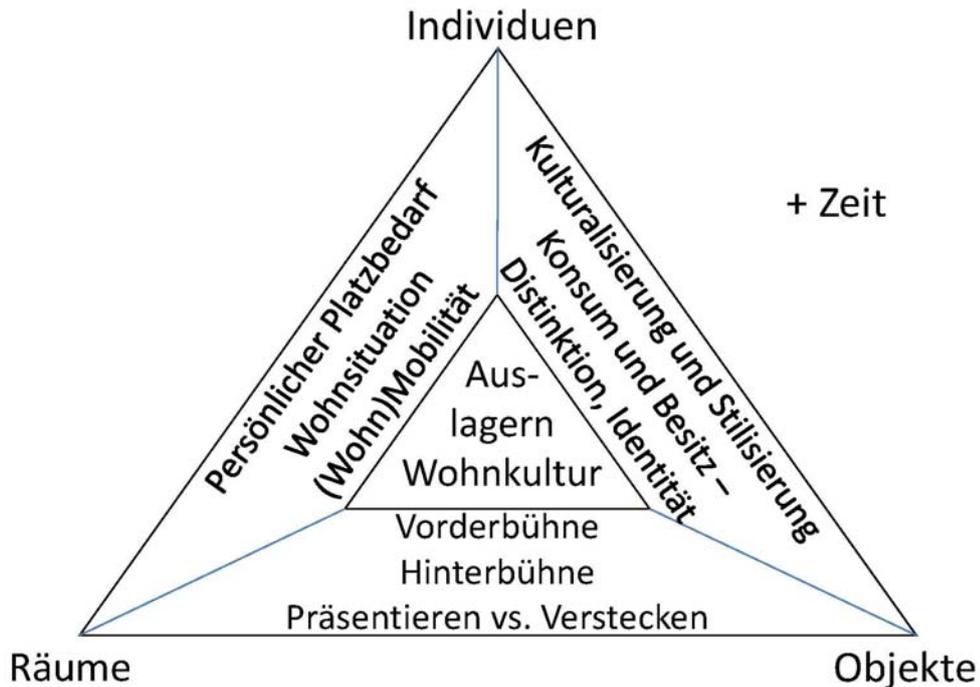
In Bezug auf den Faktor **Raum** wird hier von einem relationalen Raumverständnis ausgegangen, wie anhand der Beschreibung von Wohnen als transaktionalem Prozess im Ansatz bereits angedeutet wurde. Im Gegensatz zu den absolutistischen Konzepten, die den Raum als Container oder Hülle betrachten, der angefüllt werden kann – Läßle (1991: 37) nennt diese Raumbegriffe Behälter-Raum Konzepte – wird Raum hier nach Löw (2001) als Wechselwirkung von Handeln und Strukturen begriffen. Raum ist demnach „nicht etwas unmittelbar Gegebenen oder Wahrnehmbares, sondern ergibt sich erst als Resultat menschlicher Syntheseleistung“ (Läßle 1991: 37), kann somit von Individuen angeeignet und gestaltet werden und wirkt wiederum auf die Individuen zurück. In dieser Arbeit liegt der Fokus hinsichtlich des Faktors Räume dabei auf dem individuellen Bedarf nach persönlich nutzbarem Wohn- und oder Lagerraum, auf den Parametern, die diesen Bedarf bedingen und insbesondere auch auf der subjektiven Bedeutung einer eigenen Wohnung.

Hinsichtlich der **Objekte** wird es in dieser Arbeit als unwichtig erachtet, sie anhand von Kriterien wie der Größe, Funktionalität, Handhabung, Formung, Haltbarkeit, Dauer im Gebrauch, das Material, das sie verändern oder den Grad der Exklusivität vs. der breiten Streuung (vgl. Baudrillard 1991: 9f.) zu unterscheiden. Hier geht es vielmehr um die Symbolkraft bzw. die Bedeutungen, die die Individuen den persönlichen Objekten zuschreiben, beispielsweise in Hinblick auf ihre identifikationsstiftende Rolle oder als Mittel zur Distinktion. Damit sollen die Ursachen in Bezug auf das Bedürfnis, diese Objekte behalten zu können bzw. des Unvermögens, sich von diesen Objekten zu trennen, aufgezeigt werden.

*„Folglich geht es nicht darum, die Gegenstände nach ihrer Funktion zu bestimmen (...), sondern um jene Vorgänge, die zwischen Menschen und Gegenständen Beziehungen stiften, und um jene dadurch sich ergebende Systematik der menschlichen Verhaltensweisen und Verhältnisse.“ (Baudrillard 1991: 10f.)*

Es wird also davon ausgegangen, dass die drei Elemente ‘Individuen – Räume – Objekte’ miteinander in Beziehung stehen, was die folgende Abbildung vereinfacht und bezogen auf die Thematik Selfstorage abbildet:

Abbildung 18: Dynamische Wechselwirkung der Faktoren Individuen – Räume – Objekte<sup>68</sup>



Mit Hilfe dieser Abbildung soll verdeutlicht werden, dass es beim Auslagern von Objekten bzw. beim Bedarf an Stauraum nicht nur um Schaffung von zusätzlichem, persönlich nutzbarem Platz geht. Es müssen vielmehr vielfältige Parameter beachtet werden, von denen ausgegangen wird, dass sie diesen Bedarf bedingen. Die drei Faktoren wirken wechselseitig auf den Platzbedarf und die Entscheidung ein, ob ein Lagerraum angemietet wird, oder ob anderweitig die Raumsituation optimiert wird, beispielsweise durch einen Umzug. Die Themenbereiche, die an den Achsen positioniert sind, lassen eine genauere Analyse des Sachverhaltes zu. Dabei stellt je eine Seite des Dreiecks eine Verbindung zwischen zwei Elementen dar. Es ist aber darauf hinzuweisen, dass die Themenbereiche trotz ihrer Positionierung an einer Seite des Dreiecks, jedoch nie komplett getrennt vom dritten Faktor zu betrachten sind. Dies soll durch die Platzierung der Begriffe innerhalb des Dreiecks veranschaulicht werden – sie befinden sich zwar an der Achse zweier Elemente, die Fläche zieht sich jedoch auch zum dritten Element hin, was den Einfluss des dritten Faktors illustrieren soll. Zum besseren Verständnis und für die Strukturierung der Arbeit, insbesondere der Auswertung der Interviews, wird jedoch eine Trennung auf einer analytischen Ebene vorgenommen.

Die 'Wohnkultur' steht neben dem Begriff des 'Auslagerns' in der Mitte des Dreiecks, da die Zuordnung zu einer Achse unmöglich schien – alle drei Elemente bestimmen dieses Thema gleichermaßen. Wie im vorhergehenden Kapitel zur Wohnkultur schon erwähnt, bestimmen Individuen, das 'Wie' sie wohnen durch das bewusste Aussuchen und Platzieren bestimmter Objekte und Einrichtungsgegenstände in den Räumen.

<sup>68</sup> Eigene Darstellung. Die Dimension 'Raum' wird in dieser Arbeit auf die Wohnungen und die Lagerabteile beschränkt. Bei den 'Objekten' geht es um die materiellen Besitztümer der Individuen.

### 3.5.1 Die Wechselwirkungen im Einzelnen

Auf die Wechselwirkungen der Individuen zu den Räumen wurde bereits im Kapitel 3.4.1 zur Vielfalt 'neuer' Familien- und Haushaltsformen, sowie im Kapitel 3.4.2 zur Zunahme von Mobilität eingegangen. Bezüglich des Raumes Lagerabteil liegt der Fokus darauf, ob und welche Bedeutung der Lagerraum für die Kunden über die Schaffung von persönlich nutzbarem Platz hinaus hat. Hinsichtlich der Beziehung der Individuen zu den Objekten wurde im Kapitel 3.4.3 Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung ein umfangreicher Einblick gegeben. Daher werden hier keine weiteren Ausführungen dahingehend getätigt. Begründet wird diese Entscheidung außerdem dadurch, dass die dynamische Wechselwirkung der drei Faktoren und die damit zusammenhängenden Themenbereiche, die an den Achsen des Dreiecks situiert sind, für den Leitfaden des Fragebogens verwendet werden und Mittelpunkt der Auswertungen der Interviews mit aktuellen und ehemaligen Kunden von 'My Place' darstellen. Somit werden diese Wechselwirkungen im Ergebnisteil noch einmal detaillierter und bereits mit Ergebnissen der Interviewauswertung angereichert, erörtert.

Bei der Wechselwirkung zwischen den Räumen und Objekten, die bisher keiner genaueren Analyse unterzogen wurde, werden die Begriffe von Erving Goffman (1973) „Vorderbühne“ und „Hinterbühne“ verwendet, die er in seinem Werk „Wir alle spielen Theater“ geprägt hat. Die Vorderbühne ist in dieser Arbeit weitestgehend auf die eigene Wohnung, die Hinterbühne auf das Keller- und/oder das Lagerabteil beschränkt. Es wird angenommen, dass die Entscheidung, Objekte zu lagern oder sie in der eigenen Wohnung zu behalten, mit der Entscheidung, sie zu präsentieren oder zu verstecken, zusammenhängt. Objekte werden aber nicht nur im Keller- oder Lagerraum 'versteckt', damit sie von anderen Personen nicht eingesehen werden können. Das 'Verstecken' hängt beispielsweise auch damit zusammen, dass man die 'Vorderbühne' schön und ordentlich präsentieren möchte, mit genügend Platz für die sich in der Wohnung befindlichen Gegenstände. Von Interesse ist bei der Wechselwirkung der Räume zu den Dingen, welche Objekte im 'öffentlichen' Bereich der Wohnung (der 'Vorderbühne') situiert sind und welche Objekte in die 'Hinterbühne', in das Kellerabteil oder den Lagerraum, gegeben werden.

Diese Thematik soll und kann in dieser Arbeit jedoch nur marginal behandelt und untersucht werden, da eine genaue empirische Untersuchung dieses Themas zusätzlich eine genaue Analyse der 'Vorderbühne' – also der Wohnung selbst und auch der 'Hinterbühne' – das Lagerabteil und die darin enthaltenen Dinge, erfordert hätte. Eine diesbezügliche Untersuchung hätte jedoch den Rahmen dieser Diplomarbeit gesprengt.

### 3.5.2 Der Faktor Zeit

*„Sowohl in der historischen, als auch in der individuellen, lebenszeitlichen Entwicklung verändern sich nicht nur Formen und Ausprägungen sozialer Erfahrung, die auf Handlungsstrukturen wirken, sondern auch Formen der Zeit- und Raumerfahrung. Die einzelnen organisieren ihre Handlungen über das Leben hinweg zwar selbst, die Art und Weise, wie sie dies tun, hängt jedoch von den Zeit-, Sozial- und Raumerfahrungen ab, die historisch-kulturell geprägt, gesellschaftlich organisiert und biographisch überformt sind (...).“ (Aufhauser 1995: 46f.)*

Ein weiterer Faktor – die Zeit – steht innerhalb der Abbildung neben dem Dreieck, weil dieser Faktor gleichsam auf die gesamte Wechselwirkung Einfluss hat und aufgrund befürchteter Unübersichtlichkeit keine 3-dimensionale Darstellung angefertigt wurde. Die Zeit wird aber als relevant für alle Themenbereiche gesehen und die Wechselwirkungen Individuen – Räume – Objekte sind immer vor dem Hintergrund des Faktors Zeit zu betrachten.

Etwa beim Wohnen verändern sich die Anforderungen an eine Wohnung mit der Zeit und variieren, wie oben schon detaillierter angeführt, je nach Lebensstil, Lebensphase bzw. Lebenslage und innerhalb der eigenen Biographie. Das Individuum verändert und entwickelt sich während des Lebens weiter, genauso wie der Geschmack, die Interessen, Orientierungen und die Dinge, die man erwirbt, konsumiert, einlagert, wegwirft, usw. Müller (1993: 375) weist in dem Zusammenhang beispielsweise darauf hin, dass sich die „Stilisierungsneigung“ und auch die Wahl des spezifischen Lebensstils während des Lebens verändern und bei der Betrachtung des Lebensverlaufes einer Person, sowohl auf gesellschaftlicher als auch individueller Ebene, ungleich verteilt sind. Für ihn spielt dabei das Alter eine ungemein wichtige Rolle: „Die größeren Gestaltungsmöglichkeiten bieten Jugend- und Erwachsenenphase. Im fortgeschrittenen *Alter* hingegen sind gewisse Lebensstile häufig physisch *nicht mehr* möglich, (...) das Temperament zur Lebensstilisierung läßt merklich nach, biologische Faktoren wie ‘Alter’ oder ‘Gesundheit’ dominieren soziale Faktoren wie Schichtzugehörigkeit, Bildung und Ressourcen.“ (Müller 1993: 375f. Hervorhebung im Original)

### **3.6 Zusammenschau der zentralen Annahmen und Ausblick bezüglich der weiteren Vorgehensweise**

In diesem Teil der Diplomarbeit konnte bereits eine Annäherung an die Beantwortung der Forschungsfrage erzielt werden. Anhand der Diskussion der beiden Thesen und der damit zusammenhängenden Trends konnten wesentliche Hinweise auf die Hintergründe und Ursachen des Bedarfs nach zusätzlichem Lagerraum identifiziert werden: Die Vielfalt von Familien- und Haushaltsformen, die überdies innerhalb des Lebenslaufes einer einzigen Person zunehmend variieren und am Wohnungsmarkt zu wenig Berücksichtigung finden, die Steigerung der Realisierung von Mobilität sowie die wachsende Bedeutung des Konsums und Besitzes von bestimmten Gütern, die anhand der Begriffe der Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung diskutiert wurde, können, wie die vorhergehenden Erörterungen zeigen, einen wachsenden und/oder variablen Bedarf nach Stau- und Lagerraumvolumen nach sich ziehen. Diesen Veränderungen des Bedarfs kann innerhalb einer gleichbleibenden Wohnsituation zumeist nicht entsprochen werden oder sie sind auf die Realisierung von Wohnmobilität, aus den unterschiedlichsten Gründen, zurückzuführen. Infolgedessen kann zusammenfassend angenommen werden, dass der steigende Bedarf nach der Dienstleistung Selfstorage durch gesellschaftliche und strukturelle Entwicklungen, die mit der Pluralisierung der Lebensstile zusammenhängen, bedingt wird.

Die Überlegungen zum Begriff des Auslagerns haben darüber hinaus gezeigt, dass die Praktiken und Motive des Auslagerns von Objekten wesentlich mit den drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte verknüpft sind. Daher werden die Wechselwirkungen der drei Faktoren, die in Abbildung 18 illustriert sind, sowie die Hinweise und Thematiken, die aus der Pluralisierungsthese herausgelesen wurden, als Analyserahmen herangezogen, um einen Leitfaden für die problemzentrierten Interviews zu erarbeiten. Der Leitfaden besteht dabei überwiegend aus offenen Fragen zu bestimmten Themen, die ein möglichst freies Erzählen der Befragten erzielen sollen. Befragt werden Personen, die aktuelle oder ehemalige Kunden des Dienstleistungsbereichs Selfstorage sind. Durch die offene Gestaltung des Leitfadens soll das Auffinden von Aspekten und Bereichen dieser Dienstleistung, die bisher nicht berücksichtigt wurden und die einen Erklärungsbeitrag für den steigenden Bedarf nach zusätzlichem Lagerraum liefern können, ermöglicht werden. Die Methode der problemzentrierten Interviews stellt hierfür ein geeignetes Instrument dar, was im folgenden Kapitel genauer erörtert wird.

## 4. METHODE

---

In diesem Kapitel der Diplomarbeit werden Begründungen für die Wahl der Untersuchungs- und Analysemethoden angeführt und das Verfahren der Datenerhebung und -auswertung dokumentiert. Es wird erörtert, welche Daten wo, wann, bei wem und auf welche Art erhoben wurden.

### 4.1 Warum eine Qualitative Forschung

Im Rahmen der Literatursuche konnten, wie schon erwähnt, keine Studien oder Forschungen gefunden werden, die sich mit der Thematik Selfstorage, dem Platzmangel innerhalb der Wohnsituation und den damit in Verbindung stehenden gesellschaftlichen Trends und Ursachen beschäftigen. Obwohl schon ein umfangreicher Einblick in diese Dienstleistung und insbesondere den individuellen Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum durch die Kundenstrukturtafel, teilnehmende Beobachtungen, Leitfadenterviews sowie der theoretischen Ausarbeitung der beiden Thesen im vorhergehenden Kapitel, geschaffen werden konnte, soll bei der Datenerhebung möglichst offen und explorativ vorgegangen werden, damit die Möglichkeit besteht, auch bisher nicht berücksichtigte Aspekte zu entdecken. Vor allem angesichts der Pluralisierung der Lebensstile ist eine „neue Sensibilität für empirisch untersuchte Gegenstände erforderlich“ (Flick 2006: 12). Bei den klassischen deduktiven Methoden besteht die Gefahr, dass sie „an der Differenziertheit der Gegenstände vorbeiziehen“ (Flick 2006: 12f.).

Aufgrund des Anspruches, auch Neues entdecken zu wollen, vor allem weil dieses Thema bisher offenbar noch nicht sozialwissenschaftlich untersucht wurde, sollten qualitative Interviews durchgeführt werden, um die Befragten auf keine Kategorien eines strukturierten Fragebogens einzuzwingen und um ein möglichst umfangreiches Bild über die Erfahrungswelt der Befragten, in Bezug auf den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum sowie die Beweggründe und Motive, zu erhalten.

Das narrative Interview, die offenste und damit am wenigsten strukturierte Methode qualitativer Interviews, enthält eine einzelne einleitende Frage bzw. Erzählaufforderung und wird meist bei biographischen Untersuchungen angewendet. Bei der anschließenden Phase des Nachfragens, sollten nur gewisse Themen, die vom Befragten selber thematisiert wurden, aufgegriffen werden. Die Anwendung narrativer Interviews im Rahmen dieser Studie erschien daher fragwürdig, da die Thematik Selfstorage viele verschiedene Aspekte betrifft, die, wie im vorhergehenden Kapitel gezeigt wurde, mit den Motiven des Auslagerns zusammenhängen. Somit wurde es als nicht zielführend erachtet, eine einzige Eingangsfrage zur ‘Auslagerkarriere’, oder Ähnlichem, zu stellen. Vor allem aufgrund der Vergleichbarkeit der Interviews sollten alle bisher herausgefilterten Aspekte, die mit dem Bedarf an

zusätzlichem Stau- und Lagerraum zusammenhängen, angesprochen werden, wie zum Beispiel die Wohnsituation der Befragten, die individuellen, mitunter variablen Anforderungen an eine Wohnung, das Mobilitätsverhalten, die Bedeutung persönlicher Besitztümer, etc. Außerdem ist ein problematischer Aspekt bei der Durchführung narrativer Interviews, dass nicht bei allen Interviewpartnern eine ausreichende „narrative Kompetenz“ (Spöhring 1989. In: Diekmann 2004: 450) vorhanden ist. Daher fiel die Wahl auf die Durchführung problemzentrierter Interviews, bei dem erstens der Interviewer „auch während der Erzählphase eine aktive Rolle“ (Diekmann 2004: 450) spielt und zweitens auch die theoretische Vorarbeit, und hier insbesondere das Dreieck zur Wechselwirkung der Faktoren Individuen-Räume-Objekte und die damit zusammenhängenden Themengebiete, in den Interviewleitfaden mit einfließen konnten.

## **4.2 Die Erhebung von Daten mit Hilfe problemzentrierter Interviews**

Das problemzentrierte Interview ist eine „Interview-Variante, die eine sehr lockere Bindung an einen knappen, der thematischen Orientierung dienenden Leitfaden mit dem Versuch verbindet, den Befragten sehr weitgehende Artikulationschancen einzuräumen und sie zu freien Erzählungen anzuregen. Problemzentrierte Interviews können als Kompromißbildung zwischen leitfadenorientierten und narrativen Gesprächsformen angesehen werden“ (Flick et al. 1995: 178). Es wird angewendet, wenn „der Forscher nicht ohne jegliches theoretisch-wissenschaftliches Vorverständnis in die Erhebungsphase eintritt. (...) Dieses Vorgehen wird damit begründet, dass der Forscher eben nicht eine Tabula rasa sein kann, dass er sich nicht völlig theorie- und konzeptionslos in das soziale Feld begibt und er immer schon entsprechende theoretische Ideen und Gedanken (mindestens explizit) entwickelt hat“ (Lamnek 2005: 364). Somit versucht man mit Hilfe der Methode des problemzentrierten Interviews sowohl dem Anspruch der Theoriegeleitetheit als auch der Offenheit zu entsprechen und formt somit ein induktiv-deduktives Wechselspiel. (vgl. Witzel 2000) Damit ist gemeint, dass mit relativ elastischen Theoriekonzepten ein Leitfaden generiert wird, der sowohl aufgrund sehr offener Fragen narrative Passagen, in denen der Sichtweise der Befragten großen Platz eingeräumt wird, als auch spezifischere, auf bestimmte Themen bezogene Fragen, enthält. Die elastischen, theoretischen Konzepte, die im Hintergrund stehen, sollen dadurch nicht überprüft, sondern modifiziert und erweitert werden. Die narrativen Passagen sollen hier auch dazu beitragen, weiter zurückliegende Ursachen für den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum, also Ereignisse in der Biographie der Befragten, herauszufiltern.

Die Erhebung von Daten wird bei der Durchführung problemzentrierter Interviews von vier Instrumenten unterstützt und ermöglicht. (vgl. Witzel 2000) Dazu zählen:

- 1) Ein Kurzfragebogen, der für die Forschungsfrage relevante, sozialstatistische Merkmale erhebt und am Anfang des Interviews steht. Dadurch soll verhindert werden, dass das nachfolgende Interview von einem Frage-Antwort-Schema geprägt ist. Außerdem ermöglicht der Kurzfragebogen in Kombination mit einer offenen Frage einen guten Gesprächseinstieg bzw. eine Einstiegsfrage in den narrativen Teil des Interviews.

- 2) Das Interview wird mit einem Tonträger aufgezeichnet, wodurch gewährleistet werden soll, dass der Kommunikationsprozess authentisch und präzise erfasst werden kann, da man nicht etwa durch das Protokollieren des Gespräches abgelenkt ist. Durch die uneingeschränkte Konzentration lässt sich der Gesprächsverlauf besser gestalten und das Herausfiltern interessanter Gesichtspunkte, die vom Befragten angesprochen werden, wird erleichtert. Diese können dann wiederum durch gezielte Fragen vertieft werden.
- 3) Ein Leitfaden hilft, die Vergleichbarkeit der Interviews zu sichern, indem die „Forschungsthemen als Gedächtnisstütze und Orientierungsrahmen“ (Witzel 2000) festgehalten werden. Dieser Leitfaden beinhaltet eine vorformulierte Einstiegsfrage am Anfang des Gesprächs, sowie „Frageideen zur Einleitung einzelner Themenbereiche (...). Im Idealfall begleitet der Leitfaden den Kommunikationsprozess als eine Art Hintergrundfolie, die zur Kontrolle dient, inwieweit seine einzelnen Elemente im Laufe des Gesprächs behandelt worden sind.“ (ebenda) Außerdem kann mit Hilfe des Leitfadens und den vorformulierten Fragen und Themenbereichen, dem Interview eine neue Wendung gegeben werden, beispielsweise wenn das Gespräch stockt, das Thema unergiebig oder für den Gesprächspartner unangenehm ist. (vgl. Flick 2006: 135)
- 4) Das vierte Instrument sind Postskripte, die unmittelbar nach dem Interview verfasst werden. Hier fließen Auffälligkeiten während des Gesprächs ein, wie zum Beispiel häufig angesprochene Themen des Interviewpartners, Schwerpunkte die von ihm gesetzt wurden, nonverbale Äußerungen, die Beschreibung der Interviewsituation, etc. Auch „spontane thematische Auffälligkeiten und Interpretationsideen“ (Witzel 2000) werden hier skizziert.

### 4.3 Bewusste Auswahl der Stichprobe

Die Auswahl der Stichprobe fiel auf Personen, die schon einmal einen zusätzlichen Lagerraum angemietet hatten oder aktuell Mieter eines solchen Lagerraumes sind, da diese Arbeit darauf abzielt herauszufinden, welche Ursachen und Hintergründe zu diesem Bedarf führen. Durch diese Einschränkung konnte gewährleistet werden, dass Personen befragt werden, die diesen Bedarf haben oder hatten, da sie ihm bereits Ausdruck verliehen haben. Bei der Auswahl der Fälle schien ein statistisches Sampling nicht sinnvoll oder notwendig zu sein, da keine Klassifizierung oder Typisierung der Kunden anhand sozialstatistischer Daten angestrebt wird. Um Interviewpartner zu finden, wurden zwei Maßnahmen ergriffen. Zum Ersten wendete ich das Schneeball-Verfahren<sup>69</sup> an, indem ich all meine Freunde, Verwandte und Bekannte darauf ansprach, ob sie schon einmal einen Lagerraum angemietet haben und ob sie so jemanden kennen. In weiterer Folge bat ich sie, sich in ihrem Bekannten- und Freundeskreis zu erkunden, ob jemand diesem Kriterium entspricht und bereit wäre mir ein Interview zu geben und diese sollten dann wiederum ihre Bekannte und Freunde fragen. Leider war diese Vorgehensweise nicht sehr ergiebig – im Rahmen dieses Verfahrens konnten nur drei Personen gefunden und interviewt werden. Drei weitere, auf diese Weise hergestellte Kontakte waren sehr schwer zu erreichen und verschoben den Interviewtermin einige Male.

<sup>69</sup> Das Schneeball-Verfahren stellt eine bewusste Auswahl dar, bei dem „ausgehend von einer Person die von dieser benannten Personen befragt werden“. (Schnell, Hill, Esser 2005: 300)

Der zweite Weg erwies sich als erfolgreicher – das Unternehmen ‘My Place’ bot mir an, mich zu unterstützen und die Angestellten an den jeweiligen Standorten fragten dort direkt Kunden, ob sie bereit wären, mir ein Interview zu geben oder sie riefen Kunden an, um sie danach zu fragen. Das Unternehmen stellte mir dann die Kontaktdaten von diesen Kunden zur Verfügung, mit denen ich dann per Mail oder per Telefon persönlichen Kontakt herstellte. Beide Maßnahmen zusammen führten zur erfolgreichen Durchführung von 16 Interviews. Da diese sehr ausführlich waren, weitreichende Informationen und neue Perspektiven enthielten, wurde der Versuch, die drei weiteren Kontakte, die durch das Schneeballverfahren hergestellt wurden, zu erreichen, schließlich abgebrochen und die Phase der Datenerhebung abgeschlossen. Die Stichprobe setzt sich demnach zusammen aus 16 aktuellen oder ehemaligen Mietern oder Nutzern eines Selfstorage Lagerraumes des Unternehmen ‘My Place’, die im Zeitrahmen von Mitte April 2010 bis Anfang Juni 2010 befragt wurden.

Aufgrund der marktführenden Position des Unternehmens ‘My Place’ in Wien ist davon auszugehen, dass die ausschließliche Befragung von aktuellen oder ehemaligen Kunden dieses Unternehmens keine Verzerrung der Ergebnisse zur Folge hat. Zudem wurden, durch die Anwendung des Schneeballverfahrens, Kunden eines anderen Unternehmens dieser Branche, nicht ausgeschlossen. Es konnten jedoch keine Personen ausfindig gemacht werden, die bei einem anderen Unternehmen als ‘My Place’, aktuelle oder ehemalige Mieter eines Lagerraumes, außerhalb des eigenen Wohnverbandes, sind.

#### **4.4 Die Gestaltung und Durchführung der problemzentrierten Interviews**

Die Herstellung des Kontaktes zu den Befragten erfolgte, wie schon kurz erwähnt, in den meisten Fällen über Telefon, teilweise über E-Mail. Beim ersten Kontakt per Telefon oder Mail erklärte ich ihnen zuerst einmal wer ich bin und warum ich gerne mit ihnen ein Interview führen würde. Ich erläuterte ihnen mein Erkenntnisinteresse und welche Rolle ihnen dabei zukommt – dass sie als „Experten ihrer Orientierungen und Handlungen“ (Witzel 2000) angesehen werden.<sup>70</sup> Sie wurden darüber aufgeklärt, dass das Interview nicht in einem Frage-Antwort-Schema ablaufen würde, da ich mich insbesondere für ihre persönlichen Beweggründe, Erfahrungen, Vorstellungen und Meinungen interessiere, von denen sie mir möglichst ausführlich erzählen sollen. Ich sicherte ihnen zu, dass das Gesagte vollkommen anonym behandelt, lediglich im Rahmen dieser Diplomarbeit und damit in Verbindung stehenden Publikationen verwendet und an keine Dritten weitergegeben wird. Außerdem holte ich mir die Erlaubnis ein, das Interview auf Tonband aufnehmen zu dürfen, womit alle einverstanden waren. Die Entscheidung, wo das Interview stattfinden soll, überließ ich den Interviewpartnern. Ich schlug ihnen lediglich vor, dass es am jeweiligen ‘My Place’ Standort, wo sie den Lagerraum angemietet haben<sup>71</sup>, in einem Café oder Lokal stattfinden kann oder ich zu ihnen nach Hause oder zu ihrem Arbeitsplatz kommen könnte. Die einzige Bitte bzw. Einschränkung von mir war, dass das Café oder Lokal eher ruhig sein sollte, um eine möglichst gute Qualität der Tonbandaufnahme zu gewährleisten. Die Interviews fanden dann teilweise am Arbeitsplatz der Befragten, in einem Café oder an einem der Standorte von ‘My Place’ statt. Die Interviews an den Standorten von ‘My Place’ wurden

<sup>70</sup> Diese Formulierung verwendete ich nicht wortwörtlich sondern lediglich sinngemäß.

<sup>71</sup> Das Unternehmen hat mir das als Ort für die Durchführung der Interviews angeboten, was zwei der Kunden auch in Anspruch nahmen.

jeweils in einem separaten Büro durchgeführt, damit das Gesagte nicht durch andere anwesende Personen gestört oder beeinflusst werden konnte.

Die Gestaltung der Interviewsituation deckte sich in allen Fällen und teilte sich in fünf Phasen. Am Anfang stellte ich mich und den Beweggrund, mit ihnen ein Interview zu führen, noch einmal vor und wiederholte das bereits am Telefon Gesagte oder per Mail Geschriebene. Ich fragte abermals, ob sie mit der Aufnahme des Gespräches einverstanden sind und betonte, dass alles vollkommen anonym behandelt wird. Außerdem erkundete ich mich danach, ob es eventuell Fragen an mich und meine Forschungsarbeit gibt, die ich dann beantwortete und Unklarheiten klärte. Währenddessen, oder bereits davor, schaltete ich das Aufnahmegerät ein, um die Befragten daran zu gewöhnen und durch die Ausführungen meinerseits davon abzulenken. Zudem wurden versucht anhand der in Kapitel 2.3.2.2 schon erörterten Kriterien eine möglichst akzeptable und angenehme Atmosphäre für die Befragten zu schaffen.

In der zweiten Phase begann das eigentliche Interview. Hier wurden als erstes anhand des Kurzfragebogens die forschungsrelevanten sozialstatistischen Daten erhoben. Die letzte Frage dieses Kurzfragebogens wurde dann als Überleitung zur dritten Phase, dem narrativen Teil des Interviews, genutzt. Und zwar führte die Frage, wie lange die Befragten bereits einen Lagerraum mieten oder angemietet haben zu der offenen Frage, wie es damals war, als sie den Lagerraum angemietet haben und wie sie die Situation beschreiben würden. Begonnen wurde die dritte Phase also mit dieser Einleitungsfrage, die als Erzählaufforderung an die Befragten gerichtet war. Der Leitfaden der dritten Phase wurde offen gestaltet, damit die Sichtweise der Befragten ausreichend Platz erhält. (vgl. Flick 2006: 117) Er enthielt aber auch Vorschläge für präzisere Fragen, damit alle vordefinierte Themen, die an das Dreieck der Wechselbeziehung der drei Faktoren Individuen-Räume-Objekte angelehnt sind, angesprochen werden, um die Vergleichbarkeit der Interviews zu gewährleisten. Wurden während der narrativen Phase des Interviews bestimmte Themen nicht angesprochen, kam es von Seiten der Interviewerin anhand der vorformulierten Fragen zu Nachfragen in die jeweilige Richtung. In der vierten und letzten Phase des Interviews wurden unklare Sachverhalte aufgegriffen, die sich während des Interviews ergeben haben. Nach Witzel (2000) sollen hier auch „Verständnisgenerierende Kommunikationsstrategien“ angewendet werden, bei dem „der Interviewer das vorgängige oder im Interview selbst erworbene Wissen für Frageideen nutzt“ (ebenda). Er erwähnt hier unterschiedliche Möglichkeiten wie die „Zurückspiegelung“, „klärende Verständnisfragen“ oder auch „Konfrontationen“, die jedoch vorsichtig zu gebrauchen sind, um keine Rechtfertigungen seitens der Befragten zu provozieren. (ebenda. Hervorhebung im Original)

Nach Beendigung dieser Phase des Interviews bedankte ich mich recht herzlich für das Interview und schaltete das Tonbandgerät ab. In den Fällen, in denen der Befragte nicht gleich weg musste, folgte auf das Interview oft noch ein Gespräch, indem ich teilweise nochmal gefragt wurde, warum ich diese Thematik für meine Diplomarbeit gewählt habe, was mein Interesse dabei ist und ob ich schon Ideen hinsichtlich der Ergebnisse hätte. Mehrfach folgte darauf ein längeres Gespräch, in dem mir einige der Befragten noch interessante Aspekte und Meinungen erzählten. Scheinbar war das Aufnahmegerät für manche doch ein gewisses Hemmnis, um ausführlich von persönlichen Gegebenheiten zu erzählen.

Nach der Verabschiedung von meinem Interviewpartner versuchte ich mich so rasch wie möglich an einen ruhigen Ort zu begeben, wo ich möglichst viel von dem Gesagten aufschreiben und protokollieren konnte. Die fünfte Phase des Interviews stellt demnach die Erstellung eines Postskripts dar, das, wie oben schon erwähnt, auch Auffälligkeiten während des Gesprächs und bereits Interpretationsideen enthält. Auch diese Postskripte wurden später für die Auswertung der Interviews verwendet.

#### 4.5 Die Transkription der Interviews

*„Transkripte sind nötig, um das flüchtige Gesprächsverhalten für wissenschaftliche Analysen auf dem Papier dauerhaft verfügbar zu machen. Ziel der Herstellung eines Transkripts ist es, die geäußerten Wortfolgen (verbale Merkmale), häufig aber auch deren lautliche Gestaltung z.B. durch Tonhöhe und Lautstärke (prosodische Merkmale) sowie redebegleitendes nichtsprachliches Verhalten (sei es vokal wie Lachen oder Räuspern – parasprachliche Merkmale – oder nichtvokale wie Gesten oder Blickverhalten – außersprachliche Merkmale) möglichst genau auf dem Papier darzustellen, sodass die Besonderheiten eines einmaligen Gesprächs sichtbar werden. Transkripte sind als Ergänzungen und nicht als Ersatz für elektronische Aufnahmen zu verstehen.“ (Kowal, O’Connell 2003. In: Flick, Von Kardorff, Steinke 2003: 438)*

Die Transkription der Interviews erfolgte mit Hilfe des Programmes ‘f4’, das als kostenfreie Transkriptionssoftware im Internet heruntergeladen werden kann. Das Programm ermöglicht es, die Abspielgeschwindigkeit zu regulieren, durch einfache Tastenkombinationen die Audiodatei zu stoppen, vor und zurück zu spulen.

Die 16 Interviews, die jeweils zwischen 45 und 100 Minuten dauerten, wurden wortwörtlich abgetippt, auch Unterbrechungen des Gesprächsflusses durch ‘äh’ oder ‘ähm’ wurden festgehalten. Da es bei der Transkription vor allem um das Festhalten der Inhalte und Themen ging, wurde das Gesagte in *„normales Schriftdeutsch“* (Mayring 2002: 91. Hervorhebung im Original) übertragen, das heißt dass das Transkript vom Dialekt der Befragten bereinigt wurde. Grammatik- oder Satzbaufehler wurden jedoch nicht behoben, es wurde Wort für Wort das Gesagte protokolliert. Die Transkription wurde außerdem kommentiert (vgl. Mayring 2002: 91ff.), d.h. dass Auffälligkeiten wie die starke Betonung von Wörtern oder Satzteilen, fragende oder unsichere Aussagen, Lachen, Unterbrechungen, Pausen, etc. ebenfalls notiert wurden, um die oben im Zitat erwähnten Besonderheiten der Gespräche sichtbar zu machen. Somit war es bei der Auswertung möglich, die Bedeutung von Aussagen besser zu interpretieren, da das Gesagte in einen Zusammenhang gesetzt werden konnte. Pausen wurden mit Punkten vermerkt, deren Anzahl je nach Länge der Pause variiert: kurzes Überlegen 2-3 Punkte, längere Pausen 6-9 Punkte, etc. Die Länge der Pause ist nicht jeweils zeitlich gemessen oder gestoppt bzw. durch eine fixe Sekundenanzahl festgelegt worden, sondern richtet sich nach der individuellen Sprechgeschwindigkeit des Befragten und nach der Dauer der anderen Pausen während des Gesprächsverlaufes. Dieses Verfahren wird als sinnvoller erachtet als die Festlegung einer fixen Dauer pro Punkt (als Symbol für die Pause) für alle Interviews, da somit innerhalb eines Interviews bessere Vergleiche angestellt werden können um festzustellen, welche Fragen dem Befragten Schwierigkeiten bei der Beantwortung bereiteten oder ähnliches. Bei einer einheitlichen Fixierung der Dauer wäre der individuellen Sprechgeschwindigkeit und dem individuellen Bedarf an ‘Überlegzeit’ zu wenig Beachtung geschenkt worden.

Teil der Transkripte waren zudem die Postskripte, indem die Notizen ebenfalls digitalisiert und an das Transkript angefügt wurden. Die vollständigen Transkripte der 16 Interviews umfassten je zwischen knapp 4.000 und beinahe 12.000 Worte. Im Durchschnitt waren die Interviews ca. 7.192 Worte lang.

#### **4.6 Maßgebende Prämissen bei der Auswertung des Datenmaterials und deren konkrete Umsetzung**

Auch bei der Auswertung der Interviews sollte, wie zuvor bei der Erhebung der Daten, ein Verfahren angewendet werden, das sowohl theoriegeleitete als auch induktive Schritte inkludiert. Daher wurde eine Vorgehensweise gewählt, die sowohl den Prämissen der *Grounded Theory*, üblicherweise mit dem Begriff der *Gegenstandsbezogenen Theoriebildung* übersetzt (vgl. Mayring 2002: 103), und der *Qualitativen Inhaltsanalyse* folgt und diese beiden Auswertungsverfahren sozusagen verschränkt. Die *Grounded Theory* findet bei explorativen Untersuchungen Anwendung, wohingegen die qualitative Inhaltsanalyse sich „für systematische, theoriegeleitete Bearbeitung von Textmaterial“ (Mayring 2002: 121) eignet.

Bei der *Gegenstandsbezogenen Theoriebildung* werden bereits während der Datenerhebung „theoretische Konzepte, Konstrukte, Hypothesen entwickelt, verfeinert und verknüpft, sodass Erhebung und Auswertung sich überschneiden.“ (Mayring 2002: 105) Das wichtigste Instrument hierfür sind Merktzettel oder auch Memos, auf denen zentrale Aspekte notiert werden, auf die bei der Phase der Erhebung gestoßen wird. Im Rahmen dieser Diplomarbeit wurde dies durch die Erstellung der oben erwähnten Postskripte vorgenommen, in denen bereits während des Prozesses der Datenerhebung Ideen für die Auswertung der Daten festgehalten wurden.

Die Auswertungstechnik der *Qualitativen Inhaltsanalyse* weist eine höhere Systematisierung als die Gegenstandsbezogene Theoriebildung auf und analysiert Texte systematisch, „indem sie das Material schrittweise mit theoriegeleitet am Material entwickelten Kategoriensystemen bearbeitet.“ (Mayring 2002: 114) Von den drei von Mayring beschriebenen Grundformen der qualitativen Inhaltsanalyse, (vgl. Mayring 2010: 63ff.) wurden 2 angewendet: 1) die Zusammenfassung und induktive Kategorienbildung; und 2) die inhaltliche Strukturierung. Das inhaltsanalytische Verfahren der Zusammenfassung wurde dabei nach dem Vorschlag von Witzel (2000) gestaltet, der spezifisch die Auswertung problemzentrierter Interviews thematisiert und nicht in der präzisen Form getätigt, wie Mayring (2002: 94ff.) dies vorschlägt. Begründet wird dies dadurch, dass das Ziel dieses Arbeitsschrittes nicht die Reduktion des gesamten Materials für die darauffolgende Auswertung war, da die kompletten Interviews analysiert werden und keine Informationen durch die Kürzung verloren gehen sollten, sondern die Bildung induktiver Kategorien „direkt aus dem Material in einem Verallgemeinerungsprozess“. (Mayring 2010: 83) Daher erfolgte die Zusammenfassung des Materials ‘nur‘ im Sinne einer Einzelfalldarstellung der Interviews, wie später noch detaillierter erörtert werden soll.

Ausgewertet wurden die Interviews mit Hilfe der Software ATLAS.ti 6. Die Analyse von Interviews unter Einbezug von einem Computer erleichtert die Sichtung und weitere Arbeit mit dem erhobenen Material meines Erachtens enorm, vor allem wenn mit einer großen Datenmenge operiert wird. Texte

können bei ATLAS.ti 6 systematisch ausgewertet und übersichtlich anhand von Kategorien in ein Schema gebracht werden, ohne den Überblick über ausgedruckte, lose Zettel und Notizen zu verlieren. Mittels Memos können Gedanken und Interpretationen während der Analyse notiert und mit der betreffenden Textstelle oder mit Codes verknüpft werden. Die Übersichtlichkeit sowie die Möglichkeit eines schematischen Vorgehens sind meines Erachtens durch die Verwendung des Programms besser gewährleistet im Vergleich zur händischen Auswertung der Interviews. Auch können durch einfache Menüführungen alle Textpassagen, die zu einer Kategorie zugeordnet wurden, in einem Dokument dargestellt werden, was die Überprüfung der richtigen Zuordnung der Textsegmente zu den Kategorien, sowie die Feinanalyse eben jener, erleichtert. So hat man einen Überblick über die relevanten Textpassagen aller Interviews und ist nicht darauf angewiesen, alle Interviews einzeln noch einmal durchzusehen. Außerdem entgeht man somit auch der Gefahr, den Überblick zu verlieren oder einzelne Textstellen zu übersehen.<sup>72</sup> Zwei weitere große Vorteile von der Analyse mithilfe von Software sind die „Effizienzsteigerung“ sowie „die Eröffnung von neuen Analysemöglichkeiten“. (Kuckartz 2007: 19)

Beim Auswertungsprozess orientierte ich mich an den in Mayrings Buch „Einführung in die qualitative Sozialforschung“ dargestellten Ausführungen und der Tabelle zum Ablaufmodell Gegenstandsbezogener Theoriebildung (Mayring 2002: 103ff.) sowie den inhaltsanalytischen Verfahren der Strukturierung, Zusammenfassung und dem damit in Verbindung stehenden Modell der induktiver Kategorienbildung (Mayring 2002: 114ff.). Zudem empfiehlt Flick (2006: 375ff.) zwei unterschiedliche Strategien zur Verwendung von Software in der qualitativen Forschung, die außerdem in die Erarbeitung dieses Prozesses mit einfließen. Die vorgeschlagenen Vorgehensweisen wurden teilweise übernommen, aber auch abgeändert und vor dem Hintergrund der Fragestellung und dem Forschungsziel modifiziert und weiterentwickelt. Ergebnis dieser Überlegungen war ein Ablaufmodell der Auswertung der problemzentrierten Interviews, das in Abbildung 19 illustriert wird und anhand dessen das Material systematisch bearbeitet wurde. Die dort angeführten Arbeitsschritte erfolgten jedoch nicht strikt getrennt voneinander, sondern immer auch in Bezug auf die vorhergehenden und nachfolgenden Analyseschritte. Insbesondere die Erstellung des Kategorienschemas stellt ein mehrstufiger Prozess dar, was in der Abbildung durch die Pfeile sichtbar ist.

Die klassischen Gütekriterien quantitativer Forschung – Reliabilität und Validität – werden für qualitative Forschung meist als nicht angemessen betrachtet und kritisiert. (vgl. Mayring 2002: 140ff., Mayring 2010: 116ff., Flick 2006: 330). Daher werden in der Literatur Gütekriterien für die Qualitative Forschung diskutiert, wie die Verfahrensdokumentation, argumentative Interpretationsabsicherung, Regelgeleitetheit, Nähe zum Gegenstand, kommunikative Validierung und Triangulation (Mayring 2002: 144ff.) Diesen und den von Mayring (2010: 118ff.) beschriebenen inhaltsanalytischen Gütekriterien wurden bei der Analyse der Interviews, wenn möglich und umsetzbar, Rechnung getragen, wie bei der Erörterung des Auswertungsprozesses noch detaillierter ausgeführt werden soll.

---

<sup>72</sup> Zu den Vorteilen der Auswertung mit Hilfe von einer Software siehe auch: Kühn, Witzel 2000: Der Gebrauch einer Textdatenbank im Auswertungsprozess problemzentrierter Interviews.

## 4.7 Der Ablauf der Auswertung der problemzentrierten Interviews

Wie in Abbildung 19 ersichtlich, erfolgte nach der Datenerhebung die Erstellung der Postskripte und Transkripte. Darauffolgend wurden die Transkripte auf eventuell auftretende Rechtschreibfehler etc. korrigiert und die Texte einheitlich formatiert. Anschließend wurden die Dateien in das Programm 'ATLAS.ti 6' eingespielt.

Danach erfolgte die Anfertigung von Einzelfalldarstellungen aller Interviews, bei denen insbesondere charakteristische Aussagen und Auffälligkeiten der jeweiligen Interviews festgehalten und kommentiert wurden. Hier wurde einerseits theoriegeleitet gearbeitet, indem ich mit an bestimmten Themen, die aus dem Dreieck zum Wechselverhältnis der drei Faktoren Individuen-Räume-Objekte herausgefiltert werden konnten, orientierte.<sup>73</sup> Andererseits wurde induktiv vorgegangen, indem „Begrifflichkeiten, die neue thematische Aspekte aus den Darstellungen der Interviewpartner kennzeichnen“ (Witzel 2000) markiert und mit Hilfe von Memos kommentiert wurden. Diese Ableitung induktiver Kategorien aus dem Material heraus ist außerdem als Grundlage für den nächsten Arbeitsschritt – die Erstellung eines Kategorienschemas – zu sehen.

Zusätzlich zur Bildung induktiver Codes war das Ziel dieses Arbeitsschrittes eine Konzentration des Materials zu einer Kurzbeschreibung des jeweiligen Falles, die „im Lauf seiner weiteren Interpretation kontinuierlich überprüft und gegebenenfalls modifiziert wird. Sie enthält eine für das Interview typische Aussage (...), eine knappe Darstellung der Person im Hinblick auf die Fragestellung (...) und die zentralen Themen, die sie im Interview hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes angesprochen hat.“ (Flick 2006: 272) Durch die intensive Auseinandersetzung mit jedem einzelnen Interview und dem Postskript konnte zudem ein Überblick über das Interview als Ganzes geschaffen werden, der verhindern sollte, dass man sich auf einzelne Textpassagen und Aussagen versteift. Außerdem wurde durch die erneute Sichtung der Interviews und des Postskripts das Interview auf dessen Validität hin untersucht. Diese Analyse konzentrierte sich dabei auf die zentrale Frage, „ob Interviewpartner aufgrund der Interviewsituation einen Anlass hatten, bewusst oder unbewusst eine spezifische, d.h. verfälschende Version ihrer Erfahrungen zu konstruieren, die sich nicht (oder nur begrenzt) mit ihren Sichtweisen deckt. Die Interviewsituation wird auf Anhaltspunkte für solche Verzerrungen analysiert.“ (Flick 2006: 324f.) Nach der Beendigung des endgültigen Materialdurchlaufs wurde die Einzelfalldarstellung überarbeitet und gegebenenfalls ergänzt.

Der nächste Schritt bestand aus der Erstellung eines groben Kategorienschemas. Hierbei hielt ich mich an die bereits erörterten Themen an den Achsen des Dreiecks in Abbildung 18, die auch bei der Erstellung des Leitfadens Anwendung fanden, und an die im vorhergehenden Arbeitsschritt aus den Interviews herausgefilterten weiteren thematischen Aspekte (induktive Kategorien). Die einzelnen Kategorien erfüllen dabei in weiterer Folge die Funktion eines „Containers“ (Richards & Richards 1995: 82. In: Kühn, Witzel 2000) indem sie Textstellen „sammeln“. „Diese Sammlung in verschiedenen nach inhaltlichen Aspekten geordneten Containern hilft bei der Auswertung und Theoriebildung, da der

---

<sup>73</sup> Darauf aufbauend konnte auch eine Einteilung der Interviewten in Gruppen erfolgen und ein späterer Vergleich der einzelnen Fälle ermöglicht werden. Dieser Schritt stellt demnach auch eine Vorarbeit des Arbeitsschrittes 'Typenbildung' bzw. 'Klassifikation des Materials' dar.

Forscher schnell auf Textstellen aus einem Container zurückgreifen und diese darüber hinaus auch mit Textpassagen aus anderen Containern verbinden kann.“ (ebenda) Zu den einzelnen Kategorien wurden dann Kodierregeln und Anleitungen formuliert, welche Textpassagen dieser Kategorie zuzuordnen sind.

Danach fand der erste Materialdurchlauf und somit die Analyse der Transkripte aller Interviews statt. In diesem Schritt ging es hauptsächlich um den thematischen Gehalt der Interviews und um das Sortieren des Materials nach inhaltlichen Gesichtspunkten. Einzelne Textsegmente wurden dabei im Sinne von Fundstellen einem Code (einer Kategorie) zugeteilt. Textpassagen, die nicht relevant erschienen, da sie in keinem Zusammenhang zu dem Forschungsthema oder den Forschungsfragen standen, wurden anhand von Memos, mit einem entsprechenden Kommentar, markiert. Am Schluss der Auswertung aller Interviews erfolgte eine erneute Prüfung, ob diese Passagen immer noch als nicht relevant identifiziert werden. Auch Textsegmente, die keinem Code des Kategorienschemas zuordenbar erschienen, wurden mit einem entsprechenden Kommentar als Memo markiert – durch das vorgenommene offene Kodieren dieser Textpassagen wurden sogenannte Ad-hoc-Kodes gebildet. Dieses offene Kodieren stellt eine zentrale Vorgehensweise bei der Gegenstandsbezogenen Theoriebildung (Grounded Theory) dar. (vgl. Mayring 2002: 103ff., 115) Die Ad-hoc-Kodes flossen dann bei der Revision des Kategorienschemas in dieses mit ein.

Während des gesamten Analyseprozesses erfolgte zusätzlich laufend die Anfertigung von Memos, mit Hinweisen auf bestimmte Auffälligkeiten und Interpretationsvorschlägen etc. Diese Memos wurden überdies mit einzelnen Textsegmenten und Codes verglichen und verknüpft.

Die Erstellung des Kategorienschemas erfolgte, wie bereits erwähnt, am Anfang nur relativ grob und enthielt Themen, die der theoretischen Vorarbeit und den Einzelfalldarstellungen entnommen wurden. Das anfänglich erarbeitete Kategorienschema stellte sich jedoch, wie erwartet, als zu wenig präzise heraus. Im Laufe des Materialdurchgangs wurde dieses Schema weiterentwickelt, beispielsweise anhand der zuvor erwähnten Ad-hoc Codes. Oder es wurden Unterkategorien gebildet, wenn sich die Möglichkeit eine Hauptkategorie zu verfeinern ergab. Beispielsweise wenn einer einzelnen Kategorie sehr viele Textstellen zuzuordnen waren. Die Textstellen der jeweiligen Hauptkategorie wurden in so einem Fall detailliert gesichtet und bewertet, um Unterkategorien und die dazugehörigen Kodierregeln zu erstellen. Dieser Schritt erfolgte in Form von Vorschlägen zu neuen Kategorien und den dazugehörigen Kodierregeln, die in Memos festgehalten und mit den jeweiligen Codes und Textpassagen verknüpft wurden. Die komplette Revision des Kategorienschemas und der Kategorien erfolgte nach der Analyse von sechs Interviews, was in etwa 39,16% des Materials<sup>74</sup> entspricht. Hierfür wurden die Memos gesichtet und das Schema wurde in Bezug auf diese Memos und somit der Ad-hoc Codes und Unterkategorien erweitert und modifiziert. Das permanente Modifizieren, Kontrollieren und Abgleichen des Kategorienschemas und die Erarbeitung spezifischer Regeln für die Zuordnung bestimmter Textpassagen zu thematischen Bereichen bzw. Kategorien, stellen wichtige Instrumente dar, um eine thematische Struktur zu erarbeiten, die die Vergleichbarkeit der einzelnen Fälle erhöht. (vgl.

---

<sup>74</sup> Die Prozentzahl ergibt sich aus der Wortanzahl der ersten 6 Interviews an der Wortanzahl aller Interviews gesamt. Mayring (2002: 116f.) schlägt eine Revision der Kategorien nach ca. 10 - 50% des Materials vor.

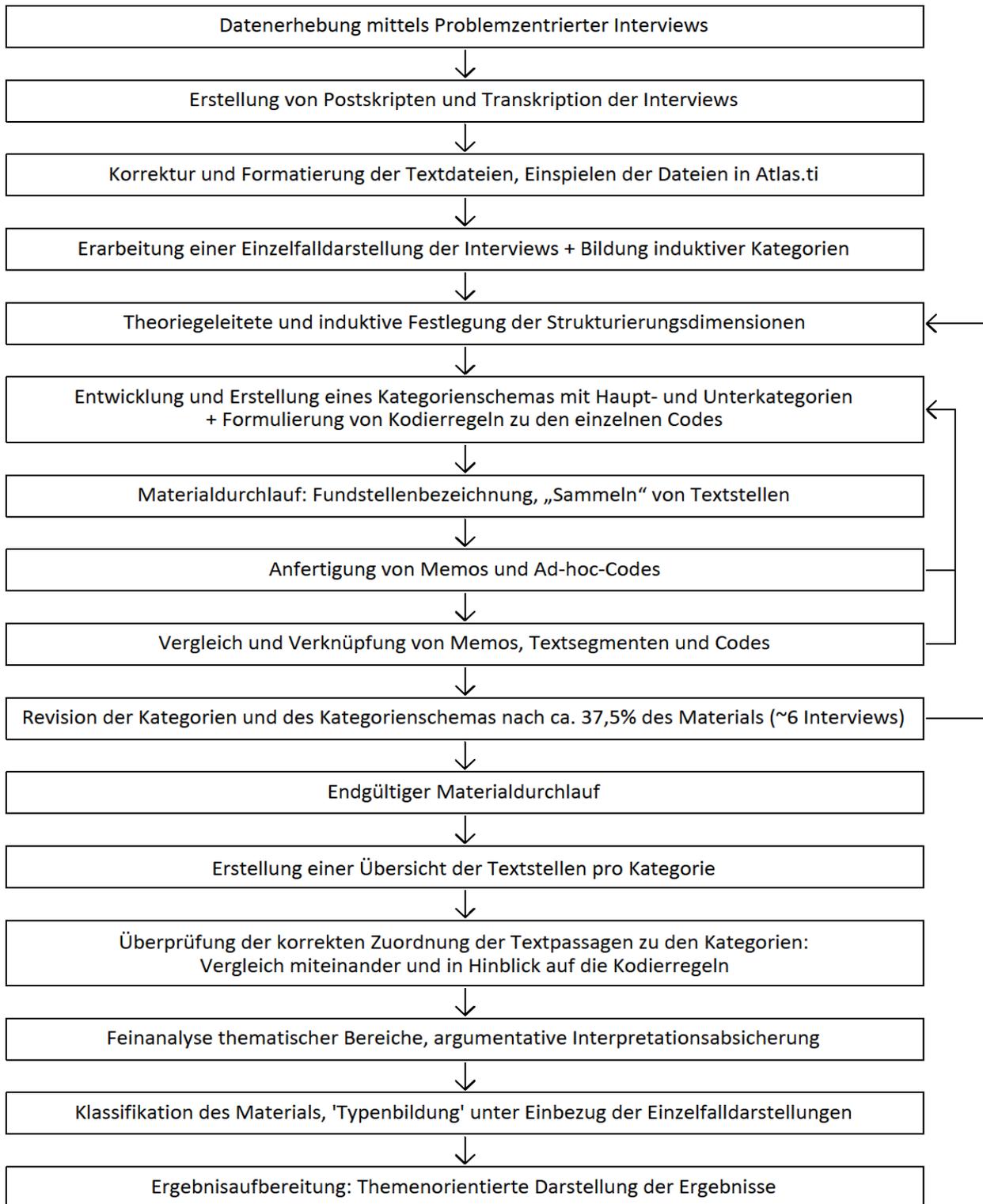
Flick 2006: 273) Danach fand der endgültige Materialdurchlauf statt und auch die bereits analysierten Interviews wurden erneut durchgearbeitet und in Hinblick auf die Änderungen rekodiert.

Nachdem die Analyse der gesamten Interviews abgeschlossen war, war der nächste Schritt die Erstellung einer Textdatei für jede Kategorie, in der die Textpassagen aller Interviews aufgelistet sind, die der jeweiligen Kategorie zugeteilt wurden. Somit waren die Textstellen aller Interviews, die einem Thema zugeordnet wurden, auf einen Blick in dieser erstellten Zusammenfassung ersichtlich. Es erfolgte eine erneute Überprüfung dieser Auflistung in Hinblick auf die richtige Zuordnung der Textstellen zu den entsprechenden Kategorien und zwar durch einen Vergleich der Passagen miteinander und in Hinblick auf die Kodierregeln. Mit diesem Schritt sollte die semantische Gültigkeit der Inhaltsanalyse überprüft werden, die laut Mayring (2010: 119) durch einen „Vergleich der Textstellen mit dem Konstrukt [und der] Überprüfung der Homogenität der Textstellen“ erzielt wird.

Daran anschließend kam es zu einer Feinanalyse der Textpassagen der einzelnen Kategorien bzw. der thematischen Bereiche. Für die detaillierten Interpretationen wurde bestimmten, von Flick vorgeschlagenen Leitfragen, die er wiederum von Strauss' Kodierparadigma abgeleitet hat, nachgegangen: „*Bedingungen*: Warum? Was führte zu der Situation? Hintergrund? Verlauf? *Interaktion zwischen den Handelnden*: Wer handelte? Was geschah? *Strategien und Taktiken*: Welche Umgangsweisen? Z.B. Vermeiden, Anpassen,... *Konsequenzen*: Was veränderte sich? Folgen, Resultate?“ (Flick 2006: 275) Während dieses Prozesses wurde zudem gezielt nach Alternativdeutungen gesucht, um die Interpretationen, im Sinne der „Argumentativen Interpretationsabsicherung“ (Mayring 2002: 145), einer Prüfung zu unterziehen. Bei der im nächsten Kapitel folgenden Diskussion der Ergebnisse werden die Interpretationen zudem argumentativ begründet, indem sie mit Zitaten aus den Interviews und einschlägiger Literatur untermauert werden.

Danach wurde versucht, das Material anhand sogenannter 'Typenbildungen' zu klassifizieren, indem die Untersuchungspersonen in Gruppen eingeteilt werden. Aufgrund der geringen Fallzahl war dies jedoch nur begrenzt möglich. Außerdem ist das Ziel dieser Studie nicht die Einteilung der Kunden in bestimmte Gruppen, sondern die Herausarbeitung grundlegender Faktoren, die den Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum begründlich machen. Eine Typenbildung fand daher nur in Hinblick auf die Gründe der Anmietung statt, angelehnt an die Kundenstrukturtafel (siehe Tabelle 2).

**Abbildung 19: Ablaufmodell der Auswertung der problemzentrierten Interviews**



Grafik: Eigene Darstellung

Im nächsten Kapitel werden die Ergebnisse themenorientiert erörtert und aufgearbeitet. Zitierte Passagen aus den Interviews, werden mit Anführungszeichen und *kursiver Schrift* angeführt um deutlich zu machen, was Aussagen der Interviewten und was Interpretationen der Forscherin sind.

## 5. ERGEBNISSE

---

In diesem Teil der Arbeit werden als Erstes die 16 Befragten kurz beschrieben. Danach folgt die Analyse der Bewertungen der Befragten hinsichtlich der Dienstleistung Selfstorage – welche Vorteile aus der Möglichkeit, einen zusätzlichen Lagerraum anzumieten, gezogen werden und welche ‘Gefahren’ ihnen zufolge daraus resultieren können. Auch auf die Veränderung des Bedarfs nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum bei den Befragten dieser Stichprobe wird eingegangen.

In weiterer Folge werden die Ergebnisse der Feinanalyse der thematischen Bereiche des Kategorienschemas diskutiert. Die Gliederung knüpft dabei an die drei Trends, die in Hinblick auf die in Kapitel 3 erörterte These der Pluralisierung der Lebensstile formuliert wurden, an. Zuerst wird die Annahme der Vielfalt neuer Familien- und Haushaltsformen aufgegriffen und dementsprechend die Themenbereiche des Wohnens und der Wohnbedürfnisse untersucht. Mittelpunkt der Ergebnisdarstellung stellt dabei die Diskussion der anhand der Erzählungen der Interviewten herausgefilterten Bedeutungsdimensionen einer Wohnung dar. Diese Bedeutungsdimensionen stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum, wie später detaillierter begründet wird. Daran anschließend wird auf die Thematik der Zunahme von Mobilität eingegangen und die Einstellungen der Befragten hinsichtlich residentieller Mobilität analysiert. Hier wird verdeutlicht, dass diese Einstellungen einen wesentlichen Einfluss auf die Entscheidung, einen Lagerraum anzumieten, haben. Schließlich wird die These der Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung aufgegriffen, und infolgedessen die Bedeutung persönlicher Besitztümer und der Aspekt, dass die Befragten immer wieder erwähnen, sich von bestimmten Dingen nicht zu trennen „können“, untersucht. Dieses Unvermögen und die große Bedeutung des Konsums, wie sie im theoretischen Kapitel dieser Arbeit erörtert wurde, können einen Anstieg der Fülle persönlicher Habseligkeiten zur Folge haben und somit einen wachsenden Bedarf nach Stau- und Lagerraummöglichkeiten nach sich ziehen. Danach soll ein Vorschlag zu einer Typisierung der Kunden erarbeitet und mit dem im theoretischen Kapitel der Diplomarbeit erläuterten Dreieck zur dynamischen Wechselwirkung der drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte verknüpft werden. Zum Schluss werden die Ergebnisse der Interviewauswertung den beiden Thesen gegenübergestellt und diskutiert, inwieweit sich die Thesen bestätigt haben.

Anhand der sechzehn Interviews können selbstverständlich keine verallgemeinerbaren Aussagen hinsichtlich der Mieter bzw. Nutzer eines zusätzlichen Lagerraumes getroffen werden, geschweige denn, aufgrund der selektiven Auswahl der Befragten, über die Gesamtbevölkerung. Befragt wurden sechzehn Personen, die entweder ehemalige Kunden bei ‘My Place’ Selfstorage (n=2) sind oder zum Befragungszeitraum einen oder mehrere Lagerräume bei diesem Unternehmen angemietet haben (n=14).

Interviewt wurden 8 Frauen und 8 Männern zwischen 24 und 73 Jahren. Auch sind keine Rückschlüsse in Bezug auf eine Alters- oder Geschlechtsverteilung der Kunden insgesamt zulässig, da die meisten Mieter die Lagerraumfläche nicht für sich alleine beanspruchen, sondern die Fläche oft vom gesamten Haushalt oder auch über mehrere Haushalte hinweg genutzt wird.

Dennoch können anhand der Interviews unterschiedliche und vielfältige Aspekte und Hintergründe herausgefiltert werden, die den Bedarf nach persönlich nutzbarer Wohn- und/oder Lagerraumfläche beeinflussen. Anhand dessen ist erkennbar, wie komplex die Beweggründe, einen Lagerraum anzumieten, sind.

## 5.1 Kurzbeschreibung der Befragten

*Interview 1:* weiblich, 27 Jahre alt;

Den Lagerraum mietete sie nur für die Dauer ihres Auslandssemester an. Einerseits wollte sie dadurch in ihrer Wohnung, die sie während dieser Zeit untervermietete, für den Untermieter Platz schaffen. Andererseits wollte sie persönliche Gegenstände, wie z.B. ihre Tagebücher oder eine spezielle Matratze, für die sie länger gespart hatte, vor dem Untermieter verbergen und unzugänglich machen. Sie konnte diese Dinge daher nicht in der Wohnung lassen und lagerte sie aus.

Für die Befragte ist es sehr wichtig, mobil sein zu können. Sie war schon oft im Ausland, hat ein Auslandssemester gemacht, reist sehr gerne. Sie würde ihre persönlichen Besitztümer gerne so weit reduzieren, dass alles, was ihr wichtig ist, in einem Koffer Platz hat und sie somit jederzeit umziehen oder sich besser mobilisieren könnte. Mobilität hängt für sie sehr stark mit dem Ausmaß an Besitztümer zusammen. Sie bezeichnet ihren eigenen Lebensstil als „*modernes Nomadentum*“. Durch die Geburt ihres Sohnes hat sich ihre mobile Lebensweise jedoch eingeschränkt, sie pendelt aber noch öfter im Monat zwischen Wien, wo sie studiert und Vorarlberg, wo sie Teilzeit arbeitet und ihr Partner, der auch Vater ihres Sohnes ist, wohnt.

*Interview 2:* männlich, 54 Jahre alt;

Befragter zwei wohnte zum Zeitpunkt der Anmietung in einer 30 Quadratmeter großen Wohnung. Das dazugehörige Kellerabteil war ihm zufolge, wegen der Feuchte und des Ungeziefers, unbenutzbar. Für ihn war der Lagerraum anfänglich nur als kurzfristiges Zwischenlager gedacht, als er Küchenmöbel geschenkt bekam. Da er sie zum Zeitpunkt des Erhalts nicht benötigte, lagerte er sie in einem zusätzlichen Lagerraum ein, bis er für sie Verwendung finden würde.

Inzwischen hat sich seine Wohnsituation verändert – er hat seine Wohnung verloren und wohnt nun in einem laut ihm winzigen Zimmer von nur sechs Quadratmetern in einem Heim für Wohnungslose. Dort hat er nur sehr wenig Platz für seine persönlichen Sachen. Aufgrund dessen hat er zusätzlich zum ersten noch weitere Abteile angemietet, um all seine Sachen unterbringen zu können. Er bezeichnet sich selbst als „*Sammler*“ und kann sich, wie er sagt, nur sehr schwer von Dingen trennen. Für ihn würde es einer Katastrophe gleichkommen, wenn er seine Sachen in den Lagerräumen verlieren würde, da seine Besitztümer ihm zufolge vor allem Erinnerungsstücke sind. Die Lagerräume haben für ihn eine sehr große Bedeutung, da sie es ihm ermöglichen, seine Habseligkeiten zu behalten. Alternativen habe er

dazu keine, was unter anderem daraus resultiert, dass er seine momentanen Lebensumstände – seine Wohnungslosigkeit – vor Freunden, Bekannten und Verwandten geheim hält. Die Lagerräume ermöglichen ihm in gewisser Weise, durch das ‘Verstecken’ seiner Besitztümer, dieses Geheimnis zu bewahren. Er erzählt, dass er sich seine Abteile „beinah schon wohnlich eingerichtet“ hat und er sehr oft hingeht, um unter anderem Sachen auszutauschen. Auch wenn er, was er sobald wie möglich erreichen möchte, eine Wohnung für sich gefunden hat, meint er, dass er mindestens ein Abteil weiterhin brauchen und somit behalten wird.

*Interview 3: männlich, 63 Jahre alt;*

Dieser Mann hat in seinem Lagerraum ausschließlich Gegenstände eingelagert, die er für die Ausübung seines Hobbies benötigt – er ist seit seiner Kindheit leidenschaftlicher Modelleisenbahnfan und -sammler. Seit er in Pension ist, kann er sich ganz seinem Hobby widmen, das seine Ehefrau mit ihm teilt. Er sagt, dass er und seine Frau die Hobby-Objekte schon zu Hause unterbringen könnten, aber nicht mehr so „*wie wir wollen*“. Für ihn war es eine Notwendigkeit, in der Wohnung Platz zu schaffen, indem er Dinge auslagert – „*das wollte ich nicht nur, das geht nicht anders*“. Mit dem zusätzlichen Platz im Lagerraum konnte er eine Steigerung der Wohn- und damit Lebensqualität erreichen, da er dadurch mehr Platz in der Wohnung hat (beengende Räume sind für ihn unangenehm) und sein Hobby weiter ohne Einschränkungen ausüben kann.

Der Platz in der Wohnung sowie der zugehörige Keller sind schon voll ausgenutzt, andere Alternativen haben er und seine Frau nicht. Da es für ihn sehr wichtig ist, keine Schulden zu machen, haben er und seine Frau zuerst genau überlegt, ob sie sich einen Lagerraum leisten können, bevor sie sich dafür entschieden haben. Verkaufen oder hergeben möchte er die eingelagerten Gegenstände nicht, solange er gesundheitlich in der Lage ist, sein Hobby auszuüben. Daher ist die Anmietung des Lagerraumes für langfristig geplant. Ein Umzug kommt für ihn nicht in Frage, da es, aufgrund der vielen kleinen Dinge, die er besitzt, zu kompliziert ist und eine größere Wohnung zu teuer sei.

*Interview 4: weiblich, Anfang 40;*

Ursprünglich hat diese Befragte den Lagerraum angemietet, als sie ihre selbstständige Beschäftigung als Physiotherapeutin und damit ihr „*Institut*“, wie sie es nennt, infolge ihrer Schwangerschaft aufgab. Sie wollte sich ganz ihrem Kind widmen und brauchte Platz für das gesamte Inventar ihres Institutes.<sup>75</sup> Anfangs war der Lagerraum als kurzfristige Übergangslösung geplant gewesen, wo vor allem Möbel und Dinge, die für die weitere Ausübung ihres Berufes notwendig sind, Platz finden sollten, bis sie sie anderweitig benötigt oder ihren Beruf wieder aufnimmt. Inzwischen hat sie aber auch viele Dinge aus ihrem Privathaushalt eingelagert und dafür zusätzliche Lagerabteile angemietet. Kürzlich hat sie den Vorschlag eines Angestellten bei ‘My Place’ angenommen, ihre vier kleineren Abteile gegen ein Größeres zu tauschen. Obwohl sie dem für sie anstrengenden Umziehen in das größere Abteil nicht sehr freudig entgegensieht, wird sie es auf sich nehmen, da sie dadurch mehr Platz zur Verfügung hat und das zu einem geringeren Mietpreis.

---

<sup>75</sup> Diese Befragte ist nicht dem Kundensegment ‘Business’ zuzuordnen, da die Aufgabe ihres ‘Institutes’ keine berufliche, sondern eine private Entscheidung war. Auch gehören die eingelagerten Gegenstände ihr persönlich und nicht einer Firma.

Sie möchte den Lagerraum so lange wie möglich behalten, da sie in ihrer Wohnsituation zu wenig Platz für all ihre Besitztümer hat. Viele der eingelagerten Gegenstände sind Erbstücke von ihren Eltern oder Großeltern, von denen sie sich nicht trennen „kann“ oder Kindersachen von ihr selbst oder ihrem Sohn. Sie wohnt gemeinsam mit ihrem Sohn in einer 50 m<sup>2</sup> großen Gemeindebauwohnung und wünscht sich ein zusätzliches Zimmer, da die Wohnung zu klein sei. Umziehen möchte sie aber nicht, da sie von ihrem Balkon im 6. Stock auf „ganz Wien“ sehen kann – diesen Vorteil möchte sie unter keinen Umständen aufgeben. Ein Umzug in eine größere Wohnung würde für sie nur innerhalb des Wohnhauses in Frage kommen und zwar nur in der gleichen Etage oder in ein höheres Stockwerk.

*Interview 5:* weiblich, 47 Jahre alt;

Bei der Geburt ihres Kindes entschied sich die fünfte Befragte gemeinsam mit ihrem Mann gegen einen Umzug in eine größere Wohnung, aufgrund des sozialen Umfeldes und weil ihrer Meinung nach ein Umzug viel teurer gekommen wäre und nur negative Veränderungen mit sich gebracht hätte. Daher versuchten sie sich innerhalb der Wohnung an die Situation anzupassen, indem sie das Arbeitszimmer mit dazugehöriger Bibliothek ausräumten, um stattdessen ein Kinderzimmer einzurichten. Viele Dinge hatten dann keinen Platz mehr und wurden in einen Lagerraum ausgelagert. Die Befragte erzählte auch, dass ihr Mann damals eine Firma gründete, wodurch zusätzlich viele Gegenstände Platz brauchten. Anfangs wollten sie die Dinge nur „zwischenlagern“, jedoch ist die angenommene kurzfristige Dauer nun zu einer Dauerlösung geworden. Der Lagerraum gehört für sie zur Wohnsituation dazu und sie sagt, dass sie es sich ohne Lagerraum gar nicht mehr vorstellen kann.

Inzwischen lebt sie von ihrem Ehemann getrennt und mietet zwischen 2 und 3 Lagerräumen an, die sie mit ihrer Tochter gemeinsam nutzt. Der dritte Lagerraum ist nur vorübergehend gedacht, bis sie und ihre Tochter ausgemistet haben und die Gegenstände reduzieren konnten. Eingelagert hat sie viele Erinnerungsstücke, aber auch Sammlungen und Erbstücke, von denen sie sich nicht trennen „kann“. Sie meint, dass über diese Dinge dann einmal ihre Nachfahren entscheiden müssen.

Als ihre eigene Großmutter starb, fiel es ihr und ihrer Mutter bei der Wohnungsräumung sehr schwer zu entscheiden, welche Dinge sie behalten wollten und welche sie weggeben würden, da der Schmerz unmittelbar nach ihrem Tod zu groß war. Daher waren sie zu dem Zeitpunkt sehr froh darüber, diese Dinge in den Lagerraum geben zu können und erst später darüber entscheiden zu müssen, wie sie mit den Dingen verfahren.

*Interview 6:* männlich, ca. 50 Jahre alt;

Dieser Befragte wohnt gemeinsam mit seiner Frau und einem Sohn in einer Genossenschaftswohnung. Er erzählt, dass das Platzproblem in Bezug auf die Wohnsituation „schon jahrelang ein Thema“ sei. Da dieses Problem aber nur „lästig“ und keine „existenzielle Einschränkung“ war, haben sie erst vor kurzem eine Lösung dieses Platzproblems in Angriff genommen und einen Lagerraum angemietet. Nach einer Lösung wurde jedoch nicht aktiv gesucht. Von der Möglichkeit einen Lagerraum anzumieten, erfuhren sie zufällig durch eine Postwurfsendung. Im Zusammenhang mit dem Platzmangel betont der Befragte, dass er nicht die Personen in der Wohnung betrifft, sondern nur die Dinge. Aufgrund dessen kam für ihn und seine Frau kein Umzug in eine größere Wohnung in Frage.

Für ihn ist die Anmietung vorerst eine kurzfristige Lösung und er hat den Lagerraum daher nur für ein Jahr angemietet, danach wird er sich entscheiden, wie er weiter vorgeht. Eingelagert hat er ausschließlich Bücher, für die in der Wohnung kein Platz mehr vorhanden ist. Auch für zusätzliche Regale ist ihm zufolge kein Platz mehr. Er habe schon aussortiert, möchte die übrig gebliebenen Bücher aber nicht hergeben. Für ihn bedeuten Bücher Erholung und Freizeit und sind zudem einerseits „*Dekorationsobjekte*“, andererseits sagen sie ihm zufolge auch etwas über ihren Besitzer aus. Er erzählt, dass er dazu neigt, „*wenn ich irgendwo eingeladen bin, im Bücherregal herumzustirln*“.<sup>76</sup>

Der zur Wohnung gehörende Keller wird ihm zufolge für „*größere Sachen*“ wie Sportgeräte etc. genutzt und bietet somit keinen Platz für die Bücher. Ein Umzug kommt für ihn nicht in Frage, da einen Lagerraum zu mieten seiner Meinung nach „*billiger und preiswerter*“ ist, als sich „*nur wegen der Bücher eine größere Wohnung zu nehmen*“. Ein Umzug würde für ihn keine Verbesserung seiner Lage bedeuten – er zählt Vorteile seiner jetzigen Wohnsituation auf, die er dann eventuell aufgeben müsste. Wie beispielsweise den Parkgaragenplatz. Er meint, wenn er und seine Frau wieder nach einem Parkplatz suchen müssten – „*ich glaub, da würden wir uns nicht mehr leicht daran gewöhnen*“. Außerdem sind er und seine Frau dort, wo sie wohnen, bereits aufgewachsen und wollen dort nicht weg.

*Interview 7: weiblich, 50 Jahre alt;*

Die Befragte ist gemeinsam mit ihrem Mann in eine kleinere Wohnung umgezogen, da sie glaubten, nicht mehr so viel Platz zu brauchen. Die größere Wohnung, in die sie und ihr Mann sehr viel investiert haben, überließen sie dem Sohn mit Familie. Jedoch hat sich herausgestellt, dass die neue Wohnung doch zu klein ist, und zwar hinsichtlich des Bedarfs nach Stauraum für Kleidungsstücke. Um ihr Platzproblem zu lösen haben sie und ihr Mann anfangs ein zusätzliches Kellerabteil in einem anderen Bezirk gemietet. Dieses Abteil war aber feucht und sie mussten alle eingelagerten Kleidungsstücke wegwerfen, da sie nach einer gewissen Zeit des Einlagerns modrig gerochen haben. Aufgrund dessen haben sie nun ein Lagerabteil bei ‘My Place‘ angemietet – dort kann es ihrer Meinung nach nicht passieren, dass ihre Gegenstände kaputt gehen.

Ausgelagert haben sie und ihr Mann hauptsächlich Kleidungsstücke und Taschen, „*weil man kauft sich eigentlich doch immer Gewand und man gibt kaum etwas her. Man trennt sich sehr selten*.“ Sie bezeichnet sich selbst als „*Taschenfetischistin*“ und besitzt eine ansehnliche Anzahl an Taschen, Schals, etc. Sie trennt sich vor allem nicht gern von ihren Taschen, da sie für sie auch Erinnerungen darstellen, beispielsweise an einen Urlaub, in dem sie die jeweilige Tasche erstanden hat. Auch waren einige der Taschen Geschenke, die sie daher nicht hergeben „*kann*“. Es befinden sich auch andere Geschenke, wie ein Pelzmantel, den sie von ihrer Mutter geschenkt bekommen hat, in dem Lagerraum. Sie trägt ihn zwar nicht, möchte ihn wegen des materiellen Wertes des Mantels jedoch nicht hergeben. Ein Umzug in eine andere Wohnung, die womöglich besser zu den Bedürfnisse von ihr und ihrem Mann passen würde, kommt für sie nicht (mehr) in Frage, da sie erst umgezogen ist und für sie eine Umzugssituation mit einer großen Belastung verbunden ist, die sie möglichst vermeiden möchte.

---

<sup>76</sup> Herumstirln bedeutet, dass er sich gerne die Buchrücken anschaut, Bücher aus dem Regal herausnimmt und durchblättert.

*Interview 8:* weiblich, Ende 20;

Die eigentliche Mieterin des Lagerraums ist die Mutter der Befragten, die den Lagerraum angemietet hat, damit ihre drei Töchter ihre Sachen dort unterstellen können, die bis zum Zeitpunkt der Anmietung noch in der elterlichen Wohnung bzw. Keller und Garage untergebracht waren. Die Mutter der Befragten wollte die Dinge ihrer Töchter einerseits deswegen aus der Wohnung haben, um die Kinderzimmer anderweitig nutzen zu können und endgültig Ordnung zu schaffen, andererseits weil sie nicht mehr wollte, dass ihre Töchter immer wieder vorbei kamen um Sachen zu holen oder zu bringen. Laut der Befragten wollte ihre Mutter, „*dass wir sozusagen ganz draußen sind aus dem Haus*“.

Die Befragte bezeichnet sich als „*Mit-Benützerin*“ des Lagerraumes, da nur ein paar Kartons von ihr im Lagerraum stehen. Der Großteil wird von ihren beiden Schwestern genutzt. Diese Kartons hat sie bei ihrem vorletzten Umzug ins Lagerabteil hineingestellt, da sie damals in ein kleines WG-Zimmer gezogen ist und dort keinen Platz für die Gegenstände hatte. Inzwischen wohnt sie alleine in einer Wohnung, wo sie ausreichend Platz für diese Dinge hätte. Jedoch meint sie, dass sie bisher zu „*faul*“ gewesen sei, zum Storage hinzufahren und sie abzuholen. Außerdem wisse sie gar nicht mehr, was genau in den Kartons überhaupt drinnen sei. Als sie die Dinge eingepackt habe, meinte sie noch, dass sie wichtig seien, so „*Erinnerungssachen*“, die sie nicht weggeben wollte. Inzwischen bezweifelt sie, dass da wirklich für sie wichtige Sachen drinnen sind, weil sie sie ja so lange Zeit nicht gebraucht oder vermisst hat. Sie hat aber vor, bald hinzufahren und zu schauen, was genau in den Kartons drinnen ist.

Da sie, wie sie sagt, schon sehr oft umgezogen ist, findet sie es sehr praktisch, einen Lagerraum zu haben, in den man Sachen stellen kann, für die man aktuell keinen Platz hat oder damit man sie nicht hin- und herschleppen muss. Dennoch sieht sie die Dienstleistung sehr kritisch, da es für sie wichtiger ist, dass man seine Sachen durchschaut und das, was man nicht mehr braucht, ausmistet, bevor man sich einen Lagerraum anmietet. Sie würde Personen, die in der Situation sind, dass sie zu wenig Platz für ihre Sachen haben, diese Dienstleistung auch nicht empfehlen, sondern vielmehr, dass sie ihre Habseligkeiten reduzieren sollen. Einen Lagerraum würde sie selber aber als Zwischenlager anmieten, wenn sie aufgrund ihrer Arbeit ins Ausland gehen würde. Dort würde sie dann die meisten ihrer Möbel einlagern, die ihr wichtig sind, und die sie daher nicht hergeben möchte.

*Interview 9:* weiblich, 52 Jahre alt;

Aufgrund des Todes ihrer Mutter musste diese Befragte deren Wohnung auflösen und hat im Zuge dessen einen Lagerraum als kurzfristige Übergangslösung angemietet. Dort hat sie ausschließlich Dinge ihrer verstorbenen Mutter eingelagert, die sie selber nicht behalten und deswegen auf einem Flohmarkt verkaufen möchte. Objekte, die für sie mit einem persönlichen, emotionalen Wert verbunden sind, hat sie bereits zu sich nach Hause genommen. Die Dinge, die nun im Lagerraum sind, haben für sie nur einen rein finanziellen Wert, deswegen möchte sie sie auf einem Flohmarkt verkaufen und nicht wegwerfen. Außerdem ist sie schon gespannt auf das Erlebnis, selber Verkäuferin auf einem Flohmarkt zu sein. Als Alternative zu dem Lagerraum hätte die Befragte die besagten Dinge auch in ihrem Feriengartenhaus oder ihrer eigenen Wohnung unterbringen können. Platz genug hätten sie ihr zufolge dort gehabt. Jedoch wäre dies für sie mit viel mehr körperlicher Arbeit verbunden gewesen, als die Einlagerung in den Lagerraum bei 'My Place'. Sie hebt hervor, dass es so für sie viel praktischer,

angenehmer und mit weniger Aufwand verbunden war, da man bequem hinfahren, alles auf einmal aus- und einladen, sowie alles auf den zur Verfügung stehenden Wagen transportieren kann, ohne die Dinge viel tragen zu müssen. Ausschlaggebend für die Anmietung des Lagerraumes waren für sie also der geringere Aufwand und dass damit weniger physische Kraftanstrengung verbunden war. Sie meint außerdem, dass sie den Lagerraum unheimlich praktisch findet und ihn für den persönlichen Bedarf behalten würde, wenn er nicht so teuer wäre – würde es nur die Hälfte kosten „würde ich das behalten“.

*Interview 10:* männlich, 73 Jahre alt;

Dieser Befragte ist leidenschaftlicher Hobby-Musiker. Man kann ihn für Hochzeiten, Geburtstage und andere Feiern buchen, wo er dann selber singt und spielt. In seinem Lagerraum lagert er hauptsächlich Dinge ein, die er für seine Auftritte braucht – Instrumente, Mikrophone, Notenständer, Boxen, Kabel,... Einen Lagerraum angemietet hat er aus mehreren Gründe. In erster Linie muss er dadurch nicht mehr die schweren Gegenstände in die Wohnung hinauf und wieder hinunter tragen. Das ist für ihn ein sehr großer Vorteil, vor allem wenn er nach einem Auftritt erst spät in der Nacht nach Hause kommt. Auch in seinem Auto möchte er die Gegenstände dann nicht lassen, da er sie dort nicht in Sicherheit weiß. Weil es eben manchmal spät wird, hat er ein Abteil gemietet, zu dem er 24 Stunden lang Zugang hat. Wenn er in der Nacht herkommt, wartet er immer zuerst, bis das Tor hinter ihm ganz geschlossen ist, bevor er seine Instrumente auslädt. Er hätte auch einen Keller, in dem er seine Musikutensilien unterbringen könnte. Er bezeichnet diesen allerdings als unsicher – man habe bei seinem Keller unlängst eingebrochen und „alles“ gestohlen. Außerdem müsste er die Dinge dann wieder mehr tragen. Auch seine Frau ist froh, dass er sich ein Abteil angemietet hat, da jetzt mehr Platz in der Wohnung ist. Umziehen möchte er nicht, da er sehr zufrieden mit seiner Wohnung ist und sehr viel Zeit und Geld in die Wohnung investiert hat. Beim Einzug habe er selber viel umgebaut und renoviert, wie z.B. den Boden erneuert, Kästen eingebaut, etc.

*Interview 11:* männlich, 68 Jahre alt;

Dieser Befragte erzählt davon, dass der Bedarf nach einem Lagerraum schon länger vorhanden ist. Jedoch gab es bis zur tatsächlichen Anmietung kein entsprechendes Angebot nicht in der Nähe seiner Wohnung. Er hat, wie er sagt, also schon darauf gewartet, bis ein Standort von ‘My Place’ in seiner Nähe eröffnet und war dann einer der ersten Kunden, die sich dort eingemietet haben. Davor haben er und seine Frau eine kleine Wohnung im selben Haus, in dem sie wohnen, angemietet, um die Dinge, die jetzt im Lagerraum sind, unterzubringen. Jedoch war diese Lösung ihm zufolge zu teuer und die Fläche der Wohnung schlecht ausgenutzt, da nur da und dort was gestanden sei. Die Anmietung des Lagerraumes ist billiger und er schätzt es sehr, dass er dessen Größe individuell an seine Bedürfnisse anpassen kann. Im Lagerraum hat er Bastelsachen, Werkzeug, Möbel und Sportgeräte (Ski, Fahrräder,...) untergebracht. Der eigene Keller ist für ihn keine Alternative, da er feucht ist und viele Dinge durch die Lagerung darin kaputt gegangen seien. Die eingelagerten Dinge sind funktionale Gegenstände, die er immer wieder braucht, z.B. um etwas zu reparieren.

Ein Umzug aufgrund des Mangels an Stau- und Lagerraummöglichkeiten in der jetzigen Wohnung, kommt für ihn nicht in Frage, da seiner Meinung nach die Miete für seine jetzige Wohnung plus der des

Lagerraumes, günstiger ist, als eine größere Wohnung anzumieten. Zudem bezweifelt er, dass es in Wohnungen so kleine Räume gibt, die seinem Bedarf eines Abstellraumes entsprechen würden. Umziehen möchte er auch deswegen nicht, weil er sehr zufrieden mit seiner Wohnung ist und auch schon sehr viel Geld und Zeit investiert hat, um sie den Bedürfnissen seiner Familie anzupassen. Er berichtet, dass er und seine Frau vor dem Einzug in die Wohnung viel selbst renoviert haben und mit Renovierungstätigkeiten etc. die Wohnung von Kategorie B auf A heben konnten.

*Interview 12:* männlich, 39 Jahre alt;

Dieser Befragte hat einen Lagerraum infolge des Umbaus des Einfamilienhauses angemietet, in dem er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern lebt. Zuerst waren er und seine Frau sich wegen der Kosten, die dadurch auf sie zukamen, unschlüssig. Sein Schwiegervater hat zur gleichen Zeit jedoch auch ein neues Lager für sein Geschäft gesucht und sie haben sich gemeinsam ein relativ großes Abteil angemietet. So war der Preis dann „vertretbar“, wie er sagt.

Alles, was sie nicht für den täglichen Gebrauch benötigen, haben sie ins Lager gegeben. Einerseits, weil durch den Umbau kein bzw. weniger Wohnraum zur Verfügung stand. Andererseits um für die Umbauarbeiten genügend Platz zu schaffen – damit nichts im Weg herum steht und beispielsweise in der Garage Werkzeug, Baumaterialien usw. untergebracht werden können, anstatt der Dinge, die nun im Lagerraum Platz gefunden haben. Der Befragte erzählt davon, dass es insbesondere den Kindern schwer gefallen sei, zu entscheiden, was sie notwendig brauchen und was nicht, da sie ihre Spielsachen alle bei sich behalten wollten.

Geplant war der Lagerraum als kurzfristige Zwischenlösung, bis der Umbau und das Einrichten des Hauses abgeschlossen sind. Jedoch hat die Familie den Lagerraum schon länger angemietet, als anfangs geplant. Einerseits aufgrund von Verzögerungen der Bauarbeiten und andererseits, weil er ihrer Meinung nach so praktisch ist und die Kartons im Lagerraum niemanden stören. Im Haus würden sie dem Befragten zufolge nur im Weg sein. Sie nehmen die Dinge im Lagerraum erst nach und nach wieder ins Haus – sobald sie ein Zimmer mit Möbeln ausgestattet haben, holen sie die dazugehörigen Sachen.

*Interview 13:* weiblich, Mitte 20;

Diese Befragte ist die Schwester von Befragter 8 und stand somit vor der gleichen Situation, nichts mehr bei ihren Eltern einlagern zu dürfen. Wenn ihre Mutter keinen Lagerraum für ihre Töchter angemietet hätte, wäre sie aber vor einem größeren Problem als ihre Schwester gestanden, da sie um einiges mehr eingelagert hat, als ihre Schwester. Und in ihrer damaligen Wohnsituation hätte sie dafür keinen Platz gehabt, da sie zu dem Zeitpunkt in einer Wohngemeinschaft wohnte und nur ein kleines Zimmer zur Verfügung hatte. Der dazugehörige Keller war unbrauchbar. Für sie ist der Lagerraum nicht nur die Lösung ihres Problems, wohin sie ihre Sachen gibt, sondern er trägt ihrer Meinung nach auch positiv zur Situation zwischen ihrer Mutter und ihren Schwestern bei. Es gibt ihr zufolge nun weniger Streitigkeiten.

Eingelagert hat sie Dinge, die sie „*ihr Leben lang aufheben*“ möchte. Hierzu zählen vor allem Dinge aus ihren Ausbildungsjahren als Grafikerin und Designerin (Bilder, Kleider, etc.), die Teil ihrer Ausbildung

und ihres Lebenslaufs sind und für sie ein „Aushängeschild“ darstellen, das vor allem bei Bewerbungen eine wichtige Rolle spielt. Auch wenn sie jetzt etwas komplett anderes studiert, ist das für sie ein zweites Standbein, das sie sich aufrechterhalten möchte. Aus ihrer Wohnung möchte sie nicht ausziehen, da für sie alles perfekt ist (außer der Lagerraumkapazität). Sie genießt es sehr, alleine zu wohnen, da sie sich ihr zufolge dort verwirklichen und die Wohnung so gestalten kann, wie sie es möchte. Das war in den Wohngemeinschaften, in denen sie davor gelebt hatte, nicht oder nur wenig möglich. Dort habe sie sich dann auch nicht Zuhause gefühlt, weil es „total chaotisch“ war. Für sie war dieser Zustand „schrecklich“. Nun hat sie sich aber „ihr Plätzchen“ eingerichtet und zieht sich gerne darin zurück, um sich zu erholen, lädt aber auch sehr gerne Freunde ein.

Ein Mangel an Stau- und Lagerraummöglichkeiten, gemessen am individuellen Bedarf, ist für sie kein Grund umzuziehen. Außerdem berichtet sie davon, dass auch bei der Wohnungssuche für sie ein Lager- oder Kellerraum kein Kriterium darstellt, auf das sie besonders achtet.

*Interview 14: weiblich, Anfang 50;*

Bei dieser Frau war der Grund der Anmietung eines Lagerraumes nicht der Mangel an persönlich nutzbarem Platz, sondern die Trennung von ihrem Mann. Sie hat ohne das Wissen ihres Mannes, einen Lagerraum angemietet und all seine Habseligkeiten dort eingelagert. Erst nachdem alles dort war, hat sie ihn davon in Kenntnis gesetzt, dass er seine Sachen dort abholen könne. Grund dafür ist, dass er sie mehrmalig betrogen und hintergangen hatte und zum Zeitpunkt der Anmietung des Lagerraumes mit seiner Freundin in Urlaub war – das war für sie der ausschlaggebende Punkt, sich nun endgültig von ihm zu trennen. Ihr Mann sei schon fünfmal bei ihr wieder aus- und eingezogen, weil er sich nicht für sie oder seine Freundin entscheiden konnte. Aufgrund dessen war ein Teil seiner Habseligkeiten bereits in Kartons gepackt und in der Garage untergebracht gewesen. Nun wollte sie seine Sachen jedoch nicht mehr im Haus bzw. in der Garage haben, sondern „wirklich weg vom Haus“. Sie erzählt, dass sie sich durch das Wegbringen und Einlagern der persönlichen Sachen ihres Mannes weitgehend von ihm lösen konnte. Diese Entscheidung des Anmietens eines Lagerraumes und die Auslagerung seiner Besitztümer stehen für sie für das Ende der Beziehung.

Das Haus, in dem sie wohnt, gehört ihr und ihrem Mann zu gleichen Teilen. Sie hofft, dass sie es irgendwie schafft, es zu behalten. Für sie wäre es besonders schlimm, wenn sie dort ausziehen müsste, da sehr viele Erinnerungen daran geknüpft sind. Auch stellt das Haus für sie Sicherheit dar, dort kann sie sich zurückziehen, sich selber beruflich verwirklichen und zur Ruhe kommen, was für sie gerade im Moment sehr wichtig ist.

*Interview 15: männlich, Ende 30;*

Dieser Befragte wohnt gemeinsam mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in einem Einfamilienhaus. Der Keller des Hauses ist ihm zufolge unbenutzbar, da er feucht ist und zum Zeitpunkt der Befragung trocken gelegt wurde. Auch wenn die Renovierung fertig ist, meint der Befragte, dass sie trotzdem noch ein kleines Lagerabteil weiter anmieten wollen, da es für ihn eine „praktische Ergänzung zum Haus“ ist. Im Moment haben sie mehrere Abteile angemietet, er möchte dies jedoch reduzieren.

Das ‘zu wenig’ an Stau- und Lagermöglichkeiten innerhalb des Hauses ist auf das ‘zu viel’ an Dingen

zurückzuführen. Er berichtet, dass zwei „sehr große“ Haushalte zusammengeführt wurden – seiner und der seiner Frau. Dadurch gab es dann manche Sachen doppelt, von denen sie sich aber nicht trennen wollten. Der Befragte beschreibt ihre damalige Situation als Notfall: *„Hilfe, keine Luft, wir brauchen mehr Platz“*. Die Anmietung des Lagerraumes ist für ihn aber auch mit Annehmlichkeit verbunden: *„es kam einfach sehr gelegen dann“*. Zumindest ein kleines Abteil soll auch in Zukunft Dinge beherbergen, von denen er sich nicht trennen will, da sie mit Erinnerungen verbunden sind. Der zusätzliche Stauraum hängt für ihn mit der Möglichkeit, Entscheidungen aufzuschieben, zusammen. Er berichtet von Gegenständen, die für ihn persönlich sehr wichtig sind, die seiner Frau aber nicht gefallen und die sie nicht unbedingt im Haus haben möchte. Durch die Einlagerung im Lagerraum muss er sich nicht gleich damit befassen, was er mit den Objekten tut, sondern lagert sie ein – *„Gott sei Dank erst mal gut untergebracht“*.

Ein Umzug kommt für ihn nicht in Frage, da er ein Eigenheim mit seiner Frau besitzt, in das sie viel investiert haben und mit dem sie sehr zufrieden sind – es ist ihr Zuhause, in dem sie sich mit ihren beiden Kindern sehr wohl fühlen. Außerdem sind alle anderen Anforderungen, außer genügend Stau- und Lagerraummöglichkeiten, erfüllt. Dies alleine ist für sie kein Grund umzuziehen.

*Interview 16*: männlich, Ende 20;

Dieser Mann war infolge der Trennung von seiner Freundin gezwungen, die gemeinsame Wohnung so rasch wie möglich zu verlassen. Er erzählt, dass er gehofft hatte, ein bisschen mehr Zeit für den Auszug zu haben, die ihm seine Freundin jedoch nicht gegeben hat. Somit musste er sehr schnell seine Habseligkeiten aus der Wohnung schaffen. Da er diese Dienstleistung aus den USA, wo er ursprünglich herkommt, kennt, hat er sich einen Lagerraum angemietet.

Im Moment wohnt er in einer Jugendherberge, wo er sehr wenig Platz für seine Sachen hat, und die dort seiner Meinung nach nicht sicher sind. Er hat Angst, dass etwas gestohlen wird und hat fast alles im Lagerraum untergebracht – *„er ist sehr gut und sicher“*. Die meisten seiner Habseligkeiten haben ihm zufolge keinen großen finanziellen Wert. Sie sind für ihn jedoch persönlich sehr wichtig, daher ist es sehr wichtig für ihn, dass sie sicher aufgehoben sind. Er möchte so schnell wie möglich in eine eigene Wohnung ziehen.

Dass diese Dienstleistung in seiner Heimat, den USA, eine so große Nachfrage genießt, führt er darauf zurück: *„Wir sammeln unnötige Sachen sehr, sehr gerne in Amerika. (...) Ich weiß nur in Amerika, wir, wir konsumieren alles. Ja, das ist dort wirklich so – also mehr, mehr, mehr, mehr. Essen mehr, so kaufen mehr, mehr als nötig ist, mehr als eigentlich gesund ist.“*

Eine Alternative zur Anmietung des Lagerraumes hatte er nicht, da er noch nicht sehr lange in Wien lebt und nur sehr wenige Leute kennt. Scherzhaft meint er, dass seine Alternative gewesen wäre, die Sachen auf der Straße zu lassen.

## 5.2 Kritische Bewertung der Dienstleistung Selfstorage durch die Befragten

Das Unternehmen 'My Place' und dessen Art und Weise der Umsetzung der Dienstleistung Selfstorage werden durchgängig positiv bewertet, was nicht verwundern dürfte, da es sich ausschließlich um aktuelle oder ehemalige Kunden dieses Unternehmens handelt. Als positiv wird festgehalten, dass die Dienstleistung alles abdeckt, was man für das Auslagern von Objekten braucht – Umzugshilfen, guter, Barriere-freier Zugang, etc.; aber auch Erwähnungen hinsichtlich der Schaffung einer angenehmen Atmosphäre durch die Musik im Lift, die Süßigkeiten an der Rezeption, das auf Bewegung reagierende Licht, sowie die Sauberkeit und dass es ordentlich ist, finden sich im Kontext positiv bewerteter Parameter in den Interviews wieder. Wichtig für die Mieter eines Lagerraumes ist zudem der Sicherheitsaspekt – so werden vielfältige Faktoren als erfreulich herausgehoben, die die sichere und trockene Aufbewahrung der persönlichen Gegenstände gewährleisten, wie zum Beispiel die moderne Bauweise der Gebäude, die den Schutz vor Umwelteinflüssen (Insekten, Hitze, Kälte, Nässe,...) sicherstellen, der Schutz vor Diebstahl durch sicherheitstechnische Maßnahmen wie Eingangstore, Codes, Überwachungskameras, einen Wachdienst, etc. Auch Brandschutzvorkehrungen, sowie die Möglichkeit, eine Versicherung abzuschließen, werden genannt. Als weiterer positiver Aspekt im Zusammenhang mit dem Unternehmen taucht in den Interviews immer wieder das große Lob der Angestellten auf, die explizit als „*sehr freundlich*“, „*höflich*“, „*bemüht*“, „*total lieb*“, etc. gelobt werden. Es ist herauszulesen, dass es für die Befragten überaus bedeutsam ist, dass es eine gewisse Vertrauensbasis zum Unternehmen gibt, damit sie ihre persönlichen Objekte sicher aufgehoben wissen. Eben hier spielt der Bezug zu den Angestellten eine große Rolle – man fühlt sich durch den Einsatz der Angestellten umsorgt, verstanden und sicher aufgehoben und vertraut ihnen somit ohne Bedenken die Fürsorge für die persönlichen Besitztümer an.

Schilderungen negativer Aspekte in Hinblick auf das Unternehmen können in den Interviews nur wenig gefunden werden. Nur der hohe Preis der Lagerfläche taucht in den Interviews als Kritikpunkt immer wieder auf. Einer der Befragten erwähnt, dass die Öffnungszeiten manchmal lästig sind und er gerne ab und zu länger Zugang hätte. Teilweise wird bemängelt, dass es zu wenige Kontrollen dahingehend gibt, was tatsächlich eingelagert wird. Hinsichtlich dessen findet sich in den Interviews die Kritik wieder, dass die Anonymität zu hoch ist. Mitunter werden „*gefährliche*“ Dinge in anderen Lagerabteilen befürchtet. Jedoch sind andere Befragte wiederum der Meinung, dass sich auch die anderen Kunden wie sie an die Vorschriften halten. Kritik am Unternehmen 'My Place' selber wird nur von einer Befragten (I8), die sich nur als 'Mitbenützerin' sieht, geübt. Sie steht dem Unternehmen wegen des Brandfalles in der Wattgasse<sup>77</sup> skeptisch gegenüber. Für sie fällt durch dieses Ereignis der Sicherheitsaspekt weg, aufgrund dessen man ihrer Meinung nach einen Lagerraum bei diesem Unternehmen überhaupt anmietet, da man sonst eine weitaus günstigere Alternative wählen würde. Das Unternehmen hat ihrer Meinung nach durch diesen Brand seine Legitimation verloren, da es, wie dieser Vorfall für sie zeigt, die sichere Aufbewahrung persönlicher Güter nicht gewährleisten kann.

---

<sup>77</sup> Aufgrund eines technischen Defekts brannte es im Standort in der Wattgasse vor ein paar Jahren. Die Befragte kennt eine der Mieterinnen, deren Abteil von dem Brand betroffen war und die dadurch all ihre Habseligkeiten, die sich im Lagerraum befanden, verloren hat.

Auch andere der Befragten waren direkt oder indirekt von dem Brandfall betroffen, wobei sich dieses Ereignis bei diesen Kunden nicht so negativ auf deren Einstellung zum Unternehmen auswirkte. Es wird zwar erwähnt, dass dies bei ihrem Entscheidungsprozess hinsichtlich der Anmietung eines Lagerraumes eingeflossen ist. Sie sind aber der Meinung, dass ein solcher Vorfall überall passieren kann, auch bei ihnen zu Hause und man vor solchen Unglücksfällen nirgends hundertprozentig sicher ist. Eine günstigere Alternative wurde von den Befragten deswegen nicht in Anspruch genommen, weil sie dort einen mangelhaften Schutz vor Umwelteinflüssen fürchten und ihre persönlichen Besitztümer nicht sicher untergebracht sehen.

Kritisch wird jedoch in den Interviews immer wieder die Dienstleistung an sich gesehen, also die Möglichkeit, einen Lagerraum anmieten zu können. Wegen dieser 'einfachen' Möglichkeit, sich zusätzlichen, persönlich nutzbaren Platz zu verschaffen, wird den Befragten zufolge von vielen Menschen nicht konsequent genug auf ein übermäßiges Anwachsen persönlicher Besitztümer reagiert, indem Dinge, die nicht mehr gebraucht werden, aussortiert, verkauft, verschenkt oder weggeworfen werden. Bei einem der Befragten hängt ein Wunsch, der während des Interviews an das Unternehmen 'My Place' formuliert wird, mit dieser kritischen Sichtweise zusammen. Er wünscht sich, dass „*Dauermieter*“ (I2) nach spätestens zwei Jahren ihr Abteil wechseln und in eine andere Etage umziehen müssen, damit sie „*draufkommen, dass man mit dem halben Volumen auch auskommt*“ (I2). Er äußert diesen Wunsch zwar mit einem Augenzwinkern und lacht, nachdem er den Vorschlag dargelegt hat, dennoch wird dadurch die als problematisch identifizierte Tendenz, alles zu behalten, thematisiert. Ein anderer Befragter vergleicht diese Problematik mit dem Verkehrsaufkommen: „*Je mehr Autobahnen man baut, umso mehr Verkehr*“ (I6) und meint damit, dass Menschen seiner Meinung nach tendenziell immer mehr Dinge ansammeln, wenn sie den verfügbaren Platz daran anpassen können bzw. die Möglichkeit haben, immer mehr Platz dafür anzumieten. Dieser Befragte spricht auch von den Gefahren des Sammels und sich nicht-trennen-Könnens: „*Es ist so in der modernen Zeit. Wenn man da nicht auf der Hut ist, man geht ja bald unter*“ (I6).

Das 'zu viel' bzw. Anwachsens der Anzahl an Objekten wird in dem Zusammenhang immer wieder als problematische Entwicklung bei 'Anderen' thematisiert und mit Begriffen wie 'Messies' assoziiert, oder dass Menschen sich in Schulden stürzen, um mehr Dinge kaufen zu können (I4). Für einen der Befragten, der ursprünglich aus den USA kommt, ist der Umgang mit Objekten insbesondere in seinem Heimatland problematisch: „*Wir sammeln unnötige Sachen sehr, sehr gerne in Amerika. (...) in Amerika, wir, wir konsumieren alles. Ja, das ist dort wirklich so – also mehr, mehr, mehr, mehr. Essen mehr, so kaufen mehr, mehr als nötig ist, mehr als eigentlich gesund ist.*“ Diese Tendenz wird jedoch nicht nur 'anderen' zugeschrieben, sondern teilweise auch sich selbst, weil sich „*halt so viel ansammelt*“ (I8). Dies wird aber gleichzeitig abgeflacht, indem es als allgemeingültiges Problem beschrieben wird – „*so geht es überhaupt vielen*“ (I8). In dem Zusammenhang findet sich immer wieder die Bezeichnung der Dinge als „*Glumpat*“ oder „*Krempel*“. Von einzelnen Objekten wird dabei nicht in einer so negativen Art und Weise gesprochen, die Masse bzw. Anzahl der Dinge erhält jedoch solche Benennungen. Befragte, die diese Problematik thematisieren, sprechen auch davon, dass sie selber immer wieder ihre Sachen durchsehen und sich dann von Dingen, die sie nicht mehr unbedingt brauchen, trennen – „*dass ausufernde Dinge wieder eingedämmt werden*“ (I9).

### 5.3 Anstieg des Lagerraumbedarfs hinsichtlich der Dauer und der Größe

Hinsichtlich der Dauer der Anmietung ist festzuhalten, dass die Befragten, die bei der Anmietung davon ausgingen, den Lagerraum nur für eine gewisse Zeit zu brauchen, ihn länger mieten bzw. mieteten, als sie es vorhatten. Teilweise wurde das Mietverhältnis nur um ein paar Wochen verlängert (I1, I12, I14), andere Befragte gehen davon aus, dass gewisse Umstände zu einer Verlängerung der Anmietung führen werden. In einem Fall, weil die Wohnungssuche sich schwieriger gestaltet als zuerst angenommen (I16), im anderen Fall wird bezweifelt, dass beim Flohmarkt alle Gegenstände auf einmal verkauft werden können (I9). Weitere Begründungen, warum der Lagerraum doch länger gemietet wurde oder wird, als ursprünglich geplant, reichen von der Änderung der Wohnsituation oder der Haushaltszusammensetzung über Verzögerungen bei der Renovierung des Hauses, bis zur eigenen Bequemlichkeit oder der Feststellung, dass die Gegenstände im Lagerraum niemanden stören, im Haus jedoch im Weg stehen würden. Auch dass Objekte dazugekommen sind, die bei der anfänglichen Planung nicht berücksichtigt wurden, die man jedoch nicht hergeben kann oder will, wird erwähnt. Bei weiteren vier Befragten hat sich eine anfänglich nur vorübergehend geplante Anmietung in ein „*Dauermietverhältnis*“ (I2) umgewandelt und sie rechnen damit, „*immer*“ einen Lagerraum zu brauchen (I2, I4, I5, I15). Für die restlichen Befragten war es bei der Anmietung des Lagerraumes bereits klar, dass sie ihn „*unbegrenzt*“ (I11) brauchen, bzw. so lange wie möglich anmieten werden (I3, I6, I7, I8, I10, I11, I13). Die Personen, die (inzwischen) den Lagerraum als Dauerlösung sehen, gehen davon aus, dass sich ihre Wohnsituation nicht ändern wird und sie aufgrund dessen den Lagerraum für unbegrenzte Zeit brauchen werden.

Auch wurde in den Befragungen davon berichtet, dass im Laufe des Mietverhältnisses noch ein zweiter oder dritter Lagerraum zusätzlich angemietet wurde, weil der Platzbedarf gestiegen ist. Diese zusätzlichen Lagerräume werden dann meist als kurzfristige Lösung gesehen, solange, bis man die Gegenstände durchgesehen und Sachen, die man nicht mehr braucht, weggegeben hat. Oder er wird angemietet, weil ein Zimmer umgestaltet wird. Behalten wird er dann meist aber doch für längere Zeit.

Auffallend ist hier, dass die Befragten, deren Bedarf gestiegen ist, auch nach einer langen Dauer der Anmietung eines zusätzlichen Abteiles, nicht auf ein größeres Abteil umsteigen, obwohl der Quadratmeterpreis mit der Größe des Abteils sinkt und dann weniger Miete aufgebracht werden müsste. Zurückzuführen ist dies meines Erachtens auf zwei Beweggründe: einerseits wird die Anmietung nur für kurze Zeit geplant und die Anmietung eines größeren Abteils wird als nicht notwendig erachtet. Auch wenn die tatsächliche Dauer der Anmietung des zusätzlichen Abteils, die geplante Dauer um ein Vielfaches übersteigt, wird ein größeres Abteil als zu 'endgültig' erachtet, da man die Objekte ja reduzieren möchte. Andererseits ist der Umzug des kompletten Inhaltes des Lagerraumes in ein anderes Abteil sehr mühsam. Wenn ein zusätzliches Abteil angemietet wird, sind nur die Objekte zu mobilisieren, die dort ihren Platz finden sollen. Scheinbar ist es für die Befragten ein geringeres Problem, die höhere Miete für die einzelnen Lagerräume zu bezahlen, als in ein Größeres umzuziehen. Die anfallenden Kosten scheinen eine gewisse Routine zu bekommen – „*also es geht monatlich weg und – man weiß, dass es weggeht und (lacht) ja... ist man halt bequem*“ (I12) – auf die nicht groß geachtet wird. Somit wird das Aussortieren und Trennen von Sachen oder der Umzug in ein größeres Abteil aufgeschoben.

## 5.4 Wohnformen und Wohnbedürfnisse

In diesem Kapitel soll als Erstes die Wohnsituation der Befragten analysiert werden um die Vielfalt an Familien- und Haushaltsformen bei dieser Stichprobe aufzuzeigen. Danach soll darauf eingegangen werden, inwiefern von den Befragten eine Distanz von den Wohnwünschen zur tatsächlichen Wohnsituation wahrgenommen wird und wie sich das auf die Wohnzufriedenheit auswirkt. Daran anschließend wird kurz auf die bereits im theoretischen Teil der Arbeit erörterten Schwierigkeiten bei der Wohnbedürfnisforschung hingewiesen und untersucht, inwieweit sich diese in den Ergebnissen der Analyse der Interviews wiederfinden. Die Grenzen der empirischen Wohnbedürfnisforschung werden sodann in einen Kontext mit der geringen Berücksichtigung des Bedürfnisses nach ausreichend Stau- und Lagerraum in Wohnungen gesetzt.

Um darüber hinaus zu verdeutlichen, warum die Thematik des Wohnens so eng mit der Dienstleistung verknüpft ist, werden aus der Analyse der Interviews heraus Bedeutungsdimensionen einer Wohnung extrahiert. Anhand dieser Dimensionen kann ein relevanter Beitrag zur Erklärung des Bedarfs nach der Dienstleistung Selfstorage geleistet werden.

### 5.4.1 Die Wohnsituation der Befragten – Ein Hinweis auf die ‘neue’ Vielfalt an Familien- und Haushaltsformen

Die geringe Zahl an Befragten lässt es natürlich nicht zu, verallgemeinerbare Aussagen über die Gesamtbevölkerung Wiens zu treffen, zum einen wegen der geringen Fallzahl, zum anderen aufgrund der selektiven Auswahl – es wurden nur ehemalige oder aktuelle Kunden von ‘My Place’ Selfstorage befragt. Dennoch können aus den Interviews heraus, wie Tabelle 7 und 8 darlegen, Hinweise auf die Vielfalt und die raschen Veränderungen an Familien- und Haushaltsformen gefunden werden, die nicht dem im Theorieteil kritisch zur Diskussion gestellten ‘Idealtypus des familiengerechten Bauens und Wohnens’ entsprechen. Solche Einzelbeispiele sollen hier nun kurz Erwähnung finden.

**Tabelle 7: Haushaltskonstellation der Befragten zum Zeitpunkt der Befragung<sup>78</sup>**

Traditionelle Kernfamilie		Ehepaare		Ein-Eltern HH mit 1 Kind	Einpersonen- haushalte
1 Kind im HH	2 Kinder im HH	Kinder ausgezogen	keine Kinder		
2 (-3)	2	2	2	2 (-3)	5

Die Tabelle zu den Haushaltskonstellationen der Befragten zum Zeitpunkt der Befragung zeigt, dass nur 4 der 16 Befragten in Haushalten leben, die dem Bild einer traditionellen Kernfamilie (Vater, Mutter, Kind(er)), zugeordnet werden können. In zwei dieser Haushalte leben zwei Kinder (I12, I15), in den beiden anderen ein Kind (I6, I11). Dass bei der traditionellen Kernfamilie mit einem Kind im Haushalt und dem Ein-Eltern-Haushalt mit einem Kind jeweils ein ‘bis drei‘ in Klammer angefügt worden ist, erklärt sich durch die komplexe Wohnsituation einer der Befragten, die gleichzeitig zwei

<sup>78</sup> Die Tabelle bezieht sich, wie der Name sagt, auf die Haushaltskonstellationen der Befragten zum Zeitpunkt der Befragung. Zwei der Befragten waren zu dem Zeitpunkt jedoch keine Mieter eines Lagerraumes mehr. Anhand dieser Tabelle kann daher, nicht nur aufgrund der Fallzahl, nicht auf einen Zusammenhang zwischen der Haushaltszusammensetzung und dem Bedarf an zusätzlichem Stauraum geschlossen werden. Sie dient aber dazu aufzuzeigen, dass schon bei der Stichprobe von 16 Personen eine große Vielfalt an Familien- und Haushaltsformen herausgelesen werden kann.

Wohnsitze hat (I1). Einer der Wohnsitze befindet sich wegen ihres Studiums in Wien, wo sie gemeinsam mit ihrem Sohn in einer Wohnung lebt, der zweite Wohnsitz ist aufgrund ihrer Partnerschaft und ihrer Erwerbsarbeit in Vorarlberg, wo sie gemeinsam mit ihrem Sohn und ihrem Partner einen Haushalt bildet. Sie pendelt mehrmals im Monat zwischen den Wohnsitzen und ist so dementsprechend teilweise alleinerziehend und teilweise in einer Partnerschaft lebend. Daher wurde dieser spezielle Fall einerseits bei den traditionellen Kernfamilien und andererseits bei den Ein-Eltern-Haushalten hinzugezählt. Da beide Haushaltskonstellationen jedoch nur teilweise zutreffen, entspricht die Wohnform genau genommen keiner der beiden Kategorien und wurde daher nur in Klammer angeführt. Die Wohnsituation dieser Befragten könnte als eigene Kategorie, als ‘living ‘partly‘ apart together‘ bezeichnet werden.

In zwei weiteren Fällen, die ebenfalls nicht dem ‘Idealtypus‘ entsprechen, sind die Kinder schon erwachsen und ausgezogen und der Haushalt besteht aus den Ehepartnern (I7, I10), was zusätzlichen bei zwei Befragten, die jedoch keine Kinder haben, gegeben ist (I3, I9). Zwei weitere Befragte sind alleinerziehende Mütter, eine davon ist geschieden (I4), die andere verheiratet, aber getrennt von ihrem Ehemann lebend (I5). Weitere fünf der Personen (I2, I8, I13, I14, I16), die befragt wurden, bilden alleine einen Haushalt. Hier sind zwei weitere Sonderfälle festzuhalten: einer der Befragten lebte zum Zeitpunkt der Befragung in einem Studentenwohnheim, da er infolge der Beendigung einer Partnerschaft seinen Wohnsitz von einem Tag auf den anderen aufgeben musste und in der kurzen Zeit keine Wohnung gefunden hat (I16). Der zweite Sonderfall betrifft einen Befragten, der zum Zeitpunkt der Befragung in einem Heim für Wohnungslose wohnt (I2).

Die Wohnsituationen bzw. Haushaltskonstellationen haben sich teilweise während der Anmietung des Lagerraumes verändert und sollen nun ebenfalls kurz erörtert werden.

**Tabelle 8: Haushaltskonstellation der Befragten zum Zeitpunkt der Anmietung<sup>79</sup>**

Traditionelle Kernfamilie		Ehepaare		Ein-Eltern HH mit 1 Kind	Einpersonen-haushalte
1 Kind im HH	2 Kinder im HH	Kinder ausgezogen	keine Kinder		
2	2	3	3	0	6

Bei den vier Befragten, die dem Familientyp der traditionellen Kernfamilie zugeordnet werden können, hat sich während der Befragung nichts an der Haushaltskonstellation und der Wohnsituation verändert. Veränderungen gab es bei einer Befragten (I14), die zum Zeitpunkt der Befragung alleine lebte, da sie sich von ihrem Ehemann getrennt hatte, im Gegensatz zum Zeitpunkt der Anmietung, als sie noch gemeinsam mit ihrem Ehemann einen Haushalt bildete. Eine weitere Befragte (I5) lebte zum Zeitpunkt der Anmietung gemeinsam mit ihrem Ehemann in einer Wohnung, inzwischen bildet sie mit ihrer Tochter einen Haushalt und lebt getrennt von ihrem Mann. Vergleicht man die beiden Tabellen ist ersichtlich, dass sich die Wohnsituationen und/oder Haushaltskonstellationen bei 8 der 16 Befragten, im Zeitraum zwischen der Anmietung des Lagerraumes und der Befragung, verändert hat.

<sup>79</sup> Der Zeitpunkt der Anmietung ist bei den Befragten sehr unterschiedlich und es können keine Rückschlüsse auf ein bestimmtes Jahr oder ähnliches gezogen werden.

In diesem Kapitel konnte gezeigt werden, dass bereits bei dieser geringen Zahl an Befragten hinsichtlich der Haushaltskonstellationen und Wohnsituationen, häufig auftretende Veränderungen während unterschiedlicher Phasen des Lebens, sowie eine Vielfalt von unterschiedlichen Wohnformen festgestellt werden kann. Dies lässt die begründete Vermutung zu, dass das Festhalten an 'familiengerechten' Wohnkonzepten, der Vielfalt an unterschiedlichen Familien- und Haushaltsformen nicht gerecht wird. Die erörterten Veränderungen der Haushaltskonstellationen haben zudem Auswirkungen auf den Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum sowie anderer Wohnbedürfnisse. Durch die statische Form der Wohnungen sind viele Haushalte darauf angewiesen, sich in unterschiedlicher Art und Weise an die veränderten Wohnbedürfnisse anzupassen, indem beispielsweise ein Umzug realisiert, ein zusätzlicher Lagerraum angemietet oder die Funktion eines Zimmers in der Wohnung komplett verändert wird.

#### 5.4.2 Wohnzufriedenheit vs. Wohnwünsche – eine Paradoxon?

Während der Interviews wurden die Befragten gebeten, von ihrer Wohnsituation zu erzählen. Dabei wurde darauf verzichtet, nach individuell empfundenen Mängeln zu fragen, um die Befragten in keine Richtung zu drängen. Bei den darauf folgenden Erzählungen kann festgestellt werden, dass an der eigenen Wohnsituation prinzipiell keine große Kritik geübt wird. Dennoch lassen sich einige Aussagen herausfiltern, in denen gewisse Umständen erwähnt werden, mit denen man nicht hundertprozentig zufrieden ist. Beispielsweise wird ein unpassender Grundriss oder die statische Größe der Wohnung angesprochen. Einer der Befragten meint, dass seine Wohnung „*ein bisschen ungeschickt aufgebaut*“ (I3) ist. Befragter 11 weist darauf hin, dass „*Wohnungen (...) keine Gummiwände*“ haben und dass die Räume somit nicht dem geänderten Bedarf angepasst werden können. Die Anmietung eines Lagerraums stellt für diesen Befragten eine bessere Lösung dar, als in eine größere Wohnung umzuziehen, in der mehr Stauraum vorhanden wäre, da er die Lagerfläche individuell bestimmen und anmieten und je nach Bedarf die Größe ändern kann. Bei einer Wohnung hingegen sind der Grundriss und die Raumaufteilung fix vorgegeben und können, außer in speziell dafür ausgelegten Wohnungen, nicht verändert werden.

Teilweise beschreiben die Befragten sogar Sachlagen, die als gravierende Mängel bezeichnet werden können. Beispielsweise der 73jährige Befragte 10 weist auf das Fehlen eines Aufzuges im Wohnhaus hin, und dass damit beschwerliches Treppensteigen verbunden ist, vor allem wenn er zusätzlich schwere Gegenstände hinauf- und hinuntertragen muss. Oder die Wohnung wird generell als zu klein für die Haushaltskonstellation eingeschätzt (I1, I4), die Lage ist nicht optimal für die Bedürfnisse (I9), es ist kein oder nur ein sehr kleiner Keller vorhanden oder er ist feucht oder unsicher, etc. Auch werden gewisse Wünsche formuliert, wie sich die Wohnsituation ändern sollte. In dem Zusammenhang wird jedoch immer wieder auf den finanziellen Aspekt hingewiesen – die Befragten können es sich nicht leisten. Zudem finden sich bei den Befragten gewissermaßen prekäre Wohnungsverhältnisse: Befragte 8 und 13 wohnen zur Untermiete und können nur so lange in der Wohnung bleiben, bis der Hauptmieter oder Besitzer der Wohnung sie wieder für sich selber braucht. Ihr Mietverhältnis ist somit nicht abgesichert und kann jederzeit aufgelöst werden, was das einseitige Machtverhältnis deutlich macht. Eine weitere Befragte (I14) hat sich gerade von ihrem Mann getrennt und das Haus gehört beiden zu

gleichen Teilen. Sie ist sich nicht sicher, ob sie das Haus alleine weiter finanzieren kann oder ob ihr Mann es ihr so einfach überlässt und sie ihn auszahlen kann.

Doch, obwohl solche Mängel, die teilweise als gravierend bezeichnet werden können, und nicht erfüllte Wohnwünsche immer wieder beschrieben werden – man hätte schon eine „*Idealvorstellungen*“ (I1), wie eine Wohnung ausschauen sollte (Größe, Lage, Anordnung der Räume, Balkon,...), die aber innerhalb der aktuellen Wohnsituation nicht alle erfüllt werden – kann als eindruckliches Ergebnis der Analyse festgehalten werden, dass alle davon berichten, „*total glücklich in der Wohnung*“ (I1) zu sein. Die negativen Seiten der Wohnung bzw. nicht erfüllte Wohnwünsche werden durchgehend relativiert, indem die Vorteile der Wohnsituation hervorgehoben werden. Eine der Befragten kommt beispielsweise mehrere Male darauf zu sprechen, dass ihre Wohnung für sie und ihren Sohn zu klein und alles „*ziemlich knapp*“ (I4) bemessen ist und dass sie sich ein zusätzliches Zimmer wünscht. Dennoch möchte diese Befragte unter keinen Umständen umziehen und hebt, nach den kritischen Anmerkungen bezüglich der Wohnung, sogleich den für sie sehr großen Vorteil der Wohnung hervor – den Balkon, von dem sie einen wunderschönen Blick auf Wien hat und den sie insbesondere im Sommer sehr schätzt. Auch andere Befragte verweisen auf einen Balkon, auf den man nicht verzichten möchte oder auf das Vorhandensein eines Garagenplatzes, der als sehr positiv empfunden und dargestellt wird. Es wird auch erwähnt, dass man sich andere Dinge, wie z.B. in den Urlaub fahren leisten kann, was bei einer größeren Wohnung, die eher den Wohnbedürfnissen entspricht, kaum möglich wäre, da die dann auch mehr kosten würde (I4, I6). Somit werden bei den Befragten nicht alle Wünsche, was die Wohnungssituation alles bieten sollte, innerhalb der aktuellen Wohnsituation erfüllt. Gilg und Schaeppi (2007: 35. Hervorhebung im Original) sind in diesem Zusammenhang der Meinung, „*dass 98 Prozent noch nicht so wohnen, wie sie es gerne hätten*“. Trotzdem, und auch wenn die Wohnsituation prekär ist, ist eine hohe Zufriedenheit der Befragten mit ihrer Wohnsituation feststellbar. Außer bei I2 und I16, die ihre Wohnsituation als temporäre Übergangsphase sehen, die sie so rasch wie möglich verändern möchten und aufgrund dessen auf Wohnungssuche sind.

Dieser Sachverhalt – eine hohe Zufriedenheit mit der Wohnsituation trotz objektiver Mängel oder hoher Diskrepanzen zu den tatsächlichen Wohnwünschen – wurde auch in anderen Untersuchungen zur Wohnzufriedenheit festgestellt. (vgl. Häußermann, Siebel 1996: 217ff; Schacherl 1996: 147; Beckmann et al. 2006:77) Zufriedenheit ist zwar „das Ergebnis eines Vergleichs zwischen Erwartungen und der Wirklichkeit“ (Häußermann, Siebel 1996: 218) und somit das Ergebnis der Einschätzung und Bewertung der Distanz zwischen dem, was man erstrebt und der aktuellen Situation. Jedoch scheint dies bei der Wohnzufriedenheit nur bedingt zuzutreffen bzw. scheint die Distanz tendenziell als niedrig eingeschätzt zu werden, da trotz großer Spanne zwischen Tatsächlichem und Erwünschtem eine hohe Zufriedenheit konstatiert wird. Dieses Phänomen kann als Zufriedenheitsparadox bezeichnet werden. (vgl. Häußermann, Siebel 1996: 217ff.)

Einer der Ansätze, der dieses Phänomen der paradoxen Zufriedenheit zu erklären versucht, ist die Bezugsgruppentheorie, die davon ausgeht, dass die Individuen sich hinsichtlich der Wohnsituation nicht am durchschnittlichen Standard der österreichischen Gesellschaft orientieren, „sondern am

durchschnittlichen Standard der Gruppe, der sie sich zugehörig fühlen“ (Häußermann, Siebel 1996: 218) Dies scheint sich auch durch die Ergebnisse der Analyse der Interviews zu bestätigen, da die Befragten durchwegs keine ‘überspannten‘ Wohnwünsche formulierten, sondern immer auch ihre eigene, finanzielle Situation berücksichtigten (weitere Ausführungen dazu im folgenden Kapitel). Dadurch bleibt anzunehmen, dass die Befragten ihre Wohnwünsche unter Bezugnahme auf die individuelle Bezugsgruppe bzw. unter Berücksichtigung der eigenen materiellen Ressourcen entwickeln.

Die in Studien belegte Tendenz, dass die Zufriedenheit außerdem mit der Wohndauer zunimmt, kann durch die Bezugsgruppentheorie jedoch nicht erklärt werden. Häußermann und Siebel (1996: 219) führen hierzu eine Erklärung aus der sozialpsychologischen Dissonanztheorie von Festinger (1978) an. Diese Theorie besagt, dass die Zufriedenheit mit der Wohndauer deswegen zunimmt, weil „jedes Individuum die Tendenz hat, Diskrepanzen zwischen einer unveränderlichen und einer ‚eigentlichen‘ erwünschten Realität abzubauen, weil die dadurch entstehende Unzufriedenheit auf Dauer nicht zu ertragen ist - durch passive Anpassung wird die Realität im Laufe der Zeit anders wahrgenommen, weil keine Aussicht auf Veränderung besteht“ (Häußermann, Siebel 1996: 219) Auch Pilloud (2004: Vorwort) schreibt: „Menschen haben die Tendenz, sich mit Situationen abzufinden, die sie als nicht veränderbar erachten oder deren Veränderbarkeit sie gar nicht erst in Erwägung ziehen.“ Dessai (1986 in: Pilloud 2004: 11) bezeichnet dies als „primär resignative Anpassung des Bewusstseins“, da man der Meinung ist, selber nichts an der Situation ändern zu können oder dass man damit zufrieden sein muss, was man hat. Dies führt dazu, dass die Menschen sich als sehr oder überwiegend zufrieden mit ihrer Wohnsituation äußern, trotz großer Belastungen in Hinblick auf einzelne Faktoren der Wohnsituation. Obwohl sich die Wohnsituation nicht ändert, wird man mit der Zeit sozusagen zufriedener, indem man die eigenen Ansprüche an die Wohnsituation herunterschraubt und sich so den Gegebenheiten, die als nicht veränderbar betrachtet werden, anpasst.

Eine hohe Zufriedenheit mit der eigenen Wohnsituation trotz der Diskrepanz zu den Wohnwünschen kann jedoch auch auf das vorhandene Angebot am Wohnungsmarkt zurückgeführt werden. Aufgrund der periodisch wiederkehrenden Wohnungsknappheit in Wien (vgl. Feldbauer 1977, Aufhauser 1995, Buchinger 1995) und die, im theoretischen Teil bereits kritisierte, Fokussierung der Akteure am Wohnungsmarkt auf das Konzept des Familiengerechten Bauens und Wohnens, ist anzunehmen, dass der Wiener Wohnungsmarkt zu wenig verschiedenartige und vielgestaltige Wohnungen offeriert, die keine Wohnwünsche der Wohnungsnachfrager offenlassen. Vor allem wenn man die Vielfalt an Familien- und Haushaltsformen bedenkt, die nicht der traditionellen Kernfamilie entsprechen. Infolge des Mangels an besseren Alternativen wird somit bei der Wohnungssuche diejenige Wohnung gewählt, die den Wünschen und Vorstellungen am ehesten entspricht und gleichzeitig finanziell erschwinglich ist. Mit der Zeit bzw. mit der Wohndauer hat man sich dann an die Situation gewöhnt, bzw. nimmt den Mangel nicht mehr oder nur mehr sehr eingeschränkt wahr. Auch hinsichtlich dessen scheint sich die Nichterfüllung von Wohnwünschen nicht in der Wohnzufriedenheit niederzuschlagen, wie in etlichen Forschungen festgestellt wurde. (vgl. Flade 2006: 48ff.)

Darüber hinaus lässt sich aus den Interviews herauslesen, dass es für die Befragten so etwas wie eine ‘ideale Wohnung‘, die all ihren Wohnwünschen entspricht, nicht zu geben scheint. Zu erkennen ist dies

daran, dass die Befragten darauf hinweisen, bei einem Umzug in eine andere Wohnung, unter Umständen auf den Balkon oder den Garagenabstellplatz etc. verzichten zu müssen, oder dass eine größere Wohnung mit ausreichend Abstellraum zu teuer wäre. Mit einem Umzug assoziiert man den Verzicht auf Vorteile, die man in der jetzigen Wohnsituation genießt. Dass in der neuen Wohnung alle Wohnwünsche erfüllt werden könnten und das zu einem erschwinglichen Preis, wird erst gar nicht in Betracht gezogen. Für die Befragten scheint dies – eine ‘ideale Wohnung’ – unmöglich zu sein. Daher arrangieren sich die Befragten mit ihrer aktuellen Wohnsituation und versuchen beispielsweise durch die Anmietung eines Lagerraumes eine bessere Passung an ihre Wohnwünsche zu erreichen.

### 5.4.3 Grenzen der empirischen Wohnbedürfnisforschung

Wie im theoretischen Teil der Arbeit schon festgehalten wurde, gibt es etliche Probleme hinsichtlich der Ermittlung von Wohnbedürfnissen und der Vorhersage zukünftiger Entwicklungen, mit denen Anbieter von Wohnraum konfrontiert sind und die es schwierig machen, die Wohnungsnachfrage, Wohnbedürfnisse und Wohnstandortpräferenzen angemessen abschätzen zu können. (vgl. Schneider, Spellerberg 1999; Gilg, Schaeppi 2007; Beckmann et al. 2006; Krosse 2005; Maerki, Schikowitz 2008) Beispielsweise sind die Ergebnisse oft systematisch verzerrt in Richtung aktueller Vorstellungen über die ‘richtige’ Art zu Wohnen und geben hauptsächlich die subjektiven Wohnerfahrungen wieder. Auch in dieser Forschung kann bei den Beschreibungen der Befragten bezüglich Wohnbedürfnissen und Anforderungen an eine Wohnung eine systematische Verzerrung in Richtung vorherrschender Meinungsbilder bestätigt werden. Sie lesen sich zum größten Teil wie Wohnungsanzeigen. Kriterien wie „groß“, „hell“, „ruhig“, „Zentralheizung/Fernwärme“, „moderner Neubau“ oder „guterhaltener Altbau“, „gute Lage – Infrastruktur, Naherholungsgebiete, öffentliche und Individualverkehr, ...“, „Böden aus...“, „Garagenplatz“, „Balkon“,... kamen sehr häufig zur Sprache. Auch eine moderne Heizung, gute Wärmedämmung, etc. im Sinne des aktuell sehr präsenten Themas Energieoptimierung, werden genannt, jedoch nur bei den Personen, bei denen eine Renovierung ansteht bzw. geplant ist.<sup>80</sup>

Ausgefallene Wünsche oder Ideen, was die Wohnung alles haben sollte oder wie Wohnkonzepte ausschauen könnten, damit man die Wohnsituation besser an die Wohnbedürfnisse anpassen kann, wurden hingegen nicht genannt. Häußermann und Siebel (1996: 219f.) führen dies darauf zurück, dass man nicht erwarten kann, dass „bei einfachen Wohnwunschbefragungen zukünftige, noch nicht realisierte Wohnformen genannt werden“.

Hinsichtlich der Abfrage von Wohnwünschen ohne Restriktionen wurde in anderen Studien oft festgestellt, dass Antworten gegeben werden, die nichts mit der Realität zu tun haben (vgl. Flade 2006: 48f.) oder ambivalent und unvereinbar sind (vgl. Häußermann, Siebel 1996: 224). Dieser Umstand war bei den Befragungen im Rahmen dieser Diplomarbeit nicht der Fall. Realitätsferne bzw. utopische Antworten wurden nicht gegeben. Die Befragten waren im Gegenteil in der Formulierung ihrer Bedürfnisse und Anforderungen eher zurückhaltend. Teilweise fiel es ihnen sogar schwer, konkrete Wohnbedürfnisse oder individuelle Anforderungen an die eigene Wohnung oder das eigene Haus

---

<sup>80</sup> Dass notwendige Renovierungsarbeiten oder Umbauten einen Einfluss auf die Herausbildung von bzw. das Nachdenken über Wohnbedürfnisse haben, wie es bei einem Umzug der Fall ist, soll hier nur kurz als Hypothese Erwähnung finden und wäre in einer weiterführenden Studie genauer zu untersuchen.

selbstständig zu formulieren. Die notierten Stichworte, die im Befragungsleitfaden festgehalten wurden (siehe Anhang), um eventuelle Schwierigkeiten bei der Beantwortung zu überbrücken, wie z.B. ob die Wohnung für die Befragten ein Rückzugsort, ein Erholungsort, ein Ort um Freunde einladen zu können, etc. ist, wurden in einigen Fällen lediglich mit ja, nein, sehr/nicht wichtig etc. beantwortet oder nur sehr kurz kommentiert. Die Befragungen verfielen somit stückweise in ein Frage-Antwort-Schema und eine Erzählung, wie sie erwünscht gewesen wäre, konnte nicht erzielt werden. Hinsichtlich des (Un)Vermögens, seine Wohnbedürfnisse zu formulieren, ist auf ein methodisches Problem hinzuweisen und zwar, dass dies personenspezifische Ursachen haben kann, wie beispielsweise, dass eine Person generell Probleme damit hat, sich konkret auszudrücken und sich lieber auf ein Frage-Antwort Schema verlässt. Zu erwähnen ist hier auch die soziale Erwünschtheit – Befragte vermeiden unter Umständen die Formulierung von unrealistischen Anforderungen an eine Wohnung, weil sie nicht als unzufrieden gelten möchte. In dem Zusammenhang könnte auch das Aufnahmegerät hemmend auf die Befragten gewirkt haben.

Ein weiteres Problem im Hinblick auf die Wohnbedürfnisforschung formulieren Gilg und Schaeppi (2007: 35. Hervorhebung im Original), die davon ausgehen, dass die meisten gar nicht wissen „*wie sie eigentlich wohnen möchten*“. Diesen Sachverhalt führen sie darauf zurück, dass das Angebot am Wohnungsmarkt zu wenig individuell und vielfältig ist. Und da Wohnen ein „*unabweisbares Grundbedürfnis*“ (Gleichmann 2006: 25. Hervorhebung im Original) ist und „*durch andere Güter nicht ersetzt werden*“ (ebenda) kann, wird auch Wohnraum nachgefragt bzw. gemietet, der nicht optimal den eigenen Wohnbedürfnissen entspricht. Die Individuen halten somit, wegen des Mangels an „*ungewöhnlichen, individuellen Lösungen*“ (Gilg, Schaeppi 2007: 37), an den ‘traditionellen’ Wohnkonzepten fest und richten sich nach dem vorhandenen Angebot. „*Heute bietet man nur das an, was der Investor meint, würden die Leute wollen. Und die Leute nehmen das – also nimmt er an, das es das ist, was sie möchten*“. (Gilg, Schaeppi 2007: 35. Hervorhebung im Original)

Dies kann als einer der Gründe dafür gesehen werden, dass es für die Anbieter von Wohnraum nicht zwingend notwendig ist, auf aktuelle oder zukünftige Entwicklungen zu reagieren – das Angebot wird trotzdem nachgefragt. Am Wohnungsmarkt scheint dementsprechend nicht die Nachfrage das Angebot, sondern das Angebot die Nachfrage zu bestimmen.<sup>81</sup>

Um mit Marcuse (1967) zu sprechen handelt es sich bei den von den Befragten formulierten Bedürfnissen also hauptsächlich um ‘falsche Bedürfnisse’<sup>82</sup>, die tatsächlich am Markt verfügbar sind und die dem Individuum durch gesellschaftliche Mächte, die an seiner Unterdrückung interessiert sind, auferlegt werden. Die Entwicklung ‘wahrer Wohnbedürfnisse’, die Individuen frei von Restriktionen entwickeln, scheitert bereits am Mangel von Angeboten. Gilg und Schaeppi (2007) fordern daher ein größeres Angebot ungewöhnlicher Konzepte: „Je spezieller die Wohnungen werden, desto eher würden

---

<sup>81</sup> Dieser Punkt, dass das Angebot die Nachfrage zu bestimmen scheint, ist in keiner Weise als Verurteilung der Individuen als kritiklose, uncreative oder einfalllose Konsumenten des vorhandenen Angebotes am Wohnungsmarkt zu sehen. Die Nachfrager an Wohnraum haben oft gar keine andere Möglichkeit, als sich an vorhandenen Angebot zu orientieren, da sie es sich finanziell nicht leisten können, eine Eigenheim zu errichten oder eine Wohnung aufwändig umzubauen, damit sie den Bedürfnissen entspricht. Daher orientieren sie sich an dem offerierten Angebot.

<sup>82</sup> Siehe hierzu auch Kapitel 3.3.2.2.3 Die Entstehung ‘falscher’ Wohnbedürfnisse durch das Zurückdrängen biologischer Bedürfnisse in den privaten Raum?

die Leute auch etwas finden, das ihnen passt. Nicht jede Wohnung passt zu allen.“ (Gilg, Schaeppi 2007: 37) Durch ein größeres Angebot würde es den Individuen leichter fallen, individuelle, präzise und mannigfache Bedürfnisse zu formulieren.<sup>83</sup>

In diesem Kontext ist auch die Unterschätzung des Bedarfs nach ausreichendem Stau- und Lagerraum zu sehen. Dadurch, dass dieses Wohnbedürfnis bisher scheinbar von Anbietern wie Nachfragern von Wohnraum weitestgehend vernachlässigt wurde (vgl. Kapitel 2.2.3), stellt dies kein Bedürfnis dar, dass bei der Abfrage von Wohnwünschen klar zu Tage tritt.

#### **5.4.3.1 Die Bedeutung von Erfahrungswerten für die Formulierung von Wohnbedürfnissen**

Das oben erwähnte Fehlen ‘utopischer’ und/oder ambivalenter Antworten hinsichtlich der persönlichen Wohnwünsche hängt zum Teil wahrscheinlich mit der Abfolge der Fragestellung selber zusammen. So wurde zuerst jeweils die Erfüllung der Anforderungen in der jetzigen Wohnung erfragt und erst danach, was eine Wohnung allgemein betrachtet alles haben sollte bzw. welche Wünsche man hätte. Die Befragten wurden daher zuerst auf die eigene Wohnung verwiesen und formulierten in weiterer Folge eher Wünsche an die eigene Wohnung. Oder die Befragten gingen von Mängeln innerhalb der eigenen Wohnsituation aus und benannten daraus hervorgehend Wohnwünsche. Infolgedessen kann angenommen werden, dass die eigenen finanziellen und die räumlichen Grenzen der Wohnung selbst mit in die Überlegungen einbezogen wurden, was utopische Höhenflüge scheinbar verhinderte. Ein wiederkehrendes Motiv für die Bevorzugung der eigenen Wohnung stellt daher der finanzielle Aspekt dar – eine größere oder besser den Anforderungen angepasste Wohnung wird jeweils mit höheren Kosten assoziiert. In dem Zusammenhang findet sich in den Interviews immer wieder der Hinweis, dass man sich so andere Dinge wie Urlaube leisten kann. Dies lässt die Vermutung zu, dass auch Überlegungen hinsichtlich des Anteils an Einkommen, der für die Miete einer größeren Wohnung aufgebracht werden müsste, übertriebene Wünsche und Ansprüche an eine Wohnung hemmen, da sonst auf diese Dinge verzichtet werden müsste. Wären die Fragen in umgekehrter Reihenfolge gestellt worden, wären unter Umständen ausschweifendere Angaben gemacht worden. Dieser Annahme kann hier jedoch nicht weiter nachgegangen werden.

Eine andere Erklärung des Fehlens utopischer Antworten könnte aus der oben erwähnten sozialpsychologischen Dissonanztheorie heraus gefolgert werden. Die Interpretation dieses Ergebnisses lautet dann, dass die Bewohner die eigene Wahrnehmung der Diskrepanz zwischen den Wohnwünschen und der tatsächlichen Wohnsituation nicht zu groß werden lassen wollen und somit nur mäßige Angaben hinsichtlich ihrer Wünsche machten.

---

<sup>83</sup> Die Schuld des Defizits an ungewöhnlichen Lösungen am Wohnungsmarkt wurde bei den Expertengruppen, die von Gilg und Schaeppi (2007) befragt wurden, vor allem ‘den Anderen’ in die Schuhe geschoben: „Bauherren wagten zu wenig – Architekten seien zu wenig kreativ. Andere Hindernisse, z.B. überholte Gesetze und Vorschriften, hohe Baukosten und falsche Städteplanung, würden guten Lösungen ebenfalls im Wege stehen. Auch interessant: Die Machbarkeit oder der Nutzen innovativer Lösungsansätze wurden in fast jedem Fall von einzelnen Diskussionsteilnehmern in Zweifel gezogen.“ (Gilg, Schaeppi 2007: 38)

Bei der Analyse der Interviews konnte zudem ein wichtiger Aspekt herausgefiltert werden, der die Fähigkeit, Wohnbedürfnisse zu formulieren, maßgeblich beeinflusst – der Vergleich. Aus den Interviews ist herauszulesen, dass denjenigen Befragten, die schon relativ lange in der gleichen Wohnung oder demselben Haus wohnen und nur wenige Umzüge in ihrem Leben vollzogen haben, die Formulierung konkreter Wohnbedürfnisse weitaus schwerer zu fallen scheint als drei Befragten, die während ihrer Studienzeit und danach schon häufig umgezogen sind (I1, I8, I13). Diese drei Befragten haben sehr konkrete Vorstellungen davon, was sie (nicht) wollen, da sie auf Vergleichsmöglichkeiten früherer Wohnungen zurückgreifen konnten. Ansonsten werden in den Interviews immer wieder Beispiele aus Wohnungen von Freunden, Verwandten und Bekannten angeführt, anhand derer festgehalten wird, was man (nicht) will. Aufgrund dessen wird hier die begründete Vermutung aufgestellt, dass bei der Entwicklung und Formulierung von Wohnbedürfnissen der Aspekt des Vergleichs eine bedeutende Rolle spielt, was wiederum erkennen lässt, wie wichtig ein abwechslungsreiches und vielfältiges Angebot am Wohnungsmarkt ist.

Michelson (1977. In: Aufhauser 1995: 319) erklärt die Bedeutung des Vergleichs folgendermaßen: „Beim erstmaligen Eintritt in den Wohnungsmarkt kann ein Haushalt noch nicht auf eigenständige Erfahrungen zurückgreifen, wie das persönliche Wohnungsideal aussehen sollte. Im Verlauf von Umzügen wird ausprobiert, ein Wohnideal kristallisiert sich heraus und langsam wird versucht, zumindest eine Annäherung an die Idealwohnung zu erreichen.“ Für ihn gibt es drei Phasen, um eine ‘ideale’ Wohnung zu finden: Start-, Übergangs- und Idealwohnungsphase (ebenda). Die Realisierung von Wohnmobilität spielt in Zusammenhang mit der Ergründung individueller Wohnwünsche also eine erhebliche Rolle. „Beim Wohnortwechsel, der residentiellen Mobilität, [konstituiert sich] das gesamte Mensch-Wohnumwelt-System neu. (...) Zugleich wird bei einem Umzug auch die Bedeutung des Wohnens in den Blickpunkt gerückt, das wegen seiner Alltäglichkeit sonst kaum ins Bewusstsein tritt.“ (Flade 2006: 70) Daraus lässt sich folgern, dass in Zukunft insbesondere Maßnahmen ergriffen werden sollten, die residentielle Mobilität für Individuen erleichtern und unterstützen. Durch diese Erleichterung der Realisierung von Wohnmobilität und, damit zusammenhängend, dem Ausprobieren unterschiedlicher Wohnungsformen, könnten Individuen besser herausfinden, was sie wirklich wollen und brauchen und hätten größere Chancen eine Wohnung finden, die ihren Wohnwünschen entspricht. Wie aus den Ergebnissen der problemzentrierten Interviews herausgelesen werden kann, werden mit der Realisierung von Wohnmobilität enorme Anstrengungen und hohen Kosten assoziiert, was viele Personen davon abhält umzuziehen. Zu den Einstellungen hinsichtlich residenteller Mobilität wird später in Kapitel 5.6 genauer eingegangen.

#### **5.4.3.2 Unbedachtes Wohnen?**

In den Transkripten sind beim Themenkomplex ‘Bedeutung der Wohnung / Wohnkultur’, insbesondere bei den Fragen zu Wohnbedürfnissen und Anforderungen an eine Wohnung, häufig längere Pausen (mit Punkten gekennzeichnet) zu erkennen. Auch schienen meine Fragen nach den Wohnbedürfnissen, was eine Wohnung haben, bzw. welche Funktionen sie erfüllen sollte, teilweise auf Unverständnis zu stoßen, was die Reaktionen darauf erkennen lassen. Aus den Antworten lässt sich

herauslesen, dass es für die meisten doch ‘logisch‘ ist, welche Anforderungen eine Wohnung alles erfüllen soll. Antworten wie „*das normale*“ (I6) und das Aufzählen von Tätigkeiten, denen in der Wohnung nachgekommen wird und für deren Ausübung Platz vorhanden sein soll, waren keine Seltenheit. Genannt wurde in dem Zusammenhang oft, dass die Erfüllung biologischer Bedürfnisse (schlafen, essen, waschen,...) in der Wohnung möglich sein soll.

Obwohl Menschen einen Großteil ihres Lebens in Wohnungen verbringen<sup>84</sup>, das Wohnen selber ein wichtiger Teil im Leben der Menschen ist und auch ein wichtiger Faktor hinsichtlich der Lebensqualität darstellt, ist das Wohnen scheinbar so etwas ‘alltägliches‘ und ‘normales‘, dass man sich darüber kaum Gedanken macht. Hasse (2009) nennt das Wohnen – treffend – ‘unbedacht‘.

Wohnwünsche scheinen hauptsächlich bei der Wohnungssuche selber eine Rolle zu spielen. (vgl. Flade 2006: 48f.) Zu erklären ist dies dadurch, „dass der Mensch beim Wohnen in eine intensive Beziehung zur Umwelt tritt, was ihn prägt und was sein Leben mitbestimmt, ist den Wohnenden im Allgemeinen nicht bewusst, denn im Alltag ist das Wohnen nichts Spektakuläres, das besondere Aufmerksamkeit verdienen würde.“ (Flade 2006: 9) Erkennbar ist dies beispielsweise beim Befragten 6, der, wie oben schon angeführt, angibt, dass das Platzproblem in der Wohnung „*schon jahrelang ein Thema*“ sei. Es wurde ihm zufolge jedoch nur zeitweise als mehr oder weniger „*lästig*“ empfunden und erhielt somit keine besondere Aufmerksamkeit – „*Dinge, die im Leben lästig sind, sind manchmal mehr lästig und manchmal weniger lästig, je nachdem wie man halt gerade aufgelegt ist*“ (I6). Dies hat scheinbar dazu geführt, dass nicht weiter darüber nachgedacht bzw. eine konkrete Lösung des Problems in Angriff genommen wurde, obwohl die Wohnung für ihn „*eine so wichtige Sache*“ (I6) ist. Die geringe Reflektion dieser Problematik kann jedoch nicht als Persönlichkeitsmerkmal, dass sich auch auf andere Bereiche des Lebens übertragen lässt, bezeichnet werden. Denn beispielsweise setzt er sich mit Faktoren, die seine Arbeitssituation bedingen, bewusst auseinander. Das Wohnen scheint demgegenüber, angelehnt an das vorige Zitat von Flade, etwas Unspektakuläres zu sein, über das man nicht sehr viel nachdenkt. „*Also über die Arbeitssituation und ob die angenehm ist und ob man genug Arbeit hat oder ob man zu viel Arbeit hat, denkt man natürlich eigentlich öfter nach, als über die Frage der Wohnung. Die Wohnung gibt’s und so lang keine Probleme sind, ist die okay.*“ (I6)

Dieses Nicht-Nachdenken über die Wohnsituation scheint auch einer der Gründe dafür zu sein, dass in den Interviews immer wieder Schwierigkeiten bei der Formulierung von Wohnbedürfnissen identifiziert werden konnten. Erst im Laufe der Interviews und durch genauere Fragen, die als Hilfestellungen im Leitfaden notiert wurden, konnten vermehrt Anforderungen an die Wohnung bzw. Wohnbedürfnisse herausgelesen werden. Es scheint, metaphorisch gesprochen, dass diese Thematik durch meine Fragen aus der ‘unbedachten Alltäglichkeit‘ empor geholt wurde und durch die Interviewsituation darüber nachgedacht und aktiv reflektiert wurde, was man sich tatsächlich von einer Wohnung wünscht.<sup>85</sup>

---

<sup>84</sup> Zwei der Befragten gaben dazu sogar eine eigene, relativ hohe Schätzung ab: „*man verbringt einen sehr großen Teil, zirka ein Drittel des Lebens verbringt man ja in der Wohnung*“ (I3); „*man verbringt wenigstens ein Drittel von dem Leben da wenn man schläft und äh... noch ein paar Stunden*“ (I16)

<sup>85</sup> Dadurch war es außerdem erst möglich, die im vorhergehenden Kapitel erörterte Diskrepanz der Wohnwünsche zu der tatsächlichen Wohnsituation festzustellen.

## 5.5 Die Bedeutungsdimensionen einer Wohnung

In den vorhergehenden Ausführungen wurde bereits darauf eingegangen, mit welchen Problemen die Wohnbedürfnisforschung konfrontiert ist und dass diese zum Teil auch in dieser Studie auftraten. Dort wurde außerdem erörtert, dass in den Interviews immer wieder vorherrschende Bilder des 'richtigen Wohnens' als die eigenen Wohnbedürfnisse und -wünsche wiedergegeben wurden. Vor allem der funktionale Aspekt des Wohnens, also die Tätigkeiten, denen in der Wohnung nachgegangen wird oder nachgegangen werden möchte, wurde von den Befragten sehr oft thematisiert.

Eine hierarchische Gliederung menschlicher Bedürfnisse, wie sie Maslow (1943) mit Hilfe seiner 'Bedürfnispyramide' entwickelt hat, scheint vor allem im Hinblick auf *Wohnbedürfnisse* jedoch nicht zweckmäßig und angemessen zu sein und wird hier nicht angestrebt. Denn, im Sinne der Pluralisierung der Lebensstile, sind je nach Persönlichkeit, Lebensstil, Lebenslage, etc. unterschiedliche Bedürfnisse mehr oder weniger wichtig. *Wohnbedürfnisse* sind somit interpersonell verschieden sowie kulturell überformt und können nicht als 'allgemeingültig' formuliert werden. Eine Verallgemeinerung kann laut Wiswede (1973. In: Breuss 1988: 27) nur bei den Bedürfnissen vorgenommen werden, die „an eine physiologische Basis“ geknüpft sind, also bei den primären Bedürfnissen, die das Überleben sichern. Bedürfnisse, die über die Vitalfunktionen eines Menschen hinausgehen, werden gesellschaftlich geformt, durch Sozialisationsprozesse erlernt und internalisiert und können somit nach Marcuse (1967) als „falsche Bedürfnisse“ bezeichnet werden. Jedoch kann den meisten, verallgemeinerbaren, physiologischen Bedürfnissen auch außerhalb der eigenen vier Wände nachgegangen werden und sind somit nicht als *Wohnbedürfnisse* zu bezeichnen.

Wie im theoretischen Kapitel dieser Diplomarbeit bereits erörtert wurde, ist eine Wohnung somit nur ein „*unabweisbares Grundbedürfnis*“, soweit es sich „um einen elementaren *Witterungsschutz* handelt“ (Gleichmann 2006: 25. Hervorhebung im Original). Dieser rein funktionale Aspekt kann jedoch keine Erklärung in Bezug auf die Fragen liefern, warum immer mehr Zeit in der eigenen Wohnung verbracht wird und warum bei den Interviews immer wieder herausgelesen werden konnte, dass die eigenen vier Wände einen hohen Stellenwert für die Befragten innehaben. Daher wird hier davon ausgegangen, dass das 'Warum' des Wohnens nicht nur durch die Bedürfnisbefriedigung und den Aspekt des Schutzes vor externen Einflüssen interpretiert werden kann. Vor allem auch in Hinblick auf die im theoretischen Kapitel diskutierte Kritik bezüglich der Tautologie des Wohnbedürfnisbegriffes – dass die sogenannten Wohnbedürfnisse hauptsächlich die Tätigkeiten, denen in der Wohnung nachgegangen wird, beschreiben und somit keine ursächliche Erklärung hinsichtlich der Frage, 'Warum man wohnt', liefern können. Anhand der Erörterung von 'falschen' und 'wahren' Bedürfnissen und deren gesellschaftliche Herausbildung (siehe Kapitel 3.3.2.2.2 und 3.3.2.2.3) war überdies ersichtlich, dass Wohnbedürfnisse bzw. das Wohnverhalten wandelbar und meist gesellschaftlich produziert sind.

Gleichmann (2006: 25f.) hält in dem Zusammenhang fest, dass die Wohnung auch „gesellschaftlichen, kulturellen und ästhetischen Bedürfnissen“ dient. Auf Basis dieser Aussage und dem bereits erläuterten Ansatz, dass das Wohnen ein transaktionaler Prozess darstellt, wird hier davon ausgegangen, dass Wohnungen von den jeweiligen Bewohner mit ideellen Bedeutungen aufgeladen werden und dadurch einen so wichtigen, persönlichen Wert für sie erlangen. Und zwar durch die „stumme Sakralisierung“, die durch Entgegensetzungen wie „zwischen dem privaten Raum und dem

öffentlichen Raum, zwischen dem Raum der Familie und dem gesellschaftlichen Raum, zwischen dem kulturellen Raum und dem nützlichen Raum, zwischen dem Raum der Freizeit und dem Raum der Arbeit“ (Foucault 1967: 37) hervorgerufen wird.<sup>86</sup>

Es ist diese ideelle Aufladung der Wohnung, auf die hier das Augenmerk gelegt werden soll. Somit soll versucht werden, aus den Interviews herauszufiltern, was hinter den formulierten Tätigkeiten, denen in der Wohnung nachgegangen wird, und hinter den genannten Wohnbedürfnissen und Anforderungen an eine Wohnung, steckt. Zudem soll herausgearbeitet werden, was „die Ursachen und die Funktionen der vorfindlichen Ausprägungen von Wohnbedürfnissen und Wohnverhaltensweisen“ (Häußermann, Siebel 1996: 225) sind.

Damit soll keine Erklärung gefunden werden, warum Menschen wohnen, denn Wohnen ist eine Tätigkeit, bedeutet verschiedenes für unterschiedliche Individuen und wird mit mannigfachen Aspekten verknüpft. Vielmehr soll herausgefunden werden, warum das Wohnen in einer eigenen Wohnung bzw. einem eigenen Haus, ob in einem Miet- oder Eigentumsverhältnis, für die Befragten so bedeutsam ist und warum die eigenen vier Wände eine so hohe Bedeutung für sie haben. Ergebnis der Analyse der Interviews in Hinblick auf diesen Aspekt sind fünf ‘Bedeutungsdimensionen einer Wohnung’, die nicht darauf abzielen, die Kriterien einer ‘idealen Wohnung’ zu beschreiben (eine Verallgemeinerung in diese Richtung ist meines Erachtens unmöglich), sondern die herangezogen werden können um zu erklären, warum die eigene Wohnung, über die funktionale Dimension hinaus, für die Befragten eine so große Bedeutung hat. Es geht demnach um die „Bedeutungen der Umwelt für einen darin Handelnden“ (Fuhrer, Kaiser 1994: 28).

Wichtig ist noch festzuhalten, dass die einzelnen Bedeutungsdimensionen der Wohnung miteinander zusammenhängen und einander bedingen. So ist die Aneignungsdimension – die Möglichkeit der Aneignung und Gestaltung der Wohnung – als grundlegend für die anderen Dimensionen zu erachten. Außerdem haben die einzelnen Dimensionen für die Befragten je nach Person, Haushaltszusammensetzung, Lebensstil, etc. einen anderen Stellenwert. Der Mehrwert einer Wohnung über den funktionalen Aspekt hinaus, und welche Bedeutungsdimension dafür am bedeutendsten ist, konstituiert sich für verschiedene Individuen in unterschiedlicher Art und Weise.

In der nachfolgenden Tabelle werden nun die einzelnen Bedeutungsdimensionen sowie deren Ursachen und Funktionen illustriert. Dort wird ersichtlich, dass sich diese Dimensionen auch in Literatur zu den Themen Wohnen und Wohnbedürfnisse wiederfinden, wo sie jedoch nicht in der Weise strukturiert, zusammengefasst und gegliedert wurden, wie es hier der Fall ist.

Daran anschließend werden die Überlegungen, die zur Bildung der einzelnen Dimensionen geführt haben, anhand der Diskussion spezifischer Aspekte erläutert und dadurch gleichzeitig die Erstellung des Bedeutungsdimensionenschemas begründet. Die Argumentation wird durch Zitate aus den Interviews unterlegt.

---

<sup>86</sup> Häußermann und Siebel (1996: 14) weisen in ähnlicher Weise auf die Emotionalisierung der Wohnung durch die Trennung von privat und öffentlich hin.

**Abbildung 20: Bedeutungsdimensionen einer Wohnung**

Beschreibung der Dimension	Ursachen und Funktionen der Bedeutungsdimension
<p><b>1) Bedeutungsdimension der Aneignung:</b> Die Wohnung als 'Zuhause' durch die Möglichkeit der Aneignung und Personalisierung. Die 'leere Hülle' einer Wohnung bekommt einen persönlichen Mehrwert durch Aneignungs- und Personalisierungsprozesse, durch die „persönliche Gestaltung von Wohnräumen und deren Ausstattung mit Gegenständen“ (Flade 2006: 29).</p>	<p>Lokale Kontrolle und Selbstbestimmung (Flade 2006: 29)</p> <p>Wahrung der „individuellen Autonomie“ (Gestring 2002: 31) in der Wohnung, Akzeptanz und Anerkennung dieser von außen</p> <p>Grenzen der Aneignung – Gestaltung und Aneignung wird determiniert durch gesellschaftliche, ökonomische, inhaltliche und technische Faktoren (vgl. Häußermann, Siebel 1996: 45)</p>
<p><b>2) Symbolische Bedeutungsdimension:</b> Die Wohnung als Kommunikationsmittel und Ort der Selbstdarstellung (vgl. Kaiser 1993: 46) durch die „Doppelstrategie (...) verbergen zum einen und darstellen und inszenieren zum anderen“ (Wagenhofer 2003: 7).</p>	<p>Bedürfnis nach Anerkennung und Zugehörigkeit (Dittrich 1996: 29)</p> <p>Darstellung der eigenen Person, wie man gerne gesehen werden würde, um auch „einen Sinn für das eigene Selbst zu entwickeln“ (Kaiser 1993: 74)</p> <p>Bildung und Festigung einer eigenen Identität (vgl. Fuhrer, Kaiser 1994: 37)</p> <p>Die Realisierung von Wünschen und Bedürfnissen muss sich „an die harten Grenzen von Geld und Raum anpassen (...), aber gerade darin bildet sich dann der 'persönliche Stil'.“ (Häußermann, Siebel 1996: 44)</p>
<p><b>3) Normative Dimension:</b> Die Wohnung als „unabweisbares Existenzbedürfnis“ (Gleichmann 2006: 25. Hervorhebung im Original) um sozialer Ausgrenzung zu entgehen. Die Wohnung als Ort der bewussten Einhaltung oder Abgrenzung von sozialen Normen. (Gleichmann 2006: 26)</p>	<p>Vermeidung von sozialer Exklusion und Stigmatisierung</p> <p>Entscheidung oder bewusste Abgrenzung von sozialen Normen und kulturellen Leitbildern</p> <p>Fortbestand des kulturellen Leitbildes und Ordnungsprinzips der geschlechtsspezifischen Zuweisung männlich = öffentliche Sphäre / weiblich = Privatheit (Ruhne 2003: 92)</p>
<p><b>4) Emotionale Bedeutungsdimension:</b> Die Wohnung als sicherer Ort der Privatheit, Intimität und der Familie. Emotionalisierung der Wohnung als Gegenüber zur öffentlichen Sphäre. (Häußermann, Siebel 1996: 14)</p> <p>„Die wohl wichtigste kulturelle Dimension des Wohnens ist das Private“ (Terlinden 2002: 109).</p>	<p>Selbstbestimmung, weg vom öffentlich kontrollierten Bereich (Kaiser 1993: 37)</p> <p>Sicherheitsbedürfnis – symbolische und physische Abgrenzung, Abschottung nach außen im Sinne von 'My home is my castle'</p> <p>Die Wahrung der Privatsphäre und Intimität durch die Aufrechterhaltung der sozial konstruierten Dichotomie des Raumes öffentlich vs. privat (Ruhne 2003: 95)</p>

Grafik: Eigene Darstellung

### 5.5.1 Bedeutungsdimension der Aneignung einer Wohnung

„Mit Aneignung ist ein Vorgang gemeint, bei dem die objektive Umwelt („house“) in eine subjektive und persönlich bedeutsame Umwelt, das Zuhause („home“) umgewandelt wird. (...) Charakteristisch für die Aneignung ist, dass die betreffende Person Beziehungen, d. h. Haltungen und Verhaltensweisen, zu den Dingen und Räumen, die von ihr angeeignet werden, entwickelt. Die Dinge bzw. Orte bekommen einen persönlichen Mehrwert.“ (Flade 2006: 29) Laut Flade ist die häufigste Art der Aneignung im Wohnbereich die „Personalisierung. Damit ist die persönliche Gestaltung von Wohnräumen und deren Ausstattung mit Gegenständen gemeint. Beispiele sind das Möblieren von Zimmern, das Dekorieren, das Schmücken mit Pflanzen, das Aufhängen von Bildern und das Aufstellen persönlicher Dinge (...).“ (Flade 2006: 29)

Bei der **Bedeutungsdimension der Aneignung einer Wohnung** geht es darum, dass die leere Hülle einer Wohnung, also die vier Wände mit Boden und Decke, an sich noch nicht als Zuhause empfunden wird. Erst durch die Aneignung und Personalisierung der Wohnung, wird sie ‚heimelig‘ gemacht und zu einem individuellen Zuhause.

Wie die Analyse der Interviews gezeigt hat, ist die Möglichkeit, sich die Wohnung individuell und nach den eigenen Vorstellungen aneignen zu können, für die Befragten ein grundlegender Faktor, um sich wohl und zuhause fühlen zu können. Besonders deutlich kommt dies hervor, wenn man die Antworten auf die Frage betrachtet, ob das Gefühl zuhause zu sein für die Befragten von der jetzigen Wohnung bzw. dem jetzigen Haus abhängt, oder ob sie sich das auch wo anders könnten. Die meisten antworten, dass sie sich vorstellen könnten, sich auch wo anders zuhause zu fühlen, jedoch wird dies mit dem Hinweis auf die Möglichkeit der Aneignung und Personalisierung in Verbindung gebracht: *„wenn ich aber eine Wohnung habe, die ich mir so gestalten kann, wie ich es wollte (...), dann werde ich auch mit einem guten Gefühl immer wieder in die Wohnung zurückkommen“* (I3), *„man kann ja ein paar persönliche Dinge einfach mitnehmen“* (I5), zuhause fühlen *„würd ich mich in einer anderen Wohnung genauso. Die würd ich mir genauso gestalten, dass ich mich da drinnen wohlfühle“* (I7), *„solang ich das mitgestalten kann, kann ich mich überall zu Hause fühlen“* (I8), *„wenn man sich es auch wieder gemütlich macht und (...) einrichtet“* (I12), *„wenn man fähig ist, fähig ist unter Anführungszeichen im Sinne von damit die Möglichkeit hat, wenn man das steuern kann, ah, kann man sich überall zuhause fühlen“* (I15).

Hier ist ganz deutlich erkennbar, dass beim Zuhause und Wohlfühlen der Bezugspunkt nicht die Wohnung als leere Hülle ist, es also nicht primär um deren funktionale Bedeutung geht. Beim Gefühl, zuhause zu sein, geht es vorrangig um die persönlichen Dinge in der Wohnung und darum, dass man sich die Wohnung aneignen, sie nach seinen Vorstellungen und dem individuellen Geschmack gestalten und personalisieren kann, um einen „Ort der Privatheit, Intimität und des Sichwohlfühlers“ (Schneider, Spellerberg 1999: 140) zu schaffen. Ganz wichtig ist es für die Befragten in dem Zusammenhang, dass sie in der Wohnung für sie individuell bedeutende Gegenstände oder Bilder aufstellen und -hängen können. Die Möglichkeit der Aneignung ist aber nicht nur auf die eigene Wohnung beschränkt, sondern sollte ebenso in der Wohnumwelt möglich sein. Dittrich (1996: 31) schreibt dazu: „Wenn einem Menschen also nicht die Möglichkeit geboten wird, seine Wohnumwelt selbst zu gestalten, wird ihm die

Umwelt fremd bleiben und er wird sich nicht „zu Hause“ fühlen, sodaß er einen Wechsel der Wohnung anstreben wird.“

Der Begriff Zuhause ist meines Erachtens für die meisten Menschen ein emotional aufgeladener Begriff, der mit 'Heimat', 'Geborgenheit', 'Schutz', 'Vertrautheit', 'Zugehörigkeit', etc. verbunden und assoziiert wird. Er wird auch oft herangezogen, um Menschen positive Gefühle zu vermitteln, etwa wenn Hotels oder Restaurants damit werben, dass man sich bei ihnen wie Zuhause fühlt. Für Flade (2006: 18f.) gibt es folgende Dimensionen des Zuhause: „dazu gehören Privatheit und Rückzug; Schutz, Sicherheit und Regeneration; Umweltaneignung und Selbstdarstellung; Ordnungsstrukturen; Bindung an Orte und an Personen; Kontinuität und Identität sowie das Zuhause als Träger von Erinnerungen“.

Ein Zuhause hängt für etliche Menschen jedoch nicht mit einem bestimmten Ort zusammen, sondern beispielweise mit Menschen, die einem wichtig sind und die einem das Gefühl der Geborgenheit geben, egal wo man sich befindet. Beispielsweise Befragte 1 sagt: *„der Begriff Zuhause ist ein bisschen schwierig für mich, weil ich das örtlich, an einem Ort das nicht wirklich festbinden kann für mich selber.“* Für sie hängt das Gefühl Zuhause zu sein damit zusammen, *„wenn ich mich wohlfühle, wenn ich mit Leuten zusammen bin, wo ich 'ich' (betont) sein kann“*. Auch die Forschungsarbeit von Daniel Miller (2010) zeigt, dass das Zuhause eines Menschen nicht immer mit einem Ort gleichzusetzen ist. In seinem Buch beschreibt er beispielsweise einen Mann, der sehr mobil ist und dessen Zuhause sein Laptop darstellt. Dies ist teilweise darauf zurückzuführen, dass seine E-Mail Adresse seine einzige fixe Adresse ist, wo man ihn immer erreichen kann. In seinem Laptop bewahrt er jedoch auch seine Erinnerungen anhand von Fotos und anderen Dokumenten auf, archiviert und ordnet sie. *„Der Laptop ist das Dach, unter das er sich zurückzieht, Festplatte und Motherboard die vier Wände, in denen er sein Leben ordnet, sich mit vertrauten Dingen umgibt und zur Ruhe kommt.“* (Miller 2010: 77)

Diese Ausführungen zum Begriff des Zuhauses sollen hier nur kurz Erwähnung finden, um deutlich zu machen, dass dieser Begriff für verschiedene Menschen ganz unterschiedliche Dinge bedeuten kann. Das vorhergehende Zitat von Flade macht deutlich, dass sehr viele Aspekte damit verknüpft sind. In dieser Arbeit soll dieses Konstrukt nicht vertiefend analysiert werden, da aufgrund seiner Komplexität eine intensivere Auseinandersetzung erforderlich wäre, als es der Rahmen dieser Diplomarbeit zulässt und hierfür meines Erachtens zudem eine psychologische Ausbildung vonnöten wäre. Es soll jedoch festgehalten werden, dass die Analyse der Interviews ergeben hat, dass ein Zuhause nicht von außen zur Verfügung gestellt werden kann. Ist das Gefühl, zuhause zu sein, für einen Menschen ortsgebunden, hängt dies ganz besonders mit der Möglichkeit zusammen, sich die eigene Wohnung oder das eigene Haus und die Wohnumwelt aneignen, gestalten und personalisieren zu können. Durch diese Prozesse entstehen ein Mehrwert der leeren Hülle einer Wohnung und dadurch ein Zuhause. Nicht zu vergessen ist, dass dieses Gefühl auch sehr stark mit Personen und sozialen Kontakten innerhalb der Wohnung, sowie mit sich darin befindenden, persönlich bedeutsamen Objekten zusammenhängt.

Unter Aneignung wird hier jedoch nicht nur die Entstehung eines persönlichen Mehrwerts, durch die Aneignung und Personalisierung der Wohnung verstanden. Es geht auch um den Aspekt der Selbstbestimmung, um die Wahrung der „individuellen Autonomie“ (Gestring 2002: 31) bzw. um die

Autonomie der im Haushalt Lebenden. Das bedeutet, dass es für die Befragten sehr wichtig ist, dass man innerhalb der Wohnung mehr oder weniger tun und lassen kann, was man will. Man möchte sozusagen 'Herr oder Frau im eigenen Haus' sein, sich die Wohnung nach den eigenen Vorstellungen 'zu Eigen' machen und sich nicht rechtfertigen müssen. Dies beschreibt beispielsweise Befragte 5, indem sie sagt, dass es für sie wichtig ist, in ihrer Wohnung so leben zu können, „*wie man grad möchte*“ (I5). Sie führt hier an, dass sie und ihre Tochter am Wochenende teilweise bis Mittag nur einen Jogginganzug oder Pyjama tragen, was sie sonst nicht mal zum Müll raustragen macht. „*Das geht halt nur zu Hause*“ (I5).

Dieser Aspekt der Selbstbestimmtheit hat laut Kaiser (1993: 37) drei Bedeutungen:

- 1) „dass man – mehr oder weniger im Rahmen der allgemeinverbindlichen Gesetze – tun und lassen kann, was man will“ (Kaiser 1993: 37)
- 2) „dass man all das, was man aufgrund seines Menschseins alles tun muss, wie z. B. essen, schlafen, usw., auf die Art und Weise tun kann, wie man es selbst möchte“ (Kaiser 1993: 37)
- 3) „dass man sich von andern nicht dreinreden lassen muss“ (Kaiser 1993: 37)

... und bedeutet somit, die „Kontrolle darüber zu haben, mit wem man überhaupt was tun will, und auch darüber, wie man etwas tun will“ (Kaiser 1993: 38). Genau dieser Aspekt wird auch von den Befragten immer wieder erwähnt. Es ist für sie sehr wichtig, dass in der Wohnung einem „*niemand sagen kann mach dies, mach das*“ (I13).

Hinsichtlich der Aneignung einer Wohnung ist auch ein gewisses territoriales Verhalten von Seiten der Befragten zu erkennen. Zum Beispiel bei Befragtem 15, der festhält, dass er sich seinen Freunden oder Bekannten gegenüber nicht rechtfertigt, wenn es um die Einrichtung seines Hauses geht. Für ihn ist wichtig, dass die Einrichtung ihm und seiner Familie, die im selben Haus leben, gefällt und nicht außenstehenden Personen. Die Gestaltung des 'Territoriums' seines Hauses ist seine Sache und die seiner Familie. „*Ich versuche mich in meinem Leben möglichst wenig zu rechtfertigen, ja, ähm, weil wenn ich mein Schnitzerl, das ich immer am Sonntag nicht schmeckt, nur weil nebenan eine Anrichte steht aus dem Biedermeier, dann muss ich das Schnitzerl wo anders essen, da bin ich relativ strikt im Freundeskreis. (lacht)*“ (I15). Ebenso weist Befragter 3 darauf hin, dass seine Wohnungsausstattung nicht jedem gefallen muss. „*Denn es muss ja jeder in seiner Wohnung das machen, was ihm gefällt. Ich muss es mir ja täglich ansehen (lacht) und ich werd mir nicht täglich was anschauen, was ich nicht möchte*“ (I3). Auch bei Befragtem 16 ist dieses territoriale Verhalten herauszulesen, wenn er dem Ende seiner Beziehung den Vorteil zuspricht, dass er jetzt nicht mehr „*kämpfen*“ muss „*um jede Kleinigkeit*“ (I16), was die Einrichtung der Wohnung betrifft – „*ich kann jetzt alles bestimmen*“.

In dem Zusammenhang wird die Möglichkeit, alles selber entscheiden und gestalten zu können, als wesentlicher Vorteil hinsichtlich des alleine Wohnens genannt, was beispielsweise in Wohngemeinschaften nur marginal gegeben ist. Auch bei den einzelnen Formulierungen der Befragten zum Thema, was ihnen in der eigenen Wohnung wichtig ist, um sich Wohl oder Zuhause zu fühlen, kann das territoriale Verhalten herausgelesen werden – Possessivpronomen wie *mein/e/s/r* werden häufig verwendet. „*Generell fühl ich mich wohl, wenn meine Bücher da sind und, und meine Bilder aufgehängt sind*“ (I8).

Wie es ist, wenn man die eigene Wohnung nicht wirklich nach seinen Vorstellungen aneignen kann

und das Gefühl hat, nicht wirklich mitbestimmen zu können, beschreibt eine der Befragten. Sie erzählt von der ehemaligen Wohngemeinschaft, in der sie gewohnt hat und in der sie sich überhaupt nicht wohlfühlt hat. Ihr zufolge war es dort nämlich „*total chaotisch*“ (I13) und sie konnte sich die Wohnung in keinsten Weise aneignen. Deswegen war sie dann meistens bei ihrem Freund, dessen Wohnung sie jedoch als „*seine Wohnung*“ bezeichnet und in der sie sich ihr zufolge deswegen auch nicht entfalten konnte. In der Situation hatte sie das Gefühl, nirgends zu Hause zu sein, was für sie „*schrecklich*“ war. Sie genießt nun, dass sie alleine wohnt, alles so gestalten und sich aneignen kann, wie sie möchte. „*Ich mein es ist, es ist einfach meins. (...) das ist mein eigener Rückzugsort, wo mir niemand sagen kann mach dies, mach das. Das ist halt – meins! Mein Plätzchen halt.*“ (I13)

Selbstbestimmung und die Möglichkeit, die Wohnung so nutzen zu können, wie man will, stellen auch ein wichtiger Faktor dar, um die Wohnung an die eigenen Bedürfnisse anpassen zu können, beispielweise durch Umbauten oder Renovierungsarbeiten. Solche Maßnahmen sind in einer Mietwohnung allerdings eher schwierig bzw. sehr aufwändig zu bewerkstelligen, da zumeist vom Vermieter gefordert wird, dass nach Ablauf des Mietvertrages alles wieder wie beim Einzug ist. Eine Eigentumswohnung oder ein Eigenheim bieten hierfür bessere Realisierungschancen. Jedoch finden sich in den Interviews immer wieder Berichte über diese Art der Aneignung der eigenen Wohnung – die Befragten erzählen, selber renoviert, umgebaut, vom Tischler Möbelstücke anpassen lassen, umgestellt, etc. zu haben, um die Wohnung besser an die eigenen Bedürfnisse anzupassen. Einer der Befragten erzählt sogar davon, dass er und seine Frau beim Einzug in ihre Mietwohnung sehr viel investiert, renoviert und umgebaut haben und die Wohnung aufgrund dessen von einer Kategorie B Wohnung zu einer Kategorie A Wohnung aufgewertet haben (I11). Auch durch diese Art der Aneignung entsteht in gewisser Weise ein Mehrwert der Wohnung, was man dadurch erkennt, dass Personen, die viel investiert haben, keinesfalls umziehen möchten.<sup>87</sup>

Einen eigenen Bereich zu haben, über den man selber bestimmen kann, scheint sehr wichtig zu sein. Das erkennt man auch anhand der Definition von Enteignung, dem Gegenteil von Aneignung, womit der „Verlust an Selbstbestimmung und lokaler Kontrolle“ (Flade 2006: 29) gemeint ist. „Ein Mensch, der enteignet ist, kann in diesem Bereich keinen Einfluss mehr ausüben.“ (ebenda)

Die Bedeutung der Selbstbestimmung kommt auch sehr deutlich bei den Ausführungen von Häußermann und Siebel (1996: 44f.) zum Hospizwesen hervor. Dort wird geschildert, dass es bei alten Menschen, die nicht mehr fähig sind, selbstständig einen eigenen Haushalt zu führen und die eigene Wohnung deswegen verlassen müssen, ein großes Problem darzustellen scheint, dass diese Menschen in den Hospiz-Einrichtungen alte, kaputte Geräte, Scherben, Stoffreste etc. ansammeln. Die Bedeutung dieser Dinge für die alten Menschen liegt darin, dass sie nicht dem Heim gehören, sondern ihnen selbst, und für sie somit eine Art Zuhause darstellen. Es ist ihr eigenes, über das sie selber bestimmen können. Auch dadurch erkennt man den vorher schon erwähnten Aspekt, dass ein Zuhause nicht örtlich

---

<sup>87</sup> Wie später noch genauer erörtert wird, finden sich in den Interviews immer wieder Aussagen, die darauf hinweisen, dass die Befragten generell eher umzugsscheu sind. In Hinblick auf Personen, die viel in ihre Wohnung investiert haben, kann herausgelesen werden, dass insbesondere bei ihnen diese Investitionsleistungen ein Grund dafür sind, warum sie nicht umziehen möchten – sie haben es sich in ihrer jetzigen Wohnung schon so eingerichtet, wie sie es haben möchten.

gebunden sein muss. Es hängt darüber hinaus vielmehr mit Selbstbestimmung und persönlichem Besitz zusammen.

Meines Erachtens kann der Aspekt der Selbstbestimmung in der eigenen Wohnung auch als soziale Norm bezeichnet werden. Der Respekt vor der Privatsphäre Anderer ist etwas, das man mehr oder weniger durch die Erziehung und Sozialisation erlernt und man nicht in Frage stellt, da man selber diesen Respekt auch erwartet, wenn Menschen in die eigene Wohnung eingeladen werden. Man hat gelernt, und weiß, wie man sich als Gast zu verhalten hat. Sichtbar wird das bei der Erzählung von Befragtem 6, der gerne in den Bücherregalen „herumstirlt“, „weil das darf man, das ist irgendwie sozial toleriert. Laden aufmachen und Kästen tut man natürlich nicht. Aber Bücherregal schauen und Bücher herausnehmen, durchblättern, das ist erlaubt. Glaub ich halt... das ist auch so.“ (I6) Aber auch bei den Schilderungen von Befragter 13 erkennt man, dass sie das ‘Eigentum‘ Wohnung (auch wenn es sich um eine Mietwohnung handelt) von Anderen respektiert, als solche akzeptiert und weiß, es ist nicht ‘ihres‘: „Bei meinen Eltern... bei denen kann ich immer sein, aber das ist halt ihre Wohnung. Bei meinem Freund bin ich eigentlich auch jeden zweiten Tag, aber das ist halt seine Wohnung und das weiß ich“ (I13).

Der individuellen Aneignung der eigenen Wohnung sind jedoch auch Grenzen gesetzt. Insbesondere der tatsächlich vorhandene persönlich nutzbare Platz, der Grundriss einer Wohnung und die finanziellen Mittel sind in dem Zusammenhang einflussreiche Faktoren. Zudem legen Industrienormen die Grundrisse und damit die Installationen und Möbelstellflächen fest – die Funktionen jedes Raumes werden dadurch im Voraus bestimmt. Deshalb bleibt oft mal nicht viel Platz für die individuelle Aneignung und Ausgestaltung, da die Wohnfunktionen vorgeschrieben werden.

Die vorangegangenen Ausführungen machen jedoch deutlich, wie wichtig es für die Wohn- und damit Lebensqualität der Menschen darstellt, dass sie sich ihre Wohnung individuell und nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen aneignen und anpassen können. Partizipationsverfahren und somit die Möglichkeit, dass die zukünftigen Bewohner bei der Gestaltung der Wohnung und -umgebung, mitsprechen und auch mitbestimmen können, stellen ein erheblicher Faktor für die Steigerung von Wohnqualität dar. Es sollte in Zukunft weniger darum gehen, für eine bestimmte Zielgruppe ein ‘richtiges‘ oder ‘ideales‘ Wohnmodell zu entwickeln, sondern um das Bereitstellen von „flexiblen Wohnmöglichkeiten und in der Unterstützung von Bewegung und Erfahrung im Wohnalltag“ (Breckner 2002: 152).

Die Möglichkeit der Aneignung ist Voraussetzung für die folgenden Bedeutungsdimensionen, die nun erörtert werden sollen. Denn ohne die Möglichkeit, sich die Wohnung nach den eigenen Vorstellungen und Wünschen aneignen und dadurch auch an die individuellen Bedürfnisse anpassen zu können, bleibt eine Wohnung nicht mehr als eine leere Hülle. Sie könnte kein Kommunikationsmittel für die Darstellung von sich selbst und seinem eigenen Geschmack sein (Symbolische Dimension), es könnte kein persönlich bedeutsamer Ort der Privatheit und Intimität geschaffen werden (Emotionale Dimension) und nicht „die Übereinstimmung mit bestimmten sozialen Normen oder die Abgrenzung dazu“ (Gleichmann 2006: 26) verdeutlicht werden (Normative Dimension).

## 5.5.2 Symbolische Bedeutungsdimension einer Wohnung

Bei der **Symbolischen Bedeutungsdimension** geht es um die Wohnung als Kommunikationsmittel – „derjenige, der seine Wohnung präsentiert, zeigt damit also offenbar etwas über sich selbst [wie er ist, oder gern sein würde; Anmerkung CK], und derjenige, der die Wohnung präsentiert bekommt, scheint dabei etwas über den Bewohner in Erfahrung zu bringen.“ (Kaiser 1993: 39) Die Wohnung kann somit als „Ich-Museum“ (Selle 1997: 22) und als Ort der Selbstdarstellung (vgl. Kaiser 1993: 46) gesehen werden. Denn durch die Gestaltung und Einrichtung der Wohnung inszeniert man bewusst ein bestimmtes Bild von einem selbst, das man anderen Personen vermitteln möchte. „So hat der Einzelne im allgemeinen den Grund, sich anderen gegenüber so zu verhalten, daß er bei ihnen den Eindruck hervorruft, den er hervorrufen will“ (Goffman 1973: 8).

Die Wohnung und deren Einrichtung sind somit „Symbol der Individualität“ (Häußermann, Siebel 1996: 44). Sie repräsentieren die Bewohner selbst, deren Geschmack und Lebensstil.

*„Der Mensch will, dass sich seine Persönlichkeit in seinem Wohnumfeld widerspiegelt. Er richtet sich so ein, dass seine Ansichten, sein Geschmack, sein Lebensstil von Nachbarn, Außenstehenden und Besuchern wahrgenommen werden. Wohnen ist deshalb auch ein Akt der Inszenierung. Vielen mag das nicht bewusst sein, dennoch verhalten sie sich so. Diese Art von Selbstdarstellung begründet auch Ansprüche an den Wohnraum, die nicht unmittelbar mit praktischen oder physischen Bedürfnissen zu tun haben, z.B. nach Repräsentativität oder Bescheidenheit, nach Offenheit oder Zurückgezogenheit. Das Bedürfnis nach Selbstdarstellung darf nicht unterschätzt werden, viele Entscheidungen in Bezug auf die Wahl und Gestaltung von Wohnraum werden davon beeinflusst oder sogar bestimmt.“ (Gilg, Schaeppi 2007: 87)*

Um das Bild aufrecht zu erhalten, das man möchte, ist jedoch nicht nur der Aspekt der Repräsentation wichtig. Wohnen kann vielmehr als Doppelstrategie zwischen Präsentieren und Verstecken erachtet werden – „verbergen zum einen und darstellen und inszenieren zum anderen“ (Wagenhofer 2003: 7). Oder, um die Begrifflichkeit Goffmans (1973) zu verwenden, gibt es innerhalb der Wohnung Sphären der ‘Vorder-‘ und ‘Hinterbühne‘. Für die Befragten ist es in dem Zusammenhang wichtig, die intimen Bereiche von denen für Besuche Zugänglichen getrennt halten zu können, also Privates in der ‘Hinterbühne‘ lassen und somit gleichzeitig verbergen zu können. Besuch hat bzw. bekommt dann nur in bestimmten, ‘öffentlichen‘ Räumen der Wohnung Zutritt.<sup>88</sup> Die Bedeutung der Möglichkeit, die Räume einer Wohnung nach ihren Funktionen trennen zu können, findet sich in den Interviews immer wieder.

Das Verbergen von gewissen Dingen hängt insbesondere mit Normvorstellungen einer Gesellschaft zusammen. Daher soll der Aspekt der ‘Hinterbühne‘ vorrangig Inhalt der Normativen Dimension sein. Hier wurde er nur kurz erwähnt um deutlich zu machen, dass die Inszenierung und Darstellung von sich selbst in der eigenen Wohnung auch mit dem Verstecken bzw. Verbergen gewisser Dinge zusammenhängt, die dem Bild, das man herstellen möchte, widersprechen könnten.

---

<sup>88</sup> Zu welchen Räumen man dem Besuch Zugang gewährt hängt wiederum mit verschiedenen Faktoren zusammen – wie gut kennt man die Person, aus welchem Grund befindet sie sich in der Wohnung, die Größe der Wohnung, etc.

In der Literatur wird darauf hingewiesen, dass durch die spezifische Gestaltung und Einrichtung der Wohnung dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Anerkennung im Rahmen sozialer Beziehungen nachgekommen wird. Dadurch wird sowohl die Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Gruppe als auch der Status innerhalb dieser Gruppe signalisiert und gefestigt. Dittrich (1996: 29) nennt in diesem Zusammenhang „kostbare Sitzmöbel oder teure Einbauküchen sowie verschiedene Kunstgegenstände“ die der Präsentation des sozialen Status dienen.

Dieser Aspekt der Repräsentation des sozialen Status, der mit dem Zugehörigkeitsbedürfnis zusammenhängt, wurde von den Befragten nicht direkt genannt. Ausnahmen sind Befragter 3, für den seine Wohnung ein Prestigeobjekt ist, durch die er „*Prestigegefühl*“ empfindet und die er „*repräsentativ ausstatten*“ kann, „*dass ich mich damit sehen lassen kann*“ (I3) und Befragter 11, der großen Wert auf „*Stilmöbel*“ legt. Sie „*müssen nicht in allen Räumen sein, aber Speisezimmer, Wohnzimmer sind stilgemäß eingerichtet*“ (I11). Die privateren Bereiche wie Schlafzimmer, Bad und Küche sind ihm zufolge „*eher zweckmäßig, technisch, nüchtern*“ (I11) eingerichtet. Hier ist erkennbar, dass für ihm Stilmöbel in den Bereichen wichtig sind, wo auch Besuch empfangen wird, sozusagen in den Repräsentationsräumen oder der ‘Vorderbühne’ der Wohnung. Die Zimmer für die private Nutzung sind dahingegen gemäß ihrer Funktionen, die diese Bereiche erfüllen sollen, eingerichtet.

Bei den anderen Befragten kann das Bedürfnis, den eigenen sozialen Status zu repräsentieren, nicht herausgelesen werden. Die Beschreibungen der Einrichtung der eigenen Wohnung und die Erzählungen, worauf dabei besonders Wert gelegt wird, weisen vielmehr darauf hin, dass der Wunsch nach Individualität im Vordergrund steht. Daneben scheint die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe keine Rolle zu spielen, zumindest wie es in den Interviews dargelegt wurde. Der bereits im theoretischen Teil der Diplomarbeit erläuterten These Bourdieus, der Konsum und Besitz bestimmter Güter seien reine Mittel der Distinktion, die die Inklusion und Exklusion bestimmter sozialer Gruppen bestimmen, kann in dem Zusammenhang daher nur teilweise zugestimmt werden. Den Befragten geht es hinsichtlich der Einrichtung hauptsächlich um Individualität und die Darstellung des individuellen Geschmacks und Stils, vor allem im Hinblick auf Selbstentfaltung und -verwirklichung.<sup>89</sup> Die Befragten wollen, „*dass es nicht aussieht wie jedes zweite Ikea-Zimmer*“ (I13). „*Aneignung, Ästhetik, Anregung und Selbstverwirklichung (alles im Sinne von Individualität)*“ (Dittrich 1996: 30).

Somit bezieht sich die Abgrenzung nicht auf eine bestimmte soziale Gruppe, sondern auf ‘alle’ anderen und kann somit als individuelle Distinktion bezeichnet werden.<sup>90</sup> Deutlich wird das beispielsweise bei der Erzählung von Befragtem 11, der davon berichtet, dass er mit seiner Frau bei der Suche nach dem „*Richtigen*“, „*was den Vorstellungen entspricht*“, bis nach Italien gefahren ist. „*Da haben wir auch einiges gefunden... was man hier nicht finden konnte*“ (I11).

---

<sup>89</sup> Der Begriff der „Selbstverwirklichung“ scheint für einen der Befragten (I6) ein ‘Modewort’ zu sein und er hinterfragt diesen kritisch. Er lacht auf, als ich ihn frage, ob die Wohnung für ihn auch Ort der Selbstverwirklichung sei und meint: „*Das ist ein Schlagwort. Man wohnt halt dort. Ob man sich selbst dadurch verwirklicht... (fragend)*“ (I6).

<sup>90</sup> „Distinktion ist die Zauberformel auch zur gegenwärtigen kulturellen Differenzierung im Prozeß der kulturellen Produktion von Lebensstilen, selbst wenn die Mittel, die „Kapitalsorten“ nun durchmischt werden und nicht mehr (allein) den Vorgaben einer kapitalistischen Gesellschaft gehorchen, sondern mit neuen Zeichen und Symbolen daherkommen. (...) die gegenwärtigen Veränderungen sind (...) Versuche jedenfalls, unter den gegebenen Möglichkeiten dem individuellen Sein Ausdruck zu verleihen. Und darin liegt das Neue.“ (Katschnig-Fasch 1998: 393)

Abgesehen vom Wunsch nach Individualität ist, wie schon erwähnt, auch die Präsentation und Darstellung von sich selbst und seinem Geschmack in der Wohnung ein Aspekt, der sich in den Interviews immer wieder findet. Beispielsweise bei Befragter 8, bei der es hinsichtlich der Einrichtung wichtig ist, dass sie *„mich auch wider, also meinen Charakter und so auch widerspiegelt, ja? Und das tut's auch, glaub ich – ist so ein chaotischer Mix aus allem“* (I8). Auch Befragte 13 legt großen Wert auf Individualität und *„dass es einen eigenen Touch hat“*. *„Es ist so dieser Touch, also... jeder der in meine Wohnung kommt sagt – das ist einfach Tina“*<sup>91</sup> (lacht). *Äh, Muster, Perlen, was weiß ich, das ist halt so – ja, mein Stil“* (I13). Befragte 14 beschreibt die Einrichtung ihres Hauses mit: *„das bin ich, ja? Und das ist mein Geschmack“* (I14). Auch das häufige Verwenden des Begriffs der „Gemütlichkeit“ im Zusammenhang mit dem Wohlfühlen in der Wohnung, kann in Bezug auf die Selbstinszenierung interpretiert werden – man möchte Gemütlichkeit ausstrahlen und für Besuch eine angenehme Atmosphäre schaffen.<sup>92</sup>

Die eigene Einrichtung bzw. Möbelstücke werden wiederholt mit den Worten schön oder ästhetisch ansprechend beschrieben, was deutlich die Bedeutung des eigenen Geschmacks widerspiegelt, denn das eigene Schönheitsempfinden trifft nur eingeschränkt andere Geschmäcker. Auch der Begriff „modern“ wird immer wieder genannt, wobei auch hier behauptet werden kann, dass dieser Begriff für jeden etwas anderes bedeutet. Besteht der Haushalt aus mehreren Personen, wird darauf geachtet, dass die Einrichtung allen zusagt. Anhand der Interviews kann jedoch festgestellt werden, dass es besonders wichtig ist, dass die Einrichtung einem selber gefällt.

Ein weiterer Aspekt, der deutlich werden lässt, dass die Einrichtung dem eigenen Geschmack entsprechen soll und gleichzeitig eine Inszenierung und Präsentation der eigenen Person bzw. der eigenen Geschichte oder Herkunft ist, wird deutlich, wenn die Befragten von älteren Möbeln oder Einrichtungsgegenständen berichten, die sie geerbt oder geschenkt bekommen haben. Diese Objekte haben für die Befragten sehr oft einen hohen Stellenwert: *das hab ich „von meiner Uroma (...) und das würde ich niemals hergeben. Ich weiß nicht, wie viel das Wert ist, aber das ist für mich so eine... Würde, verstehst?“* (I4). Diese Gegenstände werden mit persönlichen Erinnerungen verknüpft und deren Bedeutung kann von außen nur bedingt oder gar nicht wahrgenommen werden. Es kann davon ausgegangen werden, dass es infolge dessen auch weniger relevant ist, was Freunde oder Bekannte von diesen Einrichtungsgegenständen halten. Diese Objekte werden als Teil der persönlichen Geschichte wahrgenommen und sind sozusagen ein Teil eines „privates Ich-Museums“ (Selle 1997: 22). Solche Objekte sind in gewisser Weise eine Projektion des 'Ich' oder 'Wir', der eigenen Geschichte und Erfahrungen. Befragter 15 drückt das so aus: *„gewisse Stücke haben auch eine Geschichte glaub ich innerhalb einer Familie“* (I15). Die Wohnung ist also auch „Ort des Erinnerens“ (Häußermann, Siebel 1996: 44), ein „Archiv von Erfahrungen“ (Becker 1990: 109. In: Häußermann, Siebel 1996: 44). Einerseits durch das Anfüllen einer Wohnung mit Erinnerungen wie Fotografien und Bilder, andererseits durch das Bewohnen der Wohnung selber, wodurch Erinnerungen entstehen. Dadurch kann der Mensch *„einen Sinn für das eigene Selbst (...) entwickeln“* (Kaiser 1993: 74) und gleichzeitig seine eigene

<sup>91</sup> Name geändert, um die Anonymität der Befragten zu wahren.

<sup>92</sup> Dieser Aspekt weist ebenfalls bereits in Richtung der Normativen Dimension, die später noch genauer erörtert wird.

Identität sichern und festigen. „Dies und nichts anderes ist in seinem eigentlichen Sinne das Heim: Eine Projektion des Ichs, und die Einrichtung ist nichts anderes als eine indirekte kultische Form des Ichs“ (Praz, zitiert nach Becher 1990. In: Häußermann, Siebel 1996: 44)

*„Das Interieur der bürgerlichen Wohnung hat vorrangig die Funktion, die soziale Stellung des Hausherrn zu repräsentieren, die Einrichtungen der zukünftigen Wohnungen sind für die dort Wohnenden Arrangements kultureller Zeichenträger. Ein Arrangement stellt ein privates Museum mit Erinnerungsstücken an Personen oder Ereignisse dar, ein anderes vermittelt Sehnsüchte nach Ruhm und Sonne, ein weiteres ist ein reich [sic!] funktionaler Arbeitsplatz, sachlich, kühl und rational.“ (Terlinden 2002: 116)*

Hinsichtlich der bewussten Gestaltung und Einrichtung der eigenen Wohnung ist jedoch festzuhalten, dass dies nicht nur durch die Wünsche nach Selbstdarstellung und Individualität bedingt wird. Vielmehr sind den Gestaltungsmöglichkeiten, wie bei der Bedeutungsdimension der Aneignung bereits angedeutet wurde, Grenzen gesetzt – räumliche durch Wände, finanzielle aufgrund beschränkter, materieller Ressourcen, etc. Aber auch die gesellschaftlich auferlegte Wohnkultur kann in dem Sinne eingrenzend wirken. „Trotz der angestregten Bemühungen um Nonkonformität setzt sich – wie Bourdieu (1983) gezeigt hat – noch in den ausgefallensten Wohnung Gesellschaft durch: über die Auseinandersetzung jedes Einzelnen mit den Vorgaben eines standesgemäßen Wohnens, der notwendig zu erfüllenden Wohnfunktionen, der Normierung durch Grundrisse und Einrichtungsstandards und der verfügbaren Mittel.“ (Häußermann, Siebel 1996: 55)

Der eigene Wohnstil hängt somit nicht nur von den eigenen Vorstellungen, Wünschen und der Präsentation von sich selbst zusammen, sondern ist ein „Gemenge aus individueller Geschichte, notwendigen Funktionen, schichtspezifischen Mustern und den Vorgaben von Geldbeutel, Wohnungsangebot und Möbelindustrie.“ (Häußermann, Siebel 1996: 49)

### 5.5.3 Normative Bedeutungsdimension einer Wohnung

Hinsichtlich der **Normativen Bedeutungsdimension** ist zu allererst festzuhalten, dass das Wohnen an sich schon normativ belegt ist. Die „absolute Notwendigkeit zu wohnen“ (Gilg, Schaeppi 2007: 11), und dass eine eigene Wohnung laut Gleichmann (2006: 25. Hervorhebung im Original) „*durch andere Güter nicht ersetzt werden*“ kann, hängt nicht nur mit dem Schutz vor Witterung zusammen. Diese „Notwendigkeit“ ergibt sich unter anderem aus der gesellschaftlichen Abwertung der Individuen, die nicht ‘normal’ wohnen und sesshaft sind. Nicht-Wohnen, also Wohnungs- oder Obdachlosigkeit, ist mit einem starken Stigma behaftet – Bilder von einem ungepflegten, übelriechendem Mann mit Alkohol- und/oder Drogenprobleme, der selber schuld ist an seiner Situation, prägen die vorherrschenden Meinungen bezüglich der sozialen Randgruppe der Obdachlosen. (vgl. Neuhuber 2005) Man ‘muss’ demnach wohnen, um nicht in dieses Schema eingeordnet zu werden. Wohnungslose werden überdies stigmatisiert und ausgegrenzt, weil sie sich nicht an das soziale Ordnungssystem von öffentlich und privat halten. „Sich zu waschen und zu schlafen wird nicht als Teil des öffentlichen Lebens wahrgenommen (...). [Es] wird als Überschwappen des privaten Lebens in die Öffentlichkeit gesehen, was als schwer verstörend empfunden wird.“ (Bodnár 2002: 187)

Die während der Interviews gestellte Frage, was eine Wohnung alles haben sollte, traf, wie oben bereits kurz erwähnt, teilweise auf Unverständnis und wurde beispielsweise mit „*das Normale was man halt so hat, und das hat ja heutzutage eh jede Wohnung*“ (I6) beschrieben. In der Literatur wird dies als „Standard“ (Schneider 1992: 27. In: Krosse 2005: 35) bezeichnet und umfasst einen Kochbereich, Bad, Toilette, Wohn-, Schlafräume, Wasserversorgung, etc. Auch diese Definition des „Normalen“ weist auf den normativen Charakter des Wohnens hin. Normalität bedeutet, primäre Bedürfnisse, die von der Gesellschaft dem privaten und intimen Bereich der Wohnung zugeordnet werden, dort auch nachkommen zu können. Wohnen in einer Wohnung oder einem Haus ermöglicht somit auch die Einhaltung von Normen hinsichtlich dessen, was in den privaten Bereich gehört. Gleichmann (2006: 63ff.) zeichnet dies am langfristigen „Verhäuslichen“ sämtlicher Vitalfunktionen der Menschen nach. Hält man sich nicht an die „körperliche Selbstkontrolle“, muss man „Ächtung fürchten“ (ebenda). Wohnen kann somit als Strategie gesehen werden, um sozialer Ausgrenzung, mit der Wohnungslose konfrontiert sind (vgl. Neuhuber 2005: 18), zu entgehen. Aber auch empfundene Unsicherheiten im öffentlichen Raum spielen hingehend des Existenzbedürfnisses zu Wohnen eine bedeutende Rolle, vor allem für Frauen.<sup>93</sup> Darüber hinaus wurden seit der Nachkriegszeit in Europa auch nomadische Wohnformen zunehmend stigmatisiert. „Sie werden bestimmten Gruppen zugeschrieben und mit Zuschreibungen von Unzuverlässigkeit, eingeschränkter Bildung, unklaren Einkommensquellen bis zum Verdacht der Kriminalität, hygienischen Defiziten und so weiter versehen“ (Breckner 2002: 149)

Bei der Normativen Bedeutungsdimension der Wohnung geht es nun darum, dass innerhalb der Wohnung bestimmten Normen, Werte und Regeln, mehr oder weniger bewusst, nachgekommen wird. Teil dieser Dimension sind Vorstellungen darüber, wie es sich ‘gehört’ zu wohnen und wie sich die Haushaltsmitglieder verhalten müssen, damit sie diesen Normen und gesellschaftlichen Erwartungen

---

<sup>93</sup> Einen detaillierteren Einblick in diese Thematik siehe Renate Ruhne (2003).

entsprechen. Beispielsweise bedeutet die Gestaltung der Einrichtung der Wohnung nicht nur die Umsetzung individueller Vorstellungen und Wünschen. Sie wird auch von Normen bzw. Normierungen bedingt. Wohnungen und die Wohnungseinrichtung haben eine symbolische Funktion, „die die Übereinstimmung mit bestimmten sozialen Normen oder die Abgrenzung dazu verdeutlichen“ (Gleichmann 2006: 26), wie bei der Erörterung der Symbolischen Dimension bereits erläutert wurde. Bei dieser Dimension geht es somit nicht um die persönliche, individuelle Bedeutung bzw. Aufladung der Wohnung mit Bedeutungen, wie es bei der Emotionalen, Symbolischen und der Aneignungsdimension der Fall ist. Es geht vielmehr um die Bedeutung der Einhaltung gesellschaftlicher Normen innerhalb der Wohnung bzw. um die Möglichkeit, diese in der Wohnung einzuhalten, um somit dem gesellschaftlichen Bild des ‘richtigen Wohnens‘ entsprechen zu können.

In dem Zusammenhang wird die normative Bedeutungsdimension der Wohnung bei den Interviews beispielsweise dadurch sichtbar, dass die Befragten immer wieder erwähnen, wie wichtig Sauberkeit und Ordnung in der Wohnung sind. Auch die Pflege der Einrichtungsgegenstände, „*dass sie gut erhalten bleiben*“ (I11) ist wichtig, und dass die Dinge „*nicht irgendwie abgenutzt*“ (I4) sind „*oder dass es abgelebt ist*“ (I4). Den normativen Charakter der Bedeutung von Ordnung und Sauberkeit erkennt man daran, dass dieser Aspekt zumeist in Verbindung mit dem Empfang von Besuch genannt wurde – „*damit man dann nicht irgendwie ins Gerede kommt*“ (I6). Befragter 10 erzählt, dass seine Frau sehr pedantisch ist und die Wohnung daher immer sauber und ordentlich aussieht. Es „*passt alles auch, wann ich einen Besuch kriege*“ (I10), was ihm sehr wichtig ist. Befragte sieben erwähnt, dass sie immer darauf achtet, „*dass die Wohnung aufgeräumt ist und kann jederzeit Besuch empfangen, auch unangemeldet*“. Im Moment „*kann*“ sie das jedoch nicht, da ihr Mann auf Reha ist und ihr jede Woche zwei Taschen mit Wäsche mitgibt, die sie dann waschen und bügeln muss. Infolgedessen kann sie die Ordnung nicht so halten, wie sie es möchte. Für Befragte 4 ist es wichtig, Unordnung oder Hausarbeit vor Besuch verbergen zu können. Aufgrund dessen hat sie mit ihrem Sohn das Zimmer getauscht – sie hat nun das Größere, in dem sie auch Hausarbeit erledigt und dort stehen lassen kann, wenn ihr Sohn Besuch hat. „*Und wenn es Unordnung ist, mach ich halt die Tür zu und seine Freunde können trotzdem kommen*“ (I4). Sie schätzt es sehr, dass sie die Hausarbeit und andere private Dinge vor den Freunden ihres Sohnes verbergen kann. Davor war es „*für mich immer ein Stress*“ (I4), weil sie die Bügelwäsche etc. aus dem Zimmer des Sohnes entfernen musste bzw. wollte, bevor Besuch kam. Jedoch wird auch darauf verwiesen, dass hinsichtlich der Sauberkeit und Ordnung in der Wohnung nicht übertrieben werden sollte, damit sie nicht „*steril*“ wirkt. Wichtiger ist für die Befragten in dem Zusammenhang die Gemütlichkeit. Befragte neun meint sogar: „*die ganze Schlamperei – gehört dazu. In meiner, ja, ich glaub in einer ordentlich aufgeräumten Wohnung würde ich mich nicht so wohl fühlen* (lacht)“ (I9). Dieser Aspekt ist unter Einbezug der symbolischen Dimension interpretierbar – man möchte in der Wohnung Gemütlichkeit, keine Sterilität oder ähnliches ausstrahlen und vermitteln.

Innerhalb der Wohnung ist es für die Befragten außerdem wichtig, dass nicht alles „*vollgerammscht*“ (I13), „*vollgestellt*“ (I1) oder „*total (...) angeräumt*“ (I5) ist. Sie fühlen sich wohler, wenn die Wohnung nicht durch das Vorhandensein von ‘zu vielen‘ Dingen einengt oder beengt, „*dass alles irgendwo seinen Platz hat. Und dass, dass die Wohnung halt nicht zugemüllt wird*“. (I6)

Wie oben bereits erwähnt (siehe Kapitel 5.2), findet sich die Darstellung eines ‘zu viel‘ an Objekten als problematische Entwicklung immer wieder in den Interviews. Es wird in dem Zusammenhang von den Befragten darauf verwiesen, dass sie selber immer wieder ausmisten und Dinge, die sie nicht mehr brauchen wegwerfen um das Ausmaß persönlicher Güter einzudämmen. Dies lässt die Vermutung zu, dass sie nicht dem Bild eines ‘Messie‘ entsprechen, das in diesem Kontext wiederholt genannt wurde, oder als maßlose Sammler gelten wollen. Kommt die Sprache auf die Dinge, die sie im Lagerraum aufbewahren, wird oft betont, dass sie dort nicht einfach so liegen und man sie vergessen hat, sondern dass man sie immer wieder braucht bzw. nicht hergeben kann oder will, da sie noch funktionstüchtig sind oder aber, dass diese Objekte einen persönlichen, ideellen Wert haben und man sich deswegen nicht davon trennen kann.<sup>94</sup> In dem Sinn wird das nachhaltige Denken betont – man könnte es wieder einmal brauchen.

Der Aspekt, dass die Wohnung nicht zu vollgestellt sein sollte, hängt auch damit zusammen, dass es dann leichter ist, Ordnung zu halten. Somit kann auch dem zusätzlich angemieteten Lagerraum einen normativen Charakter zugewiesen werden – dadurch kann das ‘zu viel‘ an Objekten in der Wohnung eingegrenzt werden und das Ordnung Halten in der Wohnung wird vereinfacht: *„Es war jetzt möglich, Dinge die irgendwo völlig provisorisch gelagert waren, teilweise auf dem Fußboden, wieder in ein Regal rein zu schlichten“* (I6). *„Ich muss es tun. Ich hab keine andere Möglichkeit, ich kann mir das, wenn das Lager nicht mehr existiert, wieder nur nach Hause nehmen. Und dann steht es bei mir überall dort, wo ich es nicht brauchen kann* (lacht)“ (I3)

Zur normativen Bedeutungsdimension zählt auch der in der Symbolischen Dimension bereits kurz erörterte Aspekt der Trennung der Bereiche der ‘Vorder-‘ und ‘Hinterbühne‘. Diese Trennung scheint für die Befragten insbesondere dann wichtig zu sein, wenn es um die Hausarbeit geht – speziell diese möchte man scheinbar im Verborgenen lassen. Beispielsweise wünschen sich Befragte 4 und 5 einen zusätzlichen Raum in ihrer Wohnung, der ausschließlich für die Hausarbeit gedacht ist. Dort könnten sie die Bügelwäsche etc. erledigen und auch mal stehen lassen und Geräte für die Hausarbeit unterbringen. Dieser Wunsch wird deswegen geäußert, weil ansonsten die Wohnung für sie kein Erholungsort ist. Stehen Dinge, wie die Bügelwäsche, stattdessen im Wohnzimmer, haben sie permanent die Arbeit, die noch erledigt werden sollte, vor Augen. Befragte 4 meint, dass sie sich besser in ihrem Zimmer erholen könnte, wenn sie nicht die Hausarbeit darin erledigen müsste. Für Befragte 5 *„drückt [es] mit der Zeit aufs Gemüt“* (I5), wenn die Bügelwäsche, oder ähnliches, im Wohnzimmer steht. Das Wohnzimmer sollte ihr zufolge nur zum Wohnen und Erholen da sein.

Zur Sprache kommt dieser Aspekt der Trennung wiederum oft in Bezug auf den Empfang von Besuch, was auf das Einhalten gesellschaftlicher Normen hinweist. Als Beispiel kann hier wiederum die vorher schon erwähnte Situation der Befragten 4 herangezogen werden, die es sehr schätzt, die Bügelwäsche in ihrem Zimmer lassen zu können und nur die Tür zu machen muss, wenn Besuch kommt.

Auch wenn die Stichprobe nicht repräsentativ ist und somit nicht auf die Grundgesamtheit geschlossen werden kann, soll hier festgehalten werden, dass die Analyse der Interviews ergab, dass das

---

<sup>94</sup> Detailliertere Ausführungen über die Gründe, warum Dinge behalten und eingelagert werden, siehe Kapitel 5.7

Thema Hausarbeit sehr weiblich konnotiert ist. Für die befragten Frauen stellt die eigene Wohnung oder das eigene Haus viel mehr ein Arbeitsort dar, als für die befragten Männer.<sup>95</sup> So findet sich in den Interviews mit weiblichen Befragten immer wieder die Feststellung, dass die Wohnung für sie kein Erholungsort darstellt, da die Wohnung für sie *„eher mit Arbeit verbunden [ist] als mit Erholungsort. Ein Erholungsort ist für mich eher ein Park oder wenn ich in ein Café sitze oder so irgendwie.“* (I1). *„Das verbind ich nicht mit der Wohnung. Nein! Das verbind ich eher mit dem Haus und Garten oder, echt Urlaub, echt weg. Ähm... ja, (...) raus aus den vier Wänden weil ... ich sag einmal eine Stunde am Balkon drück ich so ungefähr durch, aber dann... fang ich wieder an zu denken, was gehört gemacht, was kann ich tun. Es ist die Wohnung nicht wirklich.“* (I5) *„Erholung würd ich als Frau als Wohnung nicht wirklich sagen, weil in einer Wohnung hat man immer was zu tun, also man findet immer etwas, ja? es ist jetzt nicht so, dass ich sage; also - wenn ich Urlaub habe, dann ist es für mich weg von der Wohnung; als Frau ist Wohnung, äh, hängt auch schon mit Arbeit zusammen.“* (I7) Für die befragten Frauen stellt die eigene Wohnung kein Erholungsort dar, weil sie mit Arbeit verbunden wird. Vor allem wenn es unordentlich oder nicht sauber ist, fühlen sie sich in der eigenen Wohnung nicht wohl.

Auch für einen der befragten Männer (I12) stellt das eigene Haus kein Erholungsort dar, jedoch nur im Moment: *„weil wir noch jede Freiminute verbringen alles fertig zu bekommen - aber grundsätzlich ja“* (I12). Dies hängt mit den aktuell laufenden Umbau- und Renovierungsarbeiten zusammen, nicht mit alltäglicher Hausarbeit. Ein weiterer befragter Mann (I2) verneint die Frage, ob die eigene Wohnung ein Erholungsort darstellt. Dies ist auf seine aktuelle Wohnsituation zurückzuführen – er wohnt zum Zeitpunkt der Befragung in einem Heim für Wohnungslose. Seine Unterkunft beschreibt er als *„karge, spartanische Art Zelle (...) von nur 6 Quadratmetern Größe“*. Infolgedessen ist er sehr viel mit seinem Fahrrad unterwegs und verbringt die meiste Zeit im Freien. Für alle anderen befragten Männer stellt die eigene Wohnung oder das eigene Haus ein Erholungsort dar.

Die Wohnung als Erholungs- und Rückzugsort wird in der Literatur oft in Verbindung mit dem Gegenüber zur Erwerbsarbeit erwähnt. Das Haus *„als ‚Heimkehr- und Rückzugsort‘ von der harten und feindlichen (Erwerbs)Welt außerhalb des Hauses“* (Ruhne 2003: 91) Bei den befragten Frauen, die erwerbstätig sind, hängt dieser Faktor, ob die eigene Wohnung das Gegenüber zur Erwerbsarbeit und somit Ort der Erholung darstellt, jedoch insbesondere damit zusammen, wie viel unerledigte Hausarbeit in der Wohnung wahrgenommen wird. Erholung wird eher außerhalb der Wohnung gesucht, da die eigene Wohnung durch die Präsenz der Hausarbeit nicht als Erholungsort, sondern vielmehr als Ort der (Haus)Arbeit gesehen wird.

Bei einer der befragten Frauen (I7) ist ein gewisser Zwiespalt hinsichtlich der Bewertung ihrer Wohnung als Erholungsort zu erkennen, je nachdem, von welcher Perspektive aus sie darauf zu sprechen kommt. Meine Frage, ob ihre Wohnung für sie Erholungs- und Rückzugsort ist, verneint sie, weil die Wohnung für sie als Frau mit Arbeit zusammenhängt (siehe obiges Zitat). Vor dieser Frage war

---

<sup>95</sup> Bei diesem Ergebnis soll noch einmal darauf hingewiesen werden, dass dies natürlich nicht als repräsentativ gilt. Zudem sind 3 (I1, I4, I5) der 8 befragten Frauen alleinerziehende Mütter. Die Hausarbeit kann somit gar nicht mit einem Partner geteilt werden und bleibt somit alleinige Sache der Frau. Jedoch bestätigt sich die Mutmaßung, dass die Hausarbeit zum größten Teil von Frauen erledigt wird, auch, wenn man die Aussagen der befragten Männer heranzieht – auch sie sprechen davon, dass die Hausarbeit hauptsächlich von ihrer Frau erledigt wird. Eine Aufteilung der Arbeit findet meist jedoch statt, wenn beide berufstätig sind.

das Thema die eigene Wohnsituation, was eine Wohnung ihrer Meinung nach haben bzw. erfüllen sollte, etc. Bei meiner später gestellten Frage, welche Bedeutung für sie die Wohnung im Vergleich zu anderen Lebensbereichen hat, antwortet sie jedoch mit *„Ruhe und abschalten können. Mach ich eigentlich in der Wohnung. Ich sperr auf und Arbeit ist eigentlich hinter mir, Beruf, und ... ja.“* (I7) Hier stellte sie einen Bezug zu ihrer Erwerbsarbeit her und sah aus dieser Perspektive auf die Bedeutung der Wohnung.

In Hinblick auf das Thema Hausarbeit ist noch festzuhalten, dass männliche Befragte darauf verweisen, im Haushalt mitzuhelfen oder dass die Hausarbeit zwischen ihnen und ihrer Frau aufgeteilt wird. Dennoch kommt sehr deutlich heraus, dass die Hausarbeit immer noch ein Bereich darstellt, der zum Großteil von Frauen erledigt wird. Scheinbar ist die gesellschaftliche Zuordnung der Frauen zum privaten Bereich und der Männer zur öffentlichen Sphäre, die sich im 18. und 19. Jahrhundert herausgebildet hat, immer noch vorherrschend. *„Der Mann muß hinaus/ Ins feindliche Leben,/ [...] Und drinnen waltet/ Die züchtige Hausfrau,/ [...] Und herrschet weise/ Im häuslichen Kreise, ...“* (Schiller 1924: 295f. In: Ruhne 2003: 91)

Frauen 'erobern' zwar immer mehr den öffentlichen Bereich, von dem sie laut Ruhne (2003: 92) durch die Zuordnung zur privaten Sphäre weitgehend ausgegrenzt wurden und zum Teil immer noch werden. Dennoch scheint die Vorstellung einer *„Naturbestimmung der Frau zur Hausfrau, Gattin und Mutter“* (Hausen 1990: 281f., in: Ruhne 2003: 94. Hervorhebung Renate Ruhne) noch nicht vollständig verschwunden zu sein. Bei der Analyse der Interviews stellte sich etwa heraus, dass die befragten Frauen, angefangen bei der Auswahl der Einrichtung, über das Halten von Sauberkeit und Ordnung, für die Schaffung eines angenehmen Zuhauses mehr oder weniger alleine verantwortlich sind bzw. sich auch verantwortlich dafür fühlen. In dem Zusammenhang finden sich in den Interviews mit männlichen Befragten die Hinweise, dass die eigene Frau das sehr gerne macht und sie es ihnen deswegen gerne überlassen. Auch spielen die Gestaltung und Dekoration der Wohnung mit Bildern, Fotos, Erinnerungsstücken, jahreszeitlichem Schmuck, Porzellan oder anderem, bei den befragten Frauen eine weit größere Rolle als bei den Männern – hier finden sich in den Interviews mit Männern wiederum Erzählungen hinsichtlich der Fähigkeiten ihrer Frauen. Der Aspekt der Selbstverwirklichung durch die Gestaltung der Einrichtung taucht in dem Kontext bei den Interviews mit Frauen immer wieder auf, bei den Interviews der Männer ist dies nicht der Fall.

Jedoch finden sich in den Interviews von weiblichen Befragten auch gegenläufige Tendenzen. Befragte 9 erzählt in dem Zusammenhang, dass sie ihre Wohnung nie in irgendeiner Art und Weise dekoriert und auch noch nie selber einen *„Sofasessel gekauft“* (I9) hat. Hinsichtlich der Einrichtung hat sie alles geerbt oder geschenkt bekommen. Auch auf einen Weihnachtsbaum und anderen Schmuck verzichteten sie und ihr Mann. Zurückzuführen ist das darauf, dass sie sechs Katzen besitzen, *„die haben unseren ersten Christbaum völlig ruiniert und seitdem haben wir nie wieder einen gemacht“* (I9). Auch der Verzicht auf den Kauf neuer Möbel lässt sich dadurch begründen, *„dass man nicht, (...) wenn jetzt eine Katze da an dem Sofa kratzt, das man da nicht gleich in einen hysterischen Anfall ausbrechen muss“* (I9). Ihr „Arrangement“ der Wohnungseinrichtung (siehe obiges Zitat Terlinden 2002, angeführt in Kapitel 5.5.2 Symbolische Bedeutungsdimension einer Wohnung) ist somit maßgeblich auf ihre Katzen ausgerichtet. Nur in ihrem Arbeitszimmer wird das Arrangement mehr an die Erfordernisse ihres

Berufes, für den sie viele Bücher benötigt, ausgerichtet. Sie stockt daher die Bücherregale immer wieder auf, die ihr zufolge das einzige sind, was sie sich selber kauft.

Flade beschreibt in dem Zusammenhang die unterschiedliche Bedeutung der Wohnumwelt für die Geschlechter: „Männern wird Instrumentalität, Frauen Expressivität zugeschrieben. Männer stellen Dinge her, sie bauen z.B. Häuser, Frauen sorgen für das familiäre und soziale Leben, sie schaffen ein Zuhause (...). Für Männer ist die Wohnumwelt vor allem physische Umwelt und ein Ort, um dort etwas zu machen. Für Frauen ist sie der Bereich sozialer Beziehungen sowie Raum, der angeeignet und zu einem persönlichen Zuhause umgewandelt wird (...).“ (Flade 2006: 139 f.) In der Stichprobe, die Basis dieser Analyse ist, scheinen sich diese Geschlechtsstereotype größtenteils zu bestätigen. Die Frauen übernehmen und reproduzieren sozusagen diesen Stereotyp, indem sie sich für Sauberkeit, Ordnung und ein gemütliches Zuhause verantwortlich fühlen – ist es unordentlich oder unaufgeräumt, reagieren sie mehr oder weniger sensibel darauf, fühlen sich in der Wohnung nicht wohl und können sich dort nicht erholen, da sie ihnen zufolge immer die Arbeit sehen. Bei Befragter 5 und 7 ist dies beispielsweise zum Zeitpunkt der Befragung der Fall, da es bei ihnen im Moment situationsbedingt unordentlich ist. Bei Befragter 5 herrscht momentan Unordnung, da ihre Tochter ihr Zimmer ausräumt und ihre Habseligkeiten sortiert, bei Befragter 7 liegt es an der vielen Wäsche, die sie für ihren Mann waschen und bügeln muss. Die Interviews lassen daher die begründete Vermutung zu, dass bei den befragten Frauen das Gefühl präsent ist, dass Unordentlichkeit auf sie zurückfällt und sie somit dafür verantwortlich dafür sind. Das „kulturelle Leitbild“ (Ruhne 2003: 91) der ‘züchtigen Hausfrau’, die für die ‘häuslichen Kreise’ verantwortlich ist, hat in der privaten Sphäre der Wohnung scheinbar kaum etwas von seiner Aktualität eingebüßt.

Die vorangegangenen Ausführungen lassen erkennen, dass das Wohnen in einer eigenen Wohnung oder einem eigenen Haus sehr wichtig für die Einhaltung und Entsprechung sozialer Normen und Vorstellungen ist, dass innerhalb der Wohnung sozialen Normen und Vorstellungen über die ‘richtige’ Art und Weise des Wohnens nachgekommen wird und bestimmte soziale Normen dadurch reproduziert werden. Dementsprechend kann dem Wohnen in einer eigenen Wohnung oder einem eigenen Haus selber und der Bedeutung, die der eigenen Wohnung dadurch zukommt, eine starke normative Komponente zugesprochen werden, was das Ableiten der normativen Bedeutungsdimension einer Wohnung erklärt.

## 5.5.4 Emotionale Bedeutungsdimension einer Wohnung

Bei der **Emotionalen Bedeutungsdimension** geht es um die Wohnung als Ort der Privatheit, Intimität und der Familie und um die vorher schon erwähnte Emotionalisierung der Wohnung durch die Trennung von öffentlich und privat, von arbeiten und wohnen.<sup>96</sup> Diese Emotionalisierung ist beispielsweise dadurch zu erklären, dass der „Rückzug des Menschen in einen privaten, selbstbestimmten Bereich“ (Kaiser 1993: 37) gleichzeitig bedeutet „weg vom öffentlichen, gesellschaftlich kontrollierten“ (ebenda) Bereich zu sein. Für diese Bedeutungsdimension spielen auch Aspekte wie die Regeneration und Erholung eine wichtige Rolle, im Sinne des Gegenpols zur Erwerbsarbeit. Die emotionale Bedeutungsdimension der Wohnung wird insbesondere sichtbar, wenn die Befragten von den Begriffen wie Erholungs- und Rückzugsort sprechen – *„jeder braucht das“* (I16). In der Wohnung erholt man sich von der Erwerbsarbeit, kann sich vom öffentlichen Leben zurückziehen und regenerieren: *„wenn man heim kommt, dass man dann äh, alles abstreifen kann und die Ruhe genießen kann“* (I11). Befragte 8 spricht davon, dass sie sehr viel arbeitet, *„aber dafür ist es dann umso wichtiger... dass es dann irgendwie besonders nett ist in der Wohnung“*.

Auch die Wohnung als privater Bereich der Familie wird thematisiert mit Aussagen wie, dass man dort *„zusammenkuscheln“* (I4) kann, dass man sehr gerne in der Wohnung ist, weil er *„unser privater Bereich (Betonung auf privater)“* (I15) ist und *„es entspannt unheimlich, wenn die ganze Familie unter einem Dach ist, alle sind gesund, alle haben Freude miteinander, schaffen es gemeinsam einmal pro Tag am Tisch zu sitzen und miteinander zu essen ohne in den Fernseher zu schauen“* (I15). Es wird überdies als wichtig erachtet, dass alle Familienmitglieder ihren privaten Bereich und Rückzugsgebiet haben – *„dass man auch selbst Ecken hat, Freiräume hat, wo man sich in sich zurückziehen kann... das braucht man auch“* (I11).

Ein weiterer Aspekt, der diese Dimension bedingt, ist die Sicherheit, die man in der Wohnung empfinden kann und will. Dieser Aspekt hängt mit dem im theoretischen Teil der Arbeit diskutierten Begriff des „Cocooning“ zusammen, der von Faith Popcorn (1991) geprägt wurde. Ganz im Sinne von *„my home is my castle“* wird die Wohnung als sicherer Hafen empfunden, in den man sich flüchten bzw. zurückziehen und die Erwerbsarbeit bzw. ‚die Welt da draußen‘ hinter sich lassen kann. Um Sicherheit bieten zu können ist es für Befragten 3 beispielsweise wichtig, keinen befristeten Mietvertrag zu haben, damit man nicht *„auf Abruf“* ist, *„wo man nicht weiß, wie lange das dauert und man steht auf der Straße“* (I3). Für Befragten 6 ist es bedeutend, *„dass der Wohnbereich geschützt ist. Auch in rechtlicher Hinsicht geschützt“* (I6).

In dem Zusammenhang spielen die Rückzugsmöglichkeit in die eigene Wohnung und der Schutz der Privat- und Intimsphäre eine große Rolle. Ein Rückzugsort ist die eigene Wohnung Befragtem 6 zufolge *„wahrscheinlich für jeden Menschen“* (I6). Deswegen versteht er die *„moderne Architektur“* nicht, die

---

<sup>96</sup> Häußermann und Siebel (1996: 15) benennen die Wohnung als Ort der Privatheit und Intimität mit dem Begriff der „sozialpsychologischen Dimension“ des Wohnens. Diese Bezeichnung wurde hier nicht übernommen, weil es hier, wie bereits erörtert, um die Frage geht, warum die eigene Wohnung oder das eigene Haus für viele eine so große Bedeutung hat, und zwar über den funktionalen Aspekt hinaus – mit welchen Bedeutungen sie also aufgeladen wird. Dementsprechend wurde der Name Emotionale Bedeutungsdimension gewählt, da die Wohnung durch die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit, die Wohnung als Ort der Privatheit und Intimität emotionalisiert wird. (vgl. Häußermann, Siebel 1996: 14)

„so großen Wert legt auf Rundumverglasung in allen Richtungen“. Dies widerspricht für ihn „dem menschlichen Bedürfnis, seinen eigenen Bereich zu haben“. „Ich bin der Meinung, der Mensch ist ein Höhlenbewohner von seiner psychologischen Entwicklung, und deswegen ist natürlich eine Wohnung auch eine, eine, ein Rückzugsgebiet und eine Höhle“ (I6). Befragter 12 weist darauf hin, dass es für ihn sehr wichtig ist, dass „eben auch der Garten nicht von überall einsichtig ist“ (I12).

Auch in der Literatur wird darauf verwiesen, dass es in einer Wohnung wichtig ist, vor Einsehbarkeit und Mithören geschützt zu sein (vgl. Maderthaler 1995: 175). Damit zusammen hängt auch die Abschottung nach außen. Man fühlt sich in der Wohnung wohl und zuhause, wenn man seine Ruhe hat und nicht von Nachbarn gestört wird. „Lästige Nachbarn gibt's nicht, die von außen irgendwo wären... ja, und damit hab ich äußerliche, negative Einflüsse nicht“ (I11). Befragte 9 spricht von dem großen Vorteil, dass man in ihrer Wohnung „die Nachbarn und so (...) überhaupt nicht“ hört und: „Also da glaub ich, da wäre ich todunglücklich, wenn ich, wenn ich dann so die Nachbarn so hören würde, wir hören überhaupt keine Nachbarn.“ (I9). Befragter 12 weist in dem Zusammenhang darauf hin, dass er kein Stadtmensch ist, weil er die Nachbarn nicht hören und seine Ruhe haben möchte.

Wie wichtig es für die Befragten ist, dass die eigene Privatsphäre nicht gestört wird und man selber bestimmen kann, wer in die Wohnung gelassen wird und wer nicht, zeigt sich bei meiner Frage, wie es für sie wäre, wenn fremde Personen ihre Wohnung nutzen würden, z.B. im Rahmen von Housesharing-Programmen. Die Befragten reagierten teilweise verhältnismäßig emotional auf diese Frage – „das brauch ich einfach nicht, also irgendwo hört dann die Freundlichkeit auch auf“ (I13). Befragte 9 antwortete mit einem klaren Nein, „weil ich es anschließend nicht mehr nutzen wollte. (...) Entweder Meins oder nicht Meins“. Freunde, Bekannte und Verwandte empfangen die meisten zwar sehr häufig und gerne, fremde Personen möchten sie aber nicht in ihren privaten Bereich lassen – „weil ich die nicht kenn“ (I13). Zum einen kann dies auf mangelndes Vertrauen in fremde Personen zurückgeführt werden: „ich müsste sie ja den ganzen Tag beaufsichtigen“ (I3), „ich glaub, ich hab schon zu viele Schauer märchen gehört, wie dass dann die ganze Einrichtung total demoliert ist“ (I5), „nein, das würd ich nicht machen. Weil, bin ich vielleicht persönlich zu pedantisch und passe zu sehr auf, auf die eigenen Sachen... Und man weiß nicht, der andere ist achtloser“ (I1); andererseits wird es als sehr unangenehm empfunden, wenn der eigene private und intime Bereich gestört wird: „käme für mich nicht in Frage, weil es ist ja Meins und das ist ja irgendwie... ich weiß nicht... so ein Eindringen in die Privatsphäre, in mich, in meins“ (I5), „also ich mein, ich hab wirklich oft Gäste und so, ja. Aber ich hab gemerkt, die allein in der Wohnung zu lassen, wenn ich nicht da bin, das ist mir erstaunlich unangenehm (...). Weil in der WG war es mir komplett wurscht, weil da hatte ich eh nichts, ja? Aber die Wohnung ist schon irgendwie so... da ist schon alles drin, was mich ausmacht“ (I8), „das wäre nicht angenehm, das würd ich als Störung der eigenen Kreise empfinden“ (I11); Die Störung der Privatsphäre wird jedoch auch auf die persönlichen Gegenstände bezogen, die man danach nicht mehr nutzen wollen würde, wie das vorherige Zitat von Befragte 9 zeigt, oder die man zuerst wegräumen müsste, bevor fremde Menschen in die Wohnung kommen: „ich müsste ein paar Sachen von mir halt einfach weggeben (...), also, die irgendwie wegsperren. Tagebücher und so Sachen“ (I1), „und die ganz persönlichen Sachen würd ich einfach wegräumen, ja? Bevor ich geh“ (I8).

Die Dichotomie von öffentlichen und privaten Räumen hat sich erst im 19. Jahrhundert entwickelt, als eine „(Neu)Ordnung des Raumes“ (Ruhne 2003: 95), die auch mit der Verhäuslichung der Vitalfunktionen einherging. Durch die Industrialisierung kam es zu einer Trennung von Arbeiten und Wohnen, „die Wohnung wurde zum Ort der Reproduktion, der Kleinfamilie und der individuellen Autonomie.“ (Gestring 2002: 31), die insbesondere vom bürgerlichen Stand vorangetrieben wurde. „Von der Arbeits- und Wohnweise in der alten Hausökonomie setzt sich die bürgerliche Schicht bewusst ab und entwickelt eine Gegenkultur, indem sie die vormals gering bewerteten emotionalen Bereiche von Ehe, Familie, Privatheit und Wohnen zu zentralen Werten der bürgerlichen Kultur erhebt.“ (Terlinden 2002: 112) „Bis heute prägt diese bürgerliche Konstruktion den Wohnalltag.“ (Terlinden 2002: 115) Die Dichotomie zwischen öffentlichen und privaten Räumen ist also eine soziale Konstruktion und ein maßgebliches gesellschaftliches „Ordnungsprogramm“ (Hause 1992: 87. In: Ruhne 2003: 91), das insbesondere auch in Bezug auf das Geschlecht hergestellt wurde. Männer wurden dabei der Öffentlichkeit, Frauen dem privaten Bereich zugeordnet, was für sie eine Ausgrenzung aus der öffentlichen Sphäre bedeutete.

Die „alte“ Polarität von öffentlich und privat kann laut Döllmann und Temel (2002: 9) heute hingegen „nur bedingt noch als solche verstanden werden“. Sie betrachten die Wohnsituation vielmehr als „Schnittstelle von privat und öffentlich“ (Döllmann, Temel 2002: 10). Begründet wird dies beispielsweise durch die verstärkte Rückkehr erwerbstätiger Arbeit in die Wohnung, sowie durch die neuen Medien bzw. medialen Möglichkeiten, die „ein prägnantes Beispiel für die Durchdringung und damit im Grunde auch Auflösung der Sphären von Öffentlichkeit und Privatheit bilden“ (Terlinden 2002: 117) Terlinden (2002: 116) geht davon aus, dass „das Private die Wohnkultur nicht mehr prägt. Vielmehr dringen die öffentliche Sphäre in die private Wohnung, und beide vermischen sich zu einem nicht mehr zu trennenden Lebensbereich.“

Aufgrund der eben erörterten Trends, die eine Auflösung des Privaten prognostizieren und der Kritik, dass die heute oft als „selbstverständlich‘ erscheinende Dichotomie“ (Ruhne 2003: 95) von öffentlich und privat eine soziale Konstruktion darstellt und kritisch zu hinterfragen ist, wurde bei der Benennung dieser Dimension bewusst der Begriff Privatheit vermieden. Um diese sozial konstruierte Dichotomie zudem nicht zu reproduzieren, geht es bei dieser Dimension nicht vorrangig um die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit, sondern vielmehr um die Emotionalisierung der eigenen Wohnung, die aus der Möglichkeit der Trennung dieser Bereiche hervorgeht. (vgl. Häußermann, Siebel 1996: 14) Wie die Interviews gezeigt haben, ist es den Befragten wichtig, die Möglichkeit zu haben, sich von der Außenwelt abzuschotten, dass ihr eigener, privater Bereich geschützt ist und die Intimsphäre gewahrt bleibt. Dies wird als Voraussetzungen erachtet, um sich ungestört zurückziehen und erholen zu können.

Auch wenn die „Defensible Architecture“, wie sie Bodnár (2002: 179ff.) in ihrem Artikel über die Budapester Zäune erörtert, in vielen Aspekten sehr problematisch ist, zeigt eben diese Architektur, dass es für Wohnende sehr wichtig ist, den eigenen privaten Bereich der Wohnung symbolisch und physisch nach außen abgrenzen zu können. Solche Abgrenzungsmaßnahmen können anhand etlicher Beispiele der Gestaltung des Wohnumfelds, wie zum Beispiel Zäune, Mauern, Schlösser, Tore, Zugangsbeschränkungen, Gusseisengitter, etc. belegt werden. (Bodnár 2002: 178ff.) Begründet liegen

diese Abgrenzungstendenzen, die gleichzeitig auch Ausgrenzung bedeuten, und der Rückzug in den privaten Bereich, laut Bodnár im „Erleben von zunehmender Armut und sozialer Ungleichheit“ (Bodnár 2002: 181f.). Man möchte sich von eben diesen Bevölkerungsgruppen, die von der zunehmenden Armut betroffen sind, trennen und schützen, so die Argumentation der Defensible Architecture. (Bodnár 2002: 179ff.) Es bleibt zu hinterfragen, inwieweit diese Argumentation oder die Begründung von Popcorn (1991), dass man sich angesichts der rauer werdenden Außenwelt vermehrt in den privaten Raum zurückzieht, die Hintergründe dieses Trends in angemessener Weise abbilden.

Es ist jedoch festzuhalten, dass Tendenzen, die das Sprichwort ‘My home is my castle’ „durchaus wortwörtlich“ (Bodnár 2002: 177) nehmen, problematisch sind. Insbesondere wenn dadurch der öffentliche Raum begrenzt und nur mehr für gewisse soziale Gruppen zugänglich ist. Aus dieser Entwicklung ist jedoch ersichtlich, wie wichtig der emotionale Aspekt der Möglichkeit, seinen eigenen privaten Bereich zu schützen, für viele Menschen ist. „Die wohl wichtigste kulturelle Dimension des Wohnens ist das Private“ (Terlinden 2002: 109)

### **5.5.5 Der Bedarf nach einem zusätzlichen Lagerraum im Kontext der Bedeutungsdimensionen einer Wohnung**

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die ‘leere Hülle’ einer Wohnung an sich noch nicht als Zuhause verstanden wird. Erst durch die Tätigkeiten, die in der Wohnung durchgeführt werden, die Art und Weise der Aneignung und Nutzung und die Aufladung der Wohnung mit Bedeutungen, die anhand der Bedeutungsdimensionen diskutiert wurden, entsteht ein Mehrwert dieser ‘leeren Hülle’ und somit ein individuell bedeutsames Zuhause.

Die vertiefende Beschäftigung mit dem Thema Wohnen und daraus folgend die detaillierte Aufarbeitung der Bedeutungsdimensionen einer Wohnung liegt darin begründet, dass der Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum als direkt mit den formulierten Bedeutungsdimensionen zusammenhängend interpretiert werden kann. Einerseits zeigen die Dimensionen, warum ein zusätzlicher Stau- und Lagerraum für viele Kunden eine so große Bedeutung in Bezug auf eine Steigerung der Wohnqualität hat, da ein zusätzlicher Lagerraum das Ausmaß der Umsetzung bzw. Realisierung der Bedeutungsdimensionen begünstigen kann. Andererseits kann die für die Mieter hohe, persönliche Bedeutung der Lagerräume selbst<sup>97</sup> durch die Dimensionen erklärt werden. Die individuelle Aneignung der ‘leeren Hüllen’ der Lagerräume von den jeweiligen Mietern, führt dazu, dass eben diese, ähnlich einer Wohnung, mit Bedeutungen aufgefüllt werden. Somit können die Bedeutungsdimensionen auch auf einen zusätzlichen Lagerraum übertragen werden. Diese beiden Punkte sollen nun entlang der Bedeutungsdimensionen kurz diskutiert werden.

In Hinblick auf die **Bedeutungsdimension der Aneignung** ist festzuhalten, dass ein Lagerraum ähnlich einer Wohnung angeeignet und personalisiert wird – durch das Einbauen von Regalen, das „*wohnlich*“ Einrichten (I2), das Platzieren persönlich bedeutsamer Objekte, etc. Dies kann als Form der

---

<sup>97</sup> Die große Bedeutung eines Lagerraumes lässt sich beispielsweise daran ablesen, dass die Befragten davon berichten, dass sie es sich ohne Lagerraum gar nicht mehr vorstellen könnten (I4) und/oder er für sie ein Teil der Wohnung darstellt (I5), etc.

Personalisierung gesehen werden – der Lagerraum wird nach den eigenen, individuellen Vorstellungen und Wünschen angeeignet und genutzt, auch wenn die effektive Nutzung des vorhandenen Platzes dabei meist im Vordergrund steht. Zudem können durch die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes, die Grenzen der Aneignung von Raum, bzw. das eigene Zuhause erweitert werden, da durch die Anmietung das Ausmaß an verfügbarem Raum, der individuell angeeignet und nach den eigenen Vorstellungen gestaltet werden kann, wächst.

Auch die individuelle Autonomie kann durch einen zusätzlichen Lagerraum gewahrt werden, was insbesondere durch die Situation von Befragtem 2 herausgelesen werden kann. Durch den Verlust einer eigenen Wohnung stellen seine Lagerräume für ihn mehr oder weniger, neben seinem kleinen Zimmer in einem Heim für Wohnungslose, die einzige Möglichkeit dar, selbstbestimmt, lokale Kontrolle auszuüben.

Bei der **Symbolischen Bedeutungsdimension** ist darauf hinzuweisen, dass durch den Anstieg persönlicher Besitztümer, der dafür vorgesehene Platz in der eigenen Wohnung mit der Zeit zu gering sein kann, um den individuellen Vorstellungen von ‘ausreichend vorhandenem Platz’ zu entsprechen. Als Ursache dieses Anstieges kann die, im theoretischen Kapitel dieser Diplomarbeit erwähnte, hohe Bedeutung des Konsums und Besitzes von Objekten angeführt werden. Außerdem zeigen bestimmte Trends, die mit der Pluralisierung der Lebensstile zusammenhängen, dass sich Individuen durch ihre persönlichen Besitztümer definieren und anhand derer ihre Identität festigen und sich somit von bestimmten Gütern nicht trennen können oder „wollen“<sup>98</sup>. Ein Lagerraum kann somit als Möglichkeit gesehen werden, „kulturelle Zeichenträger“ (Terlinden 2002: 116) aufzubewahren, damit eine Trennung davon vermieden werden kann. Darüber hinaus kann, durch ein ‘zu viel’ an Objekten, das Bild, das man von sich selbst in der eigenen Wohnung vermitteln möchte, unter Umständen nicht aufrechterhalten werden. Durch die Erweiterung der ‘Hinterbühne’, mit Hilfe der Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes, werden die Möglichkeiten, die ‘Vorderbühne’ der Wohnung für die Darstellung der eigenen Persönlichkeit und des individuellen Geschmackes zu nutzen, erweitert. Das ‘zu viel’ an Objekten kann eingeschränkt werden und hat keine negativen Auswirkungen auf die Gestaltung der ‘Vorderbühne’.

Dieser Aspekt weist bereits auf die **Normative Bedeutungsdimension** eines zusätzlichen Lagerraumes hin. In Bezug darauf können, durch das ‘Verstecken’ bestimmter Objekte oder des Ausmaßes an Objekten in einem Lagerraum (der ‘Hinterbühne’), soziale Normen, wie das Aufrechterhalten von Ordnung und Sauberkeit in der eigenen Wohnung oder dem eigenen Haus (der ‘Vorderbühne’), besser eingehalten werden. Bei Befragtem 2 können seine Lagerräume zudem als Art Aufrechterhaltung eines ‘Normalzustandes’ gesehen werden, da es ihm dadurch ermöglicht wird, seine aktuelle Wohnsituation in einem Heim für Wohnungslose, die ihm eigentlich zu wenig Platz für seine persönlichen Besitztümer bietet, zu ‘verstecken’, indem er eben jenen Besitz in die Lagerräume auslagert. Durch das dadurch ermöglichte ‘Verstecken’ seiner Wohnsituation kann er soziale Ächtung

---

<sup>98</sup> Auf dieses Unvermögen, sich von bestimmten Dingen zu trennen, das von den Befragten immer wieder erwähnt wird, soll später in Kapitel 5.7 noch eingegangen werden.

oder Ausgrenzung weitestgehend vermeiden kann. Nach außen kann er dadurch ein anderes Bild von sich selbst 'präsentieren'.

Hinsichtlich der **Emotionalen Bedeutungsdimension** kann konstatiert werden, dass auch ein Lagerraum, im Hinblick auf die Trennung von öffentlichen und privaten Sphären, emotionalisiert werden kann. Denn ein Teil der Dienstleistung Selfstorage ist die Zusicherung der Wahrung der Privat- und Intimsphäre – die Objekte, die dort gelagert werden, sind, durch Mauern und Türen, von außen nicht einsehbar und können von den Blicken anderer ganz einfach verborgen werden. Zudem ist ein Lagerraum noch 'privater' als die eigene Wohnung, da dort generell kein Besuch empfangen wird und somit keine öffentlichen Bereiche umfasst.

Der individuelle Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum ist, aufgrund des engen Zusammenhanges mit den Bedeutungsdimensionen einer Wohnung, somit immer in Hinblick auf die Wohnsituation der Kunden zu interpretieren, wie es schon anhand des Begriffes „Auslagern“ gezeigt wurde – es gibt immer einen Rückbezug dahin, woher die Objekte, die ausgelagert werden, stammen. Daher können die Bedeutungsdimensionen einer Wohnung einen Erklärungsbeitrag dafür leisten, warum ein zusätzlicher Stau- und Lagerraum benötigt wird und sie können gleichzeitig herangezogen werden, um die hohe Bedeutung eines zusätzlichen Stauraumes zu begründen.

## 5.6 (Wohn)Mobilität und die Mobilisierung von Objekten

Die Dienstleistung Selfstorage ist in Zusammenhang mit zwei unterschiedlichen Arten von Mobilität zu interpretieren. Einerseits kann diese Dienstleistung für Personen, die Wohnmobilität realisieren, ein wichtiges Instrument darstellen, um Möbel und andere Besitztümer übergangsweise einzulagern, wenn die neue Wohnung noch nicht bezugsfertig ist oder wenn ein Umzug ins Ausland bevorsteht, bei dem man nicht all seine Möbel etc. mitnehmen kann oder will. Möchte man diese Objekte behalten und hat keine Möglichkeiten, sie bei Verwandten oder Bekannten unterzustellen, kann die Anmietung eines Lagerraumes die Lösung des Platzproblems bedeuten. Bei der Realisierung eines Umzuges, ob ins Ausland oder innerhalb der gleichen Stadt, ist das gesamte „Mensch-Wohnumwelt-System in Bewegung“ (Flade 2006: 63). Andererseits, dies stellt die zweite Art der Mobilität dar, würde diese Dienstleistung ohne die Mobilisierung von Objekten durch Personen, die insbesondere durch die Steigerung des Individualverkehrs und den Besitz eines eigenen Autos erleichtert wird, nicht existieren. Martin Gerhardus erwähnt in dem mit ihm geführten Leitfadeninterview, dass es die Dienstleistung Selfstorage ohne Autos nicht gäbe, da es ansonsten von vielen Personen als zu aufwändig und mühsam empfunden werden würde, die Objekte anderweitig zu transportieren und in einem Lagerraum außerhalb des Wohnungsverbandes einzulagern. Als Gründe der Mobilisierung von Objekten werden ein aufgrund einer veränderten Lebenssituation entstandener Platzmangel in der Wohnung oder ein Mangel an Stau- und Lagerräumlichkeiten innerhalb der eigenen Wohnsituation angenommen, die durch das Auslagern dieser Objekte kompensiert werden sollen. Die Frage, die sich im Zusammenhang damit stellt, ist, warum sich die betroffenen Personen für das Auslagern von Objekten entscheiden und nicht für einen Umzug in eine andere Wohnung, die eher ihren Wohnwünschen und Anforderungen an eine Wohnung entspricht. Ein Grund hierfür wurde gewissermaßen bereits erläutert – bei der Auslagerung von Objekten in einen externen Lagerraum müssen nur Objekte mobilisiert werden und nicht das gesamte Mensch-Wohnumwelt-System. Personen sind dann nur im Sinne der Alltagsmobilität in Bewegung – Ausgangs- und Endpunkt sind die eigene Wohnung oder das eigene Haus. Aber auch bei residentieller Mobilität sind Objekte in Bewegung. Somit stellt auch dies eine Form der Mobilisierung von Objekten dar.<sup>99</sup>

In weiterer Folge soll nun als Erstes die Mobilitätsbereitschaft bei den in dieser Diplomarbeit interviewten Personen untersucht werden. In dem Zusammenhang wird der Umstand erörtert, dass die Anmietung eines Lagerraumes als Strategie verstanden werden kann, um Wohnmobilität zu vermeiden. Auch wenn die eigene Wohnsituation, laut den Beschreibungen der Befragten, nicht perfekt bzw. ideal ist, wie aus den vorhergehenden Ausführungen hervorgeht, wollen die meisten der Befragten nicht umziehen. Es soll analysiert werden, warum ein Umzug in eine andere Wohnung für viele keine Option zu sein scheint.

---

<sup>99</sup> Bezüglich der Mobilisierung der Objekte, die als grundlegend für das Funktionieren dieser Dienstleistung angesehen wird, soll bei der Unterscheidung der Kunden in zwei Gruppen in Kapitel 5.8 noch näher eingegangen werden.

### 5.6.1 Die Mobilitätsbereitschaft bei den Befragten

Die Realisierung von Wohnmobilität ist oft die einzige Möglichkeit, sich an veränderte Lebensumstände anzupassen, da die meisten Wohnungen nicht den Kriterien der Variabilität, Flexibilität und Nutzungsneutralität entsprechen. Häufig auftretende Bewegungen in der eigenen Biographie wie Jobwechsel, Veränderungen der Einkommenssituation, Arbeitslosigkeit, Karenz, wechselnde Partnerschaften und Familienformen, können grundlegende Veränderungen der Lebensweise zur Folge haben, die wiederum vielfach einen starken Wandel der Wohnbedürfnisse nach sich ziehen.

Aus den Interviews ist herauszulesen, dass bei einer solchen Veränderung der Lebenssituation jedoch die Entscheidung zumeist gegen einen Umzug ausfällt. Generell können die Befragten demzufolge als umzugsscheu bezeichnet werden. Bis auf zwei Befragte – eine davon (I1) beschreibt ihren eigenen Lebensstil als „*modernes Nomadentum*“ und legt großen Wert auf Mobilität, die andere Befragte (I9) möchte umziehen, da sie mit der Lage ihres jetzigen Wohnsitzes nicht zufrieden ist – wollen alle, wenn möglich, auf einen Umzug verzichten und in ihrer jetzigen Wohnung oder ihrem Haus bleiben. Sie versuchen stattdessen, sich auf andere Art und Weise an die veränderte Situation anzupassen. Dies lässt sich anhand der Begründungen, warum ein zusätzlicher Lagerraum außerhalb der Wohnsituation angemietet wurde, oder ein zusätzliches Abteil dazu gemietet wurde, ablesen – sie hängen vielfach mit einem Wandel der Lebensumstände und gleichzeitig der bewussten Entscheidung gegen einen Umzug in eine andere Wohnung zusammen. Zum Beispiel Befragte 5 berichtet davon, dass sie und ihr Mann bei der Geburt der Tochter das Arbeitszimmer inklusive Bibliothek in ein Kinderzimmer umgewandelt haben, anstatt sich eine größere Wohnung zu suchen. Dies war jedoch, da die Realisierung von residenteller Mobilität für sie und ihren Mann aus verschiedenen Gründen nicht in Frage kam, nur durch die Anmietung eines Lagerraumes möglich, wo viele der Objekte gelagert werden, die bis dahin in der Bibliothek Platz gefunden hatten. Auch Befragter 6 erzählt davon, dass bei der Geburt des Sohnes einiges umgruppiert werden musste, er und seine Ehefrau sich aber bewusst, vor allem wegen der hohen Investitionsleistungen in die eigene Wohnung, gegen einen Umzug entschieden haben. Gleichmann (2006: 27) beschreibt in dem Zusammenhang, dass „Familien und Wohnungen nur sehr schwer zu räumlichen Bewegungen zu veranlassen sind“ und daher nach unterschiedlichen Anpassungsformen suchen, die einen Umzug entbehrlich machen. Diese Anpassungsprozesse „verdeutlichen das Gewicht, das den Möglichkeiten zukommt, sich ohne Aufgabe der Wohnung oder des Hauses den wechselnden Bedürfnissen innerhalb ein und derselben Räume immer wieder anzupassen.“ (ebenda)

Kalter (1994. In: Beckmann et al. 2006: 25) hat den Zusammenhang von Wanderung und Berufspendeln erforscht und ist zu dem Ergebnis gekommen, dass die Steigerung des Fernpendelns immer mehr mit dem Wunsch, den Wohnstandort nicht aufgeben zu müssen, zusammenhängt. Somit stellt das Fernpendeln immer mehr eine Alternative zu einem Umzug dar, wie auch die Anmietung eines externen Lagerraumes.

Außerdem ist es nicht immer leicht, ‘einfach umzuziehen’, zieht man die materiellen Erfordernisse (vgl. Aufhauser 1995: 306; Schneider, Spellerber 1999: 26; Gleichmann 2006: 27) und organisatorischen Herausforderungen in Betracht. Handelt es sich um freiwillige, und keine zwingende,

Realisierung von Wohnmobilität<sup>100</sup>, steht im Hintergrund ein sehr komplexer Abwägungs- und Entscheidungsprozess, bei dem nicht nur Platzbedürfnisse, sondern auch andere Faktoren wie Zufriedenheit mit der Wohnqualität und der Wohnumgebung, soziale und emotionale Bindungen an das Wohngebiet, Mietverträge, Eigentumsverhältnisse, etc. in die Überlegungen mit einbezogen werden. Gleichmann (2006) schreibt dazu: „Da mit dem Zwang, den Wohnsitz aufzugeben, stets die Gefahr verbunden ist, ein ganzes Netz örtlich gebundener sozialer Beziehungen zu verlieren, verstärkt sich der Widerwille gegen einen Umzug.“ (Gleichmann 2006: 27) Oft entscheiden sich Individuen daher gegen die Realisierung residentieller Mobilität, obwohl die Wohnsituation nicht ihren Anforderungen entspricht. Vor allem ältere Menschen legen viel Wert auf Kontinuität. Wenn sich die Lebenswelt möglichst wenig verändert, ist es für sie leichter, die altersbedingten Veränderungen, Belastungen und Probleme zu meistern. Auch ist für ältere Menschen die eigene Wohnung, die meist schon sehr lange bewohnt wird, ein „Ort persönlicher Erinnerungen“ und „Teil der eigenen Identität“ (Flade 2006: 148).<sup>101</sup> Dadurch erklärt sich, warum vor allem ältere Menschen möglichst lange in ihrer bisherigen Wohnung leben wollen.

Natürlich hängt das Vermeiden des Umzuges in eine Wohnung, die besser den Wohnwünschen entsprechen würde, auch mit der finanziellen Situation eines Haushaltes zusammen. Auch wenn ein Haushalt gerne eine größere Wohnung zur Verfügung hätte und einen Umzug durchaus auf sich nehmen würde, heißt das nicht automatisch, dass eine größere Wohnung finanziert werden kann. Infolgedessen ziehen viele die Möglichkeit des Umzuges in eine andere Wohnung erst gar nicht in Erwägung. Um auf die in Kapitel 5.4.2 bereits erörterte sozialpsychologische Dissonanztheorie zurückzukommen – da ein Umzug in eine größere Wohnung wegen der höheren Kosten unrealisierbar erscheint, findet man sich mit der gegenwärtigen Wohnsituation ab und versucht sich in der Wohnung bestmöglich an die Wohnbedürfnisse anzupassen. Auch aufgrund dessen spielen die Möglichkeiten, sich innerhalb der gleichbleibenden Wohnung an veränderte Lebensumstände anpassen zu können, eine große Rolle.

Wohnmobilität ist eine sehr spezifische und aufwändige Art der Mobilität. Daraus kann nicht auf das generelle Mobilitätsverhalten der Befragten geschlossen werden. Denn die Befragten sind in Bezug auf andere Dimensionen der Mobilität (siehe Abbildung 16, Kapitel 3.3.3) keineswegs mobilitätsscheu. Sie erzählen zum Beispiel von Zweitwohnsitzen außerhalb der Stadt, oder Einfamilienhäuser der Eltern, wo man am Wochenende oder zum Urlaub hinfährt – so lassen sich die Vorteile von Stadt und Land gleichzeitig nutzen. In diesem Fall ist Mobilität bzw. das Reisen jedoch nicht auf die Ausbildung oder die Erwerbsarbeit zurückzuführen, sondern auf das persönliche Vergnügen, wie auch ein Urlaub – man reist um Menschen oder andere Länder zu besuchen oder zu bestimmten Events. In diesem Fall ist Mobilität ausschließlich Ausdruck des selbst gewählten Lebensstils und nicht der geänderten Arbeits- und / oder Ausbildungsanforderungen oder Lebensläufe.

Personen, die infolge erwerbsbedingter Mobilität einen Lagerraum angemietet haben, konnten nicht interviewt werden. Auch wurden keine Kunden befragt, die sich wegen ihrer Erwerbsarbeit in einer

---

<sup>100</sup> Zu den Begriffen freiwillige vs. zwingende Realisierung von Wohnmobilität siehe Kapitel 3.3.3.3 Einflussfaktoren hinsichtlich der Realisierung von Wohnmobilität

<sup>101</sup> Jedoch trifft dies nicht nur für ältere Personen zu, wie anhand der Ausführungen zu Symbolischen Bedeutungsdimension beleuchtet wurde.

Wohnsituation mit zwei Wohnsitzen in zwei verschiedenen Städten befinden. Zurückgeführt wird dies darauf, dass solche Kunden schwierig zu erreichen sind, da sie sich, wenn sie in Wien einen Lagerraum haben, um ihre Objekte unterzustellen, zumeist im Ausland befinden. Oder sie haben ihr Abteil nach der Rückkehr bereits geräumt und sind keine Kunden mehr. Da die meisten Kundenkontakte vom Unternehmen 'My Place' hergestellt wurden und diese Kontakte ausschließlich aktuelle Kunden waren, war es durch das Schneeballverfahren<sup>102</sup> nur möglich, eine Studentin zu finden und zu befragen, die während ihres Auslandssemesters einen Lagerraum angemietet hatte.

Anhand der sechzehn befragten aktuellen oder ehemaligen Kunden von 'My Place' lässt sich somit ein Trend zu gesteigerter Mobilität aufgrund der Ausbildung oder Erwerbsarbeit nicht herauslesen, wobei hier noch einmal darauf verwiesen werden soll, dass aufgrund der geringen Zahl an Befragten keine allgemeingültigen Aussagen getroffen werden können. Nur eine der befragten Kunden (I1) hat den Lagerraum sozusagen ausbildungsbedingt – wegen eines Auslandssemesters und den daraus folgenden Umzug ins Ausland – angemietet. Diese geringe Zahl ist, bei erwerbsbedingter Mobilität, beispielsweise durch die schon erörterte schwierige Erreichbarkeit solcher Kunden zu erklären, bei ausbildungsbedingter Mobilität ist zusätzlich die finanzielle Situation von Studierenden mit einzubeziehen. Für viele Studierende sind die Kosten, die mit einer Anmietung verbunden sind, nicht zu erbringen. Überdies haben sie zumeist die Möglichkeit, ihre Habseligkeiten vorübergehend bei ihren Eltern unterzubringen.

In der Kundenstrukturtafel von 'My Place' (siehe Tabelle 2) lässt sich, obwohl keiner der Befragten zwei Wohnungen besitzt, der Trend zu gesteigerter Mobilität, vor allem ausbildungs-, berufsbedingt und durch „zyklische Wechsel in den sozialen Lebenskarrieren“ (Aufhauser 1995: 305), jedoch herauslesen. Erkennbar ist dies an der Prozentzahl der 'Need-Kunden', die konstant etwa 30% der Kunden ausmachen.<sup>103</sup> Der Trend der steigenden Realisierung von Mobilität wird sich in Zukunft wahrscheinlich noch mehr in der Kundenstruktur niederschlagen. Ein Vergleich mit der nordamerikanischen Situation, wo die Realisierung von Mobilität in viel höherem Maße als im deutschsprachigen Raum praktiziert wird, und auch viel mehr Menschen einen Lagerraum mieten, lässt eine Vermutung des Zusammenhangs dieser zwei Trends zu.

Wie vorher bereits erwähnt, kann die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes als Anpassungsstrategie interpretiert werden, um einen Umzug zu vermeiden. Im nächsten Kapitel soll nun analysiert werden, warum einige der Befragten sich für eine Anmietung eines Lagerraumes entschieden haben, um eine bessere Passung an ihre Wohnbedürfnisse zu erreichen, und einen Umzug bewusst vermieden haben.

---

<sup>102</sup> Siehe genaueres zum Schneeballverfahren bei Kapitel 4.3 Bewusste Auswahl der Stichprobe

<sup>103</sup> Auch wenn zum „Need“-Segment auch Kunden gezählt werden, die keine Wohnmobilität realisieren, ist der Prozentsatz als hoch genug einzuschätzen, um einen Zusammenhang des Mobilitätsverhaltens mit dem gestiegenen Bedarf an zusätzlichem Lagerraum anzunehmen. Der Prozentsatz ist, gemessen an den Gesamtkunden, relativ hoch, was auf die in Kapitel 2.3.1 schon erwähnte Sachlage zurückzuführen ist, dass diese Zahl nur eine Momentaufnahme der Kunden illustriert und der Prozentsatz gemessen an allen Personen, die zu irgendeinem Zeitpunkt Kunde bei 'My Place' waren, viel höher wäre.

## 5.6.2 Bedenken hinsichtlich residentieller Mobilität

Entspricht die aktuelle Wohnsituation nicht den Wohnbedürfnissen und –wünschen, ist die häufigste Anpassungsstrategie die Realisierung von Wohnmobilität – der Umzug in eine Wohnung, die besser den individuellen Anforderungen entspricht. Jedoch ist ein Umzug in eine größere, passendere Wohnung nicht für alle Menschen realisierbar oder wünschenswert. Beispielsweise aufgrund der möglicherweise damit verbundenen Steigerung finanzieller Kosten, wegen der mit einem Umzug verbundenen organisatorischen und physischen Herausforderungen oder vielfältiger, persönlicher Bindungen an den aktuellen Wohnsitz. In einschlägiger Literatur wird festgehalten, dass die Gründe, warum die Wohnung nicht gewechselt wird, obwohl sie unter Umständen gravierende Diskrepanzen zu den Wohnwünschen aufweist, auf strukturellen sowie persönlichen Faktoren basieren.

Die Nicht-Realisierung residentieller Mobilität hängt insbesondere mit dem strukturellen Faktor Wohnungsmarkt zusammen (vgl. Beckmann et al. 2006: 78), da „Marktmechanismen das Problem einer mangelnden Vermittlung zwischen Wohnbedürfnissen und Wohnungsangebot nicht befriedigend lösen können“ (Häußermann, Siebel 1996: 214). Gibt es am Wohnungsmarkt einen Mangel an Alternativen, stellt residentielle Mobilität keine Option für die Bedürfnisanpassung dar. (vgl. Gilg, Schaeppi 2007; Schneider, Spellerberg 1999: 26; Häußermann, Siebel 1996: 214ff.)

Das tatsächlich vorhandene Wohnungsangebot am Wiener Wohnungsmarkt kann im Rahmen dieser Diplomarbeit nicht detailliert untersucht und in einen Bezug zur Nachfrage gesetzt werden. Zudem wird dies nicht als sinnvolles Vorgehen erachtet, um den hemmenden Einfluss dieses strukturellen Faktors im Hinblick auf die Realisierung von Wohnmobilität aufzuzeigen. Denn die Entscheidung, ob nach einer anderen Wohnung gesucht wird oder nicht, hängt weniger vom tatsächlich vorhandenen Angebot ab, sondern vielmehr davon, wie das Angebot am Wohnungsmarkt, sowie der Zugang zu diesem Angebot, subjektiv eingeschätzt wird. (vgl. Gleichmann 2006: 39f.) Die tatsächliche Situation am Wohnungsmarkt hängt dabei meist kaum mit der individuellen Einschätzung zusammen, da die Individuen im Normalfall nur einen beschränkten Überblick über das tatsächliche Angebot besitzen. Geht eine Person davon aus, dass es unmöglich ist, eine ‘ideale’ Wohnung zu finden oder dass diese dann viel zu teuer sein wird, zieht diese Person die Realisierung residentieller Mobilität erst gar nicht in Betracht. Die Schilderungen der Befragten erwecken den Eindruck, dass eben durch diese subjektive, negative Einschätzung des vorhandenen Angebots am Wohnungsmarkt, noch vor der Suche nach einer alternativen Wohnmöglichkeit, die Entscheidung gegen einen Umzug ausfällt. Scheinbar wird, wegen der negativen Einschätzung des Angebotes, die Suche selber schon als unnötig erachtet.

Zu den strukturellen Faktoren zählen aber auch laufende Mietverträge, Eigentumsverhältnisse, usw. In diesem Zusammenhang wird angenommen, dass Eigentum immobil macht, d.h. wenn eine Person Eigentümer des Hauses oder der Wohnung ist, liegt die Wahrscheinlichkeit, dass diese Person Wohnmobilität realisiert, deutlich niedriger als bei einem Mietverhältnis. (vgl. Häußermann, Siebel 1996: 280ff.) Bei den vorliegenden Interviews zeigte sich jedoch, dass die beiden Befragten, die Wohnmobilität in Betracht ziehen, nicht zur Miete leben sondern Eigentümer der Wohnung sind, bzw. bei Befragter 1 ist der Vater der Eigentümer. Dies kann jedoch nicht als Widerlegung der Annahme gedeutet werden, da die geringe Anzahl der Befragten keine Schlüsse in diese Richtung zulässt und es sich um einen reinen Zufall handeln kann.

Überdies spielen, wie schon erwähnt, persönliche Faktoren eine bedeutende Rolle bei der Entscheidung für oder gegen einen Umzug. Hier sind insbesondere die Zufriedenheit mit der Wohnqualität und mit der Wohnumgebung, soziale und emotionale Bindungen an das Wohngebiet (vgl. Latimer, Munro 2009), etc. zu erwähnen. Laut Aufhauser (1995: 306) bringen zudem häufige Wohnungswechsel „Unruhe ins Leben und werden nicht zuletzt auch deshalb vermieden.“ Insbesondere bei Befragter 14 ist diese Bedeutung des Eigenheims als ‘Ruhepol’ herauszulesen, da sie erzählt, dass ihr Haus für sie vor allem im Moment aufgrund ihrer schwierigen Lebenssituation – der Trennung von ihrem Mann – sehr wichtig ist, um zur Ruhe kommen zu können. Das Haus bedeutet für sie in gewisser Weise Kontinuität, Innehalten und Rückzug im Gegensatz zu den gravierenden Veränderungen in ihrem familiären und partnerschaftlichen Leben. Für sie „*mus*“ (I14) es deshalb unbedingt eine Lösung geben, damit sie ihr Haus behalten kann. „Unzufriedenheit, Neugier, Lebensumstände mögen während bestimmter Lebensphasen zwar für einen Umzug sprechen – Unsicherheit, Vertrautheit, Gewöhnung, persönliche Bindungen lassen dennoch zögern, den bisherigen Wohnort zu verlassen.“ (Aufhauser 1995: 306)

In den Interviews taucht in Bezug auf die persönlichen Gründe, die gegen einen Umzug sprechen, vor allem der Aspekt des gestiegenen finanziellen Aufwandes, der mit einem Umzug in eine größere Wohnung assoziiert wird, immer wieder auf. Aber auch der Verlust des sozialen Umfeldes und damit der sozialen Netzwerke, auf deren Unterstützung man dann verzichten müsste, beeinflussen bei den Befragten die Entscheidung für oder gegen einen Umzug vehement. Darüber hinaus wird befürchtet, dass durch einen Umzug gewisse Vorteile der aktuellen Wohnsituation wegfallen würden, wie z.B. der Balkon (I3, I4) und die Aussicht über ganz Wien (I4), der Garagenplatz (I6) oder die Lage (I5, I11, I12, I15). Besonders die Lage spielt bei den Befragten eine große Rolle, nicht nur im Hinblick darauf, dass die vorhandene Infrastruktur, Naherholungsgebiete, Ressourcen, Verkehrsanbindungen, etc. schlechter sein könnten. Eine schlechtere Lage der Wohnung wäre für sie bei einem Umzug in jedem Fall gegeben, da sie die nun gewohnten Orte und Gegenden aufgeben, oder unter Umständen einen weiteren Weg zu diesen Orten in Kauf nehmen müssten. In den Interviews findet sich in dem Zusammenhang auch die emotionale Bindung an den Wohnort wieder, indem die Befragten beschreiben, sich dort eingelebt zu haben, „*alles*“ (I5) zu kennen, Familie, Freunde und Bekannte in der Nähe zu haben, etc. Inwieweit die Dauer des Wohnens an einem Ort, mit dem Wunsch, die Gegend nicht verlassen zu müssen, zusammenhängt, wäre in einer quantitativen Analyse zu überprüfen. Einige der Befragten weisen aber darauf hin, dass sie die Gegend ‘gewohnt’ sind, was die Vermutung eines Zusammenhangs der Ortsbindung mit der Wohndauer zulässt. (vgl. Fuhrer, Kaiser 1994: 43)

Wie bei der Bedeutungsdimension der Aneignung schon kurz erwähnt wurde, lassen die Ausführungen der Befragten die Vermutung zu, dass der Umfang der Aneignung einer Wohnung, also wie viel man in Einbaumöbel investiert, wie viel man renoviert, umgebaut oder in anderer Art und Weise die Wohnung an die Wohnwünsche angepasst hat, einen wesentlichen Einfluss auf die Entscheidung für oder gegen die Realisierung residentieller Mobilität hat. In dem Zusammenhang wird in den Interviews beispielsweise immer wieder erwähnt, dass man in einer neuen Wohnung alles „*mühsam*“ wieder neu einrichten müsste, damit sie den Anforderungen entspricht. Unter Umständen

kann man dann die jetzigen Möbel auch nicht mitnehmen, da sie nicht mehr hineinpassen (v.a. bei Einbaumöbeln). Folglich rechnen die Befragten mit einem hohen finanziellen Aufwand.

Befragte 7 und ihr Ehemann haben ihre Wohnung, die laut der Befragten für sie zu groß war, auch deswegen aufgegeben, weil sie eben jene ihrem Sohn überlassen konnten. Ansonsten hätten sie die Wohnung behalten, weil sie *„relativ viel reingesteckt [haben] von einer Heizung, Fernwärme, neue Türen und Fenster und das hab ich eigentlich alles bezahlt“* (I7). In diesem Fall wurden die Investitionen für die Befragte jedoch nicht auf-, sondern an den Sohn, und nicht an jemand außenstehenden, weitergegeben. Es hat den Anschein, als wollen die jeweiligen Personen die Investitionen nicht einfach aufgeben, vor allem wenn es sich um eine Mietwohnung handelt.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die Befragten, vor allem wegen der eben erörterten Bedenken hinsichtlich residenteller Mobilität, tendenziell versuchen, sich innerhalb der gleichbleibenden Wohnsituation an veränderte Lebensumstände anzupassen, anstatt sich eine neue Wohnung zu suchen. Somit wird die Möglichkeit, einen zusätzlichen Lagerraum anzumieten, um innerhalb der Wohnung Platz schaffen zu können, sehr geschätzt. Außerdem stellt bei denjenigen Befragten, bei denen ‘nur‘ der Bedarf nach ausreichend Stau- und Lagerraum nicht erfüllt ist, dieser Mangel *„kein ausreichendes Motiv“* (I6) dar, um residentielle Mobilität zu realisieren, solange die anderen persönlich bedeutsamen Anforderungen an eine Wohnung im Großen und Ganzen erfüllt sind. Wenn ausreichend Platz für die Personen in der Wohnung vorhanden ist, und das Problem ‘nur‘ die Objekte darstellen, wird ein Umzug nicht in Erwägung gezogen.<sup>104</sup>

### 5.6.3 Merkmale mobilitätskonservativer Haltung

Die Entscheidung für oder gegen residentielle Mobilität hängt nicht nur mit der subjektiven Wohnzufriedenheit zusammen, sondern ebenso mit individuellen Einstellungen, dem selbst gewählten Lebensstil, materiellen Ressourcen, sozialen Bindungen, etc. Eine hohe Zufriedenheit mit der Wohnsituation und der gleichzeitige Wunsch, trotz Nicht-Erfüllung aller persönlichen Anforderungen, in der Wohnung bleiben zu können, kann einerseits auf das in Kapitel 5.4.2 erörterte ‘Zufriedenheitsparadox‘ zurückgeführt werden. Andererseits nennen die Befragten auch andere Sachverhalte, die das Vermeiden eines Umzuges begründen, obwohl die Wohnung nicht den individuellen Anforderungen entspricht. Diese Gründe können als Merkmale mobilitätskonservativer Haltung definiert werden und werden nun kurz erörtert:

- Eine ‘ideale‘ Wohnung scheint es für die Befragten nicht zu geben; die Meinung wird vertreten, dass nie alle erhofften Details und alle Wünsche erfüllt werden können und dass man dann ebenso gut in der jetzigen Wohnung bleiben kann. Eine der Befragten (I9) beschreibt eine ‘ideale Wohnung‘ zu einem erschwinglichen Preis sehr plakativ als *„eierlegende Wollmilchsau“*, in ihren Augen also eine utopische, nicht realisierbare Wunschvorstellung. Insbesondere die

---

<sup>104</sup> Siehe dazu auch Kapitel 2.2.3 Das ‘banale‘ Bedürfnis Stauraum – die Nicht-Berücksichtigung bei Anbietern sowie Nachfragern von Wohnraum.

Finanzierbarkeit einer 'idealen', oder besser den Wohnwünschen entsprechenden Wohnung, scheint für die Befragten unerreichbar zu sein.

- Es wird an keine positive Veränderung durch einen Umzug in eine andere Wohnung geglaubt, da die Befragten, wie bereits erwähnt, beispielsweise befürchten, auf Annehmlichkeiten verzichten zu müssen, die sie in der jetzigen Wohnsituation sehr schätzen: *„Wenn wir jetzt hier irgendwohin übersiedeln, müsste das mindestens denselben Komfort haben. Nämlich mindestens auch wieder einen Tiefgaragenplatz fürs Auto, weil wir völlig uns davon gelöst haben, Parkplatz zu suchen. Und wenn jetzt eine Wohnung eine bessere Lage hätte und größer wäre oder vielleicht eine schönere Aussicht, aber es hätte genau dieses Detail nicht, wäre es keine Verbesserung“*. (I6)  
Um der Gefahr zu entgehen, Vorteile der momentanen Wohnsituation zu verlieren, zieht man einen Umzug erst gar nicht in Betracht. Diese Vorteile ist man gewohnt und möchte man nicht missen. Die Nennungen negativer Veränderungen durch einen Umzug übersteigt in dem Zusammenhang die Nennung positiver Veränderungen bei Weitem.
- Die Vorstellungen einer 'Idealwohnung' verändern sich im Verlauf des Lebens<sup>105</sup>, was zu einem Überdruß, man könnte auch sagen zu einer Übersättigung, hinsichtlich der Realisierung von Wohnmobilität führen kann. Beispielsweise würde Befragte 8 nicht einmal umziehen, wenn ihr eine für sie perfekte Wohnung angeboten werden würde, einfach deswegen weil sie nicht schon wieder umziehen möchte. Sie erzählt, dass sie vor allem in ihren Studienjahren sehr oft umgezogen ist, sie schätzt bis zum Zeitpunkt der Befragung waren es bereits sieben oder acht Mal. Die für sie empfundenen, sehr großen Belastungen eines Umzuges, zahlen sich ihr zufolge nicht aus, da sie sich auch in der jetzigen Wohnung wohl fühlt. *„Ich bin ja eigentlich sehr zufrieden in der Wohnung“* (I8).
- In den Interviews finden sich zudem immer wieder Assoziationen eines Umzuges mit beträchtlichen Mühen und einem immensen Aufwand.<sup>106</sup> Diese Anstrengungen stehen den Befragten zufolge nicht in Relation zu den erwarteten Verbesserungen, die durch eine andere Wohnung erzielt werden könnten. Daher werden lieber vorhandene Mängel in der aktuellen Wohnsituation akzeptiert und toleriert, als die Belastungen eines Umzuges auf sich zu nehmen. Die Alternative, in der jetzigen Wohnung bleiben zu können und sich mit der Wohnsituation zu arrangieren, scheint für die Befragten erstrebenswerter zu sein, als die Suche und der Umzug in eine neue Wohnung.
- Auch die Hoffnung auf bzw. die Erwartung einer zukünftigen Veränderung und damit Verbesserung der Wohnsituation bzw. des vorhandenen Platzes innerhalb der Wohnsituation, kann als mobilitätshemmender Faktor definiert werden. Die Befragten erwähnen beispielsweise, dass der Auszug des/der Kindes/r in absehbarer Zukunft erfolgen wird und dass ein Umzug in eine größere Wohnung, die im Moment besser passen würde, nicht sinnvoll wäre, da sie nach dem Auszug wieder zu groß wäre. Eine der Befragten (I5) erwähnt in dem Zusammenhang, dass die das Haus ihrer Eltern erben wird und das Platzproblem dann kein Thema mehr sein wird.

---

<sup>105</sup> „Abgesehen von den realen Beschränkungen im Hinblick auf die finanziellen Möglichkeiten und hinsichtlich der angebotenen Idealwohnmodelle, ändern sich individuelle Leben und Zusammenlebensformen über den Lebenslauf – und damit auch die Anforderungen an ideale Wohnungsgestaltung und Wohnform.“ (Aufhauser 1995: 319)

<sup>106</sup> Die Situation eines Umzuges wird von allen Befragten sehr negativ geschildert – teuer, mühsam, anstrengend, Zeit- und Kräfteaufwendend, etc.

Auch wenn ungewiss ist, wann dieser Umstand eintreten wird, möchten die jeweiligen Befragten den zusätzlichen Umzug in der Gegenwart vermeiden.

- Die Platzschaffung innerhalb der eigenen Wohnung durch die Anmietung eines externen Lagerraumes ermöglicht eine Lösung des Platzproblems und macht gleichzeitig einen Umzug in eine größere Wohnung überflüssig. Für die Befragten ist diese Möglichkeit eine willkommene Alternative zu einem Umzug, da in diesem Fall nur Objekte und nicht das gesamte Mensch-Wohnumwelt-System mobilisiert werden müssen.

Diese Aufzählung lässt die Schlussfolgerung zu, dass die negative Einschätzung der Situation eines Umzuges und die Zweifel, dadurch eine Verbesserung der Wohnsituation erzielen zu können, hemmende Faktoren in Bezug auf die Realisierung von Mobilität sind. Die Situation eines Umzuges wird durchwegs negativ, als sehr aufwändig und mühsam, als „*Kraftakt*“, Stress, Belastung und Anstrengung beschrieben, vor allem in Bezug auf das Ein-, Auspacken und Tragen der persönlichen Objekte. Auch logistische Probleme müssen gelöst werden, wie z.B. der Transport oder eine eventuell notwendige Zwischenlagerung von Möbeln oder anderen Besitztümern. Ältere Befragte stellen sich dabei die Frage, ob sie das alles überhaupt noch schaffen können. Auch der hohe finanzielle Aufwand, die viele Arbeit durch das Aussortieren, Ausmisten und Wegwerfen und dass sehr viel Zeit dafür aufgewendet werden muss, wird immer wieder erwähnt. In den Interviews finden sich in Bezug darauf immer wieder Erzählungen, dass die Entscheidung darüber, was man behält und mitnimmt und was aussortiert und weggeworfen wird, überaus schwer fällt. Diese Problematik wird in der Literatur unter dem Begriff des ‘*casser maison Rituals*’ bei älteren Menschen untersucht, die in eine kleinere Wohnung oder in ein Pflegeheim ziehen müssen (Ekerdt et al. 2004; Marcoux 2001) und soll später bei Kapitel 5.7 noch einmal zur Sprache kommen.

Das Auslagern von persönlichen Objekten in den angemieteten Lagerraum wird als weit weniger mühsam als ein Umzug beschrieben. In diesem Falle müssen nur die Objekte und nicht das gesamte Mensch-Wohnumwelt-System mobilisiert werden. Es werden immer wieder die Vorteile der Anmietung eines Lagerraumes erwähnt, dass man sehr gut zufahren kann, immer einen Parkplatz bekommt, die Dinge auf einen Wagen laden und dann mit dem Lift direkt zum Lagerraum hinfahren kann, ohne die Objekte über große Distanzen hinweg tragen zu müssen. Somit kann festgehalten werden, dass die Anmietung eines Lagerraumes eine wichtige Alternative hinsichtlich der Schaffung von persönlich nutzbarem Platz darstellt, die die Realisierung von Wohnmobilität vermeidbar machen. In diesem Fall müssen weder das gewohnte soziale Umfeld verlassen, noch die Mühen eines Umzuges auf sich genommen werden.

Auch wenn in den Interviews immer wieder die negativen Seiten eines Umzuges beschrieben werden, bleibt zu erwähnen, dass ein Umzug nicht in jedem Fall psychisch und physisch belastend ist, was die vorhergehenden Ausführungen vielleicht vermuten lassen. Vor allem wenn man den Fokus auf die durch einen Umzug erreichbaren Verbesserungen legt. Bei großer Unzufriedenheit mit der aktuellen Wohnsituation kann durch einen Umzug in eine Wohnung, die besser den individuellen Wohnwünschen entspricht, mitunter eine wesentlich höhere Wohnqualität erreicht werden. In diesem Fall stehen bei der

Realisierung von residentieller Mobilität nicht die Mühen eines Umzuges im Mittelpunkt, sondern die dadurch erreichten Ziele, beispielsweise der dadurch erlangte Abbau von Stress bzw. von Stressoren des Wohnens<sup>107</sup>.

#### **5.6.4 Auswirkungen des Mobilitätsverhaltens auf den Bedarf nach zusätzlichem Lagerraum**

Die vorangegangenen Ausführungen zur (Wohn)Mobilität zeigen, dass der Bedarf nach einem zusätzlichen Stau- und Lagerraum mit der Einstellung zu residentieller Mobilität und deren Realisierung zusammenhängt. Der Anstieg des Mobilitätspotentials und der Realisierung von räumlicher sowie sozialer Mobilität sind dabei im Zusammenhang mit der Pluralisierung der Lebensstile zu interpretieren, wie im theoretischen Kapitel dieser Diplomarbeit bereits gezeigt wurde. Ein zusätzlicher Lagerraum kann bei der Realisierung von Wohnmobilität den Umzug, vor allem bei großen Distanzen, erleichtern, indem nicht alle persönlichen Besitztümer zum neuen Wohnort umgesiedelt werden müssen. Auch wenn sich der Trend zu gesteigener residentieller Mobilität aufgrund der Ausbildung oder Erwerbsarbeit, in den im Rahmen dieser Diplomarbeit geführten Interviews, nur sehr gering niederschlägt, kann dieser Trend in der Kundenstrukturtafel von 'My Place' (siehe Tabelle 2) abgelesen werden.

In Bezug auf die hier geführten Interviews kann festgehalten werden, dass vor allem die vom Unternehmen 'My Place' bezeichneten 'Modern-Liver' die alternative Lösung ihres Platzproblems in ihrer aktuellen Wohnsituation durch die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes begrüßen, ohne einen Umzug realisieren zu müssen. Zudem schätzen es die Kunden, dass ein Lagerraum individuell nach den persönlichen Bedürfnissen angepasst werden kann.

Die Situation eines Umzuges wird in den Interviews sehr negativ bewertet, vor allem aufgrund der physischen Mühen und des finanziellen Aufwandes. Auch ist die Meinung vorherrschend, dass ein Umzug mehr negative als positive Veränderungen mit sich bringen würde. Diese negative Einschätzung der Folgen der Realisierung von Wohnmobilität führt bei den hier befragten 'Modern Livern' dazu, dass sie sich gegen einen Umzug und für einen Lagerraum, als Lösung ihres Platzproblems in der Wohnung, entscheiden.

### **5.7 Die Bedeutung der uns umgebenden „Dingwelt“<sup>108</sup>**

*„Die Vorstellung, überhaupt keine Dinge zu haben, ist theoretisch und praktisch absurd. Schon die Einschränkung erscheint als befremdlicher Gedanke. Es gibt noch Kulturen mit wenig Dingbesitz, die wir bezeichnenderweise für arm erklären, wie in der Dritten Welt.“ (Selle 1997: 23)*

Im Gegensatz dazu wird von den Befragten ein 'zu viel' an persönlichen Objekten immer wieder als 'Bürde' beschrieben, außer es handelt sich um ein Hobby oder um eine Sammlung. In Hinblick auf

<sup>107</sup> Stressoren des Wohnens sind beispielsweise Lärm und Luftverschmutzung, zu hohe Wohndichte und Beengtheit, öffentliche Unsicherheit (durch Umweltkatastrophen gefährdete Gebiete z.B. am Fuße eines Vulkans; durch eine hohe Kriminalitätsrate oder eine hohe Verkehrsbelastung). Als besonders belastend und Stress verursachend werden solche Situationen bewertet, die man selber nicht verändern kann – vor allem Umweltbedingungen, die sich negativ auf die Wohnqualität und somit auf die Lebensqualität auswirken. Genauere Informationen zu den Stressoren sind zu finden in: Flade 2006: 105-122

<sup>108</sup> Bosch 2010

einen Umzug kann ein individuell empfundenenes ‘viel’ an Objekten, das mobilisiert werden müssten, sogar mobilitätshemmend sein und die Entscheidung gegen einen Umzug ausfallen lassen. Dennoch erwähnen die Befragten, dass sie sich von vielen Dingen nicht trennen „können“ oder „wollen“. Scheinbar werden die eigenen Besitztümer nicht als ‘zu viel’ erachtet, auch wenn deswegen, wie es bei den von ‘My Place’ benannten ‘Modern Living’-Kunden der Fall ist, ein zusätzlicher Lagerraum angemietet wird.<sup>109</sup>

In diesem Zusammenhang ist auf die von ‘My Place’ getroffene Unterscheidung der Kunden in Tabelle 2 hinzuweisen. Im Fall der ‘Need-Kunden’ wird wegen eines Umzuges oder einer Renovierung der Wohnung oder des Hauses ein Lagerraum für eine bestimmte Zeit angemietet. Meist ist bei diesen Kunden das gesamte „Mensch-Wohnumwelt-System“ (Flade 2006: 63) in Bewegung und es werden mehr oder weniger alle Objekte im Haushalt mobilisiert. Bei den ‘Modern Liver’ hingegen wird der Lagerraum langfristig als zusätzliches Kellerabteil genutzt. Dabei werden nur bestimmte Objekte mobilisiert, die in der aktuellen Wohnsituation keinen Platz (mehr) finden. Es kann davon ausgegangen werden, dass bei eben diesen Kunden die einzelnen Objekte und die emotionalen Bindungen an diese eine größere Rolle als bei den ‘Need-Kunden’ spielen, da man zumeist einzeln darüber entscheidet, was man kostenpflichtig einlagert und wovon man sich trennt. Die Entscheidung, persönliche Besitztümer in ein Lagerabteil einzulagern, hängt bei den vom Unternehmen benannten ‘Need-Kunden’ demgegenüber weniger mit emotionalen Bindungen zu den jeweiligen Gütern zusammen, sondern mit der vehementen Veränderung der Platzsituation durch einen Umzug.

Dennoch wäre auch bei den befragten Kunden, die den ‘Need-Kunden’ zuzuordnen wären, die Möglichkeit gegeben, die persönlichen Besitztümer zu verkaufen oder anderweitig wegzugeben und bei Bedarf neue Dinge zu kaufen. Doch diese Option wird von den betreffenden Kunden kopfschüttelnd abgelehnt. Hier spielen nicht nur der damit verbundene Aufwand und eventuell daraus entstehende finanzielle Einbußen eine Rolle, sondern auch diese Kunden weisen darauf hin, dass sie sich von bestimmten Gegenständen nicht trennen „können“ oder „wollen“.

Hinsichtlich der Gründe, warum bestimmte Dinge behalten werden, wurden in einer Studie von Ekerdt et al. (2004) ältere Personen interviewt, die vor kurzer Zeit in eine kleinere Wohnung, in ein Altersheim oder ähnliches gezogen sind. Voraussetzung war, dass der Umzug bedeutete, dass die Personen danach weniger Platz zur Verfügung haben. Somit mussten die betroffenen Personen sich von bestimmten Dingen trennen und behielten andere Dinge. Dieser Prozess wird in der Literatur unter dem Begriff “casser maison“ diskutiert und bedeutet wortwörtlich „breaking the house“ (Marcoux 2001: 215) bzw. die Auflösung eines Haushaltes. Dabei geht es, aufgrund des Abschlages an verfügbarem Platz, ganz zentral um die Frage, welche Dinge behalten werden und von welchen man sich trennt. Ekerdt et al. (2004: 267f.) filtern neun Gründe aus den im Rahmen ihrer Studie geführten Interviews heraus, warum die befragten Personen bestimmte Dinge aufbewahren:

---

<sup>109</sup> Hier soll noch einmal darauf verwiesen werden, dass die Bezeichnung ‘zu viel’ an Besitztümern keineswegs wertend ist, sondern in Relation mit dem verfügbaren Raum verstanden werden muss – im Hinblick darauf ist das Ausmaß der Objekte ‘zu viel’, da ansonsten die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes unnötig wäre.

- 1) things seem useful
- 2) things are worth money
- 3) things give pleasure
- 4) things represent us
- 5) things conjure the future
- 6) social reciprocity to gift givers
- 7) responsibility to forebears
- 8) conservation is a virtue
- 9) because they can

Auch wenn die Befragten, die den ‘Modern-Liver‘ zuzuordnen sind, nicht weniger, sondern durch die Anmietung eines Lagerraumes mehr Platz für Objekte zur Verfügung haben, decken sich die Antworten der Befragten, warum die Gegenstände kostenpflichtig eingelagert und nicht weggegeben wurden, mit den Ergebnissen dieser Studie. Und auch aus den Antworten der ‘Need-Kunden‘, warum sie die Dinge in einen Lagerraum einstellen und sich nicht davon trennen, können eben diese neun Gründe herausgelesen werden.

Der Unterschied zu der in der Studie von Ekerdt et al. (2004) befragten Personen besteht jedoch darin, dass die im Rahmen dieser Diplomarbeit Befragten für die Möglichkeit, die Objekte einzulagern, zusätzliche Kosten zu tragen haben und der neunte Grund – dass man Dinge behalten „kann“ – mehr oder weniger durch diese kostenpflichtige Schaffung von zusätzlichem, persönlich nutzbarem Platz zustande kommt. Daher wird hier angenommen, dass die Objekte selber eine große Rolle für die Befragten spielen, da sie für deren Aufbewahrung Kosten auf sich nehmen. Jedoch ist dieser neunte Grund, Dinge zu behalten, weil man kann, wiederum in den meisten Fällen gegeben, wenn ein zusätzlicher Lagerraum bereits vorhanden ist. Es ist davon auszugehen, dass in diesen Fällen nicht mehr einzeln über die Bedeutung der Dinge reflektiert wird, sondern im Vordergrund die Platzschaffung steht.

Dennoch wird eine hohe persönliche Bedeutung der meisten eingelagerten Objekte angenommen, da, wie schon erwähnt, die Befragten immer wieder davon berichten, sich von diesen Dingen nicht trennen zu können. Diese hohe Bedeutung lässt sich außerdem aus den Antworten auf die im Laufe des Interviews gestellte Frage, wie es für die Befragten wäre, wenn die Dinge weg wären, herauslesen.<sup>110</sup> Die Befragten vergleichen diese Situation mit einer Katastrophe, da die meisten Dinge, insbesondere solche, die mit Erinnerungen verknüpft werden, für sie nicht ersetzbar sind. Wie furchtbar und tragisch der Verlust eingelagerter Dinge für die jeweiligen Personen ist, beschrieben auch die befragten Angestellten des Unternehmens ‘My Place‘, wenn sie von den, vom Brandfall an einem der Standorte des Unternehmens, betroffenen Kunden berichten. Einer der befragten Angestellten kam beispielweise die administrative Aufgabe der Betreuung der Hotline zu, bei der Anrufe von betroffenen und besorgten Mietern eingingen. Während des Leitfadengesprächs mit ihr erzählte sie davon, wie emotional der

---

<sup>110</sup> „Wir sollten das, was wir besitzen, bisweilen so anzusehen uns bemühen, wie es uns vorschweben würde, nachdem wir es verloren hätten“. (Schopenhauer Arthur [1851] 1949: 166. In: Hahn 2005: 37) Dieses Zitat ist sozusagen Grundlage für die Frage, wie das für die Befragten wäre, wenn sie die Objekte in den Lagerräumen verlieren würden. Es wird hier davon ausgegangen, dass die Bedeutung der Objekte durch diese Fragestellung besser herausgefiltert werden kann, als durch die Frage, was einem die Objekte bedeuten. Dadurch werden die Befragten mit dem Verlust der Objekte konfrontiert, was die emotionalen Bindungen und ideellen Bedeutungen klarer hervortreten lässt.

Verlust persönlicher Besitztümer aufgenommen wurde und wie dramatisch dies für die Betroffenen war. Diese Angestellte berichtete jedoch auch von Fällen, in denen der Kunde froh war, dass sein Besitz abgebrannt ist – er fühlte sich erleichtert und konnte sich dadurch dieser Dinge entledigen, was er durch eigenes Ermessen scheinbar nicht geschafft hatte. Dies weist wieder auf die ‘Bürde’ eines ‘zu viel’ an Besitz hin. Warum werden diese Objekte dennoch behalten und kostenpflichtig eingelagert?

Im nächsten Kapitel soll das Augenmerk auf die Objekte gelegt werden, von denen die Personen berichten, dass sie sich davon nicht trennen „können“.

### 5.7.1 Die ideelle Bedeutung von Objekten

Analysiert man die von den Befragten erläuterten Begründungen, warum sie einen Lagerraum angemietet haben, sind sie ‘von außen’ klar nachzuvollziehen. Sie werden argumentativ begründet, der Platzmangel in der eigenen Wohnsituation und die Abwägung der Vor- und Nachteile der Anmietung eines Lagerraumes, sowie die Alternativen dazu werden beschrieben. Auch Erklärungen, warum bestimmte Gebrauchsgegenstände behalten werden, obwohl sie in der momentanen Wohnsituation keinen Platz haben, wie etwa Werkzeug, Sportgeräte, etc. werden klar erörtert – diese Objekte werden immer wieder benötigt und genutzt. Kommen die Befragten jedoch zu den Argumenten, warum sie Objekte, die sie nicht regelmäßig wieder verwenden und die sich eigentlich nur noch im Lagerraum befinden, eingelagert haben, diese behalten und sich nicht von ihnen trennen, schwingen emotionale Motive mit, die für die Befragten nicht so einfach zu erklären bzw. die ‘von außen’ nicht immer begreifbar sind. Warum wird beispielsweise eine Postkartensammlung aufbewahrt, obwohl man sie jahrelang nicht mehr angesehen hat und die Besitzerin selber meint, sie nicht mehr zu brauchen? Der persönliche, ideelle Wert der Objekte, oder die Beweggründe, sie zu behalten, sind für andere, außenstehende Personen oft nicht erkennbar oder nachvollziehbar. Dies wird beispielsweise dadurch ersichtlich, dass Befragte 13 sagt, ihre Schwester habe im Lagerraum „nur Müll“ (I13) eingelagert. Für Befragte 8 hingegen sind es „Erinnerungssachen“ (I8), die zumindest zum Zeitpunkt der Einlagerung einen ideellen Wert für sie hatten.

*„Da es auch jene privaten Ich-Museen gibt, die für das fremde Auge im persönlichen Bereich kaum erkennbar sind, aber in den meisten Fällen existieren und solche Dinge enthalten, darf man sagen, daß die kulturellen Übergangsobjekte als kollektive Werte im richtigen Museum aufbewahrt und die privaten Übergangsobjekte auf persönlichen Verehrungsdeponien gelagert werden. Das Nicht-Wegwerfen-Können, die komplementäre Geste zur sorglosen Entsorgung, ist vermutlich in der Scheu begründet, aus Versehen etwas zu beseitigen, das doch irgendeinen Bindungswert verkörpern könnte.“ (Selle 1997: 22)*

Eine Erklärung für das Unvermögen, sich von persönlichen Besitztümern zu trennen, das laut Selle in der Angst vor dem Verlust eines Bindungswertes begründet liegt, ist in der von Knorr-Cetina (1998, 2007) benannten „Sozialität mit Objekten“ zu finden. Sie beschreibt, „daß in einer Wissensgesellschaft Objektbeziehungen soziale Beziehungen ersetzen und für sie konstitutiv werden“ (Knorr-Cetina 1998: 94). Durch den im theoretischen Kapitel dieser Diplomarbeit bereits erläuterten Trend der Pluralisierung der Lebensstile und die damit einhergehende Entlassung aus traditionellen Strukturen und Rückhalten, versuchen Individuen diese Bindungsverluste durch „die Expansion von Objekt-zentrierten Umwelten“

(Knorr-Cetina 1998: 83) zu kompensieren. Diese „Sozialität mit Objekten“, also die Person-Objekt-Beziehung ist wechselseitig: Objekte stabilisieren „Identitäten (und Kollektive) ebenso (...) wie Identitäten (und Kollektive) Objekte“ (Knorr Cetina 1998: 104. Fußnote 12)

Individuen versuchen also durch den Besitz bestimmter Objekte ihre eigene Identität zu definieren. Dabei spielen nicht nur der individuelle Geschmack und Konsum von speziellen Objekten eine Rolle, um den eigenen Status zu symbolisieren und sich von anderen zu unterscheiden. Die Befragten können sich insbesondere von den Dingen nicht trennen, die die eigene Identität festigen oder die eigene Geschichte repräsentieren. Im Zusammenhang damit werden von den Befragten bei den Dingen, von denen sie sich nicht trennen „können“, sehr oft Erbstücke und Objekte, die an die eigenen Nachkommen, an die Eltern, Großeltern, die eigenen Kindheit, bestimmte Erlebnisse oder Urlaube erinnern, genannt. Diese Dinge „können“ laut Katschnig-Fasch (1998: 326) nicht einfach weggeworfen werden, weil sie „Teile des eigenen Lebens“ markieren. Solche Objekte sind insbesondere auch Tagebücher (I1) oder Fotos. Ein Teil des eigenen Lebens wird auch von Befragter 13 in einem Lagerraum untergebracht, die dort Objekte aus der Zeit ihrer Ausbildung als Grafikerin und Designerin einlagert. Wenn sie es sich aussuchen kann, möchte sie zwar nicht mehr in dieser Branche arbeiten, dennoch bezeichnet sie diese Dinge als Grundlage ihres zweiten Standbeines, auf das sie zurückgreifen kann, wenn es mit ihrer jetzigen Ausbildung nicht klappen sollte. Da sie überdies viel in die Ausbildung investiert hat, möchte sie die Objekte nicht einfach aufgeben, auch wenn sie sie vielleicht nicht mehr brauchen wird.

Wie in Kapitel 5.5.2 zur symbolischen Bedeutungsdimension einer Wohnung bereits erläutert, haben vor allem ältere Möbel und Einrichtungsgegenstände, die schon länger im Besitz der Befragten und/oder seiner Vorfahren sind, für die Befragten einen hohen Stellenwert. Einerseits werden damit Erinnerungen verknüpft, wie beispielsweise an einen früheren Lebensabschnitt, als man als Junggeselle einen eigenen Haushalt bildete (I15). Befragter 15 berichtet von Bildern, die er in seiner damaligen Wohnung aufgehängt hat, die seiner Frau jedoch nicht gefallen. Er möchte sich davon aber nicht trennen, da viele Erinnerungen an diese Phase seines Lebens daran hängen und lagert sie deswegen im Lagerraum ein. Andererseits stellen vor allem Erbstücke einen Teil der eigenen Geschichte und Identität dar. „Gegenstände (leisten) nicht nur einen Beitrag zur Konstituierung des gegenwärtigen Selbst, sondern auch für die eigene Vergangenheit“ (Csikszentmihalyi 1993. In: Hahn 2005: 40) Katschnig-Fasch (1998: 332) meint, dass vor allem alte Gegenstände „Mittel der jeweiligen personalen und soziokulturellen Wirklichkeit“ sind. „Mit Hilfe der alten Objekte versichern sich ihre Besitzer ihrer eigenen kulturellen Gegenwart und gesellschaftlichen Position.“ (ebenda) Hahn (2005: 37) schreibt zur Bedeutung vertrauter Dinge, dass „Gegenstände, die wiedererkannt werden, (...) dem Leben eine Ordnung [geben]. Sie sind Teil des selbstverständlichen „Sich-Zurecht-Findens“, von dem jeder Mensch tagtäglich als Grundlage seines Handelns ausgeht.“ Solche Objekte, die sich schon länger im Besitz eines Menschen oder deren Familie befinden, werden, wenn sie in der Wohnung keinen Platz mehr finden, ausgelagert, anstatt dass man sich endgültig von ihnen trennt.

*„Die Welt Dinge haben die Aufgabe, menschliches Leben zu stabilisieren, und ihre ‘Objektivität‘ liegt darin, daß sie der Veränderung des natürlichen Lebens [...] eine menschliche Selbigkeit darbieten, eine Identität, die sich daraus herleitet, daß der gleiche Stuhl und der gleiche Tisch den jeden Tag veränderten Menschen mit gleichbleibender Vertrautheit entgegenstehen.“ (Hannah Arendt [1958] 1981: 162. In: Hahn 2005: 37)*

Im Zusammenhang mit Objekten, von denen man sich nicht trennen kann, werden auch Objekte, die Teil einer Sammlung sind oder für die Ausübung eines Hobbies benötigt werden, sowie Dinge, für die man länger gespart hat und bei denen man ausgiebig darüber nachgedacht hat, ob man sie kauft und sie sich leistet, genannt. Sie stellen etwas Besonderes für die Befragten dar und können als Symbol für ein Ziel, das man sich gesetzt und erreicht hat, gesehen werden.

### **5.7.2 Der Symbolcharakter von Objekten**

*„Unser Leben in und mit der Gegenstandswelt findet zwischen zwei Objektkategorien statt – den funktionalen und den symbolischen, wobei beide auch zusammenfallen können.“ (Selle 1997: 39)*

Aus den vorangegangenen Ausführungen wird ersichtlich, dass Objekte nicht nur Dinge des Gebrauchs sind. Vielmehr verbindet man mit ihnen Erinnerungen, Erfahrungen und auch Menschen, sie symbolisieren Teile der eigenen Geschichte und festigen dadurch die eigene Identität. Dies hängt mit der Aneignung der Objekte selber zusammen – dadurch kommt es zu einer „Transformation der Relation zwischen Menschen und Objekten“ (Hahn 2005: 101). Ähnlich der vorangegangenen Bedeutungsdimensionen einer Wohnung werden somit auch Objekte mit Bedeutungen und Erinnerungen aufgeladen. Hahn (2005: 39) schreibt dazu, dass Objekte „ohne aktives Handeln beständig an Erinnerungsbedeutung“ gewinnen und „durch das Erinnern neu geschaffen“ werden. Auch kann es zu einem „Re-Framing“ der Objekte kommen, indem „der „neue Rahmen“ (...) den zeitlich konstanten Dingen neue Bedeutung [verleiht], auch wenn Gegenstand und Ausgangspunkt der Erinnerung sich nicht ändern“ (Hahn 2005: 39)

Persönliche Besitztümer stellen überdies für die Besitzer meist ein Symbol für andere Dinge dar, die beispielsweise durch den Besitz dieser Objekte realisiert werden können. Für Befragten 10 sind somit nicht unbedingt die eingelagerten Objekte selber, also seine Instrumente, Lautsprecher, etc. von großer, persönlicher Bedeutung, sondern die dadurch entstehende Möglichkeit, als Musiker aufzutreten. Ersichtlich ist dies daraus, dass er nicht von seinen Instrumenten im Einzelnen erzählt, wann oder von wem er sie erstanden hat etc., sondern er berichtet vielmehr von seinen Auftritten, seinem Publikum und dass sein Sohn seine Leidenschaft zur Musik teilt. Bei Befragtem 6 sind die eingelagerten Objekte – seine Bücher – ein Symbol für Freizeit, Ruhe und Erholung, da er der Beschäftigung des Lesens in seiner Freizeit nachkommt, um sich zu entspannen. Hinsichtlich des Symbolcharakters von Objekten stellt sich bei Befragtem 2 die Situation etwas komplexer dar bzw. sind es weniger einzelne Objekte, sondern die Gesamtheit derer, die eine symbolische Bedeutung tragen. Seine Objekte, bzw. die Möglichkeit, sie behalten zu können und nicht weggeben zu müssen, können als Symbol dafür gesehen

werden, dass er so weit wie möglich einen ‘Normalzustand’<sup>111</sup> aufrechterhalten oder baldmöglichst wieder erreichen möchte. Denn einerseits kann er durch die Einlagerung seiner Besitztümer seine momentane Wohnungssituation in einem Heim für Wohnungslose vor Bekannten und Freunden geheim halten, andererseits stehen die eingelagerten Objekte auch für die Hoffnung, bald eine eigene Wohnung zu finden und seine Besitztümer zum größten Teil wieder zu sich holen zu können.

Erkennbar ist der Symbolcharakter von Objekten auch daran, dass persönliche Besitztümer direkt mit seinem Besitzer verknüpft werden. Die Person ist, auch wenn sie selbst nicht anwesend ist, durch die persönlichen Besitztümer präsent. Dies lässt sich in den Interviews daran ablesen, dass in Folge einer Trennung die Individuen darauf bestehen, dass die gesamten persönlichen Güter des ehemaligen Partners so schnell wie möglich aus der Wohnung oder dem Haus verschwinden (I14, I16) und somit die Trennung vollständig vollzogen werden kann. Für Befragte 14 stellt der Umstand, dass die Sachen ihres Mannes nicht mehr in der Garage stehen, sondern in den Lagerraum ausgelagert und somit „weg vom Haus“ (I14) sind, ein endgültiger Schlussstrich ihrer Ehe dar. Zuvor war die Situation ungewiss bzw. gab es keine klare Entscheidung für sie, da seine Habseligkeiten noch in der Garage waren. Symbolisch war er dadurch immer noch präsent bzw. zu nah. Erst durch die Auslagerung seiner Besitztümer konnte die Befragte die endgültige Trennung von ihm bewerkstelligen. Im Falle der Trennung von Befragtem 16 von seiner Freundin verlangte diese von ihm, dass er so schnell wie möglich all seine Sachen aus der Wohnung schaffte. Auch hier war er durch seine Habseligkeiten in der Wohnung noch präsent, was sie rasch beenden wollte.

Die symbolische Präsenz von Personen durch deren persönliche Besitztümer wird auch bei Todesfällen sichtbar, wenn die Nachkommen über den Verbleib der Besitztümer des/der Verstorbenen entscheiden müssen. Befragte 5 beschreibt in dem Zusammenhang, dass es durch die Trauer infolge des Todes ihrer Großmutter für sie und ihre Mutter sehr schwierig gewesen sei, sich von allen Habseligkeiten der Verstorbenen zu trennen bzw. überhaupt zu entscheiden, was man behält und was nicht. Der Besitz ihrer Großmutter stand symbolisch für die Verstorbene und sie wollten sich kurz nach ihrem Tod nicht davon trennen. Somit lagerten sie die Objekte in den Lagerraum ein, um erst nach einer gewissen Zeit der Trauer darüber entscheiden zu müssen.

---

<sup>111</sup> ‘Normal‘ im Sinne des obigen Zitats von Selle, durch den vorhandenen Dingbesitz nicht als arm zu gelten und im Sinne des, bei der Normativen Bedeutungsdimension diskutierten, Bedürfnisses, als ‘normal‘ zu gelten, indem man in einer Wohnung oder einem Haus lebt und nicht wohnungs- oder obdachlos ist.

#### **5.7.4 Auswirkungen veränderter Objektbeziehungen auf den Bedarf nach zusätzlichem Lagerraum**

Im theoretischen Kapitel dieser Diplomarbeit wurde bereits auf die Bedeutung von Konsum und persönlichem Besitz in Hinblick auf Distinktionsprozesse, aber auch hinsichtlich der Festigung und Sicherung der eigenen Identität eingegangen. Hier wurde nun auf Basis der Analyse der Interviews verdeutlicht, dass ein Anstieg persönlicher Güter nicht ausschließlich mit einem übermäßigen Konsum, wie er oft durch Begriffe wie Konsum-, Wegwerfgesellschaft, etc. kritisiert wird, sondern auch mit dem Unvermögen vieler Individuen, sich von persönlich bedeutsamen Habseligkeiten zu trennen, zusammenhängt.

Für eine detaillierte Analyse der Veränderung des Umgangs mit persönlichem Besitz, bzw. inwieweit eine solche in den letzten Jahrzehnten feststellbar ist, ist in dieser Diplomarbeit kein Platz, vor allem auch, weil dies eine Langzeitstudie erfordern würde. Jedoch wurde anhand des Begriffes der Sozialität mit Objekten von Knorr-Cetina (1998, 2007) ein Hinweis darauf gegeben, dass sich die Bedeutungen der Gegenstandswelt verändert haben und sich viele Menschen aufgrund dessen von bestimmten persönlichen Objekten nicht trennen „können“. Damit zusammenhängend liefert meines Erachtens ebenso die große Nachfrage nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum einen weiteren Anhaltspunkt in diese Richtung – abgesehen davon, dass am Wohnungsmarkt das Bedürfnis nach ausreichend individuell nutzbarem Stauraum scheinbar zu wenig berücksichtigt wird, kann ein veränderter Umgang mit Besitztümern, durch die veränderten Bedeutungen dieser, als Ursache für die Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage interpretiert werden. Durch einen Lagerraum ist es den Mietern möglich, persönlich bedeutsamen Besitz zu behalten, auch wenn in der Wohnsituation dafür kein Platz mehr vorhanden ist bzw. kann ein ‘zu viel‘ an Objektbesitz innerhalb der Wohnsituation, und somit eine Verringerung der Wohnqualität, vermieden werden.

## 5.8 Typisierung der Kunden

In der Kundenstrukturtafel (siehe Tabelle 2) wurden vom Unternehmen 'My Place' stark vereinfacht zwei Gruppen von Kunden und somit zwei unterschiedliche Gründe dargestellt, warum ein zusätzlicher Lagerraum angemietet wird: Einerseits wegen des 'zu wenig Platz' für die Objekte, die man besitzt, innerhalb der aktuellen Wohnsituation, beispielsweise dadurch, dass der Keller unbenutzbar ist. Diese Kunden mieten dem Unternehmen zufolge einen Lagerraum aus „Annehmlichkeit“ an. Andererseits liegt bei den 'Need-Kunden' der Grund für die Anmietung eines Lagerraumes laut dem Unternehmen darin begründet, dass die Kunden infolge einer Veränderung der Lebenslage, der Wohnsituation, etc., keine andere Wahl haben bzw. einen Lagerraum notwendig brauchen.

Diese Einteilung der Kunden basiert auf Marktanalysen, die in dieser Diplomarbeit anhand der Analyse der Interviews modifiziert wurden. Begründet wird dies dadurch, dass beispielsweise Befragte, die laut der Kundenstrukturtafel von 'My Place' den 'Modern-Livern' zuzuordnen wären, ihre Beweggründe, einen Lagerraum anzumieten nicht als reine „Annehmlichkeit“ beschreiben, wie sie ihnen in der Kundenstrukturtafel zugesprochen wird. Vielmehr berichten einige dieser Befragten, von einer Notlage zum Zeitpunkt der Entscheidung, einen zusätzlichen Lagerraum anzumieten und zwar in Hinblick auf die Platzsituation in der eigenen Wohnung. Die Befragten erzählen, dass sie etwas tun mussten, damit durch das 'immer mehr' an Objekten, die Lebensqualität innerhalb der Wohnsituation nicht geschmälert wird. Inwiefern diese dargestellte Notlage zum Zeitpunkt der Entscheidung, einen zusätzlichen Lagerraum anzumieten, tatsächlich so empfunden wurde oder ob die Wortwahl bzw. die Schilderung der Situation rückblickend gewählt wurde und in gewisser Weise auf eine empfundene Erklärungsnot im Rahmen des Interviews hinweist, kann im Detail nicht festgestellt werden. Dennoch wird es als relevant erachtet, dass die Personen sich in einer Notlage sahen und die Anmietung eines Lagerraums die Lösung ihres (Platz)Problems zur Folge hatte. Dies lässt erkennen, welche Bedeutung ein zusätzlicher Lagerraum bei der Anmietung hatte und auch weiterhin für die Personen hat.

Zusätzlich dazu berichten nicht alle Befragten, die den vom Unternehmen benannten 'Need-Kunden' zuzuordnen wären, davon, den Lagerraum aufgrund einer Notlage angemietet zu haben. Beispielsweise erzählt Befragte 9, dass die Anmietung eines Lagerraumes in ihrem Falle nicht unbedingt erforderlich gewesen wäre, da es ihre aktuelle Wohnsituation zugelassen hätte, die Gegenstände ihrer verstorbenen Mutter in ihrer Wohnung, dem Keller oder ihrem Gartenhäuschen unterzubringen. Wegen dieser alternativen Unterbringungsmöglichkeiten stellt die Anmietung des Lagerraumes keine unbedingt erforderliche Notwendigkeit ('Need') dar. Die Anmietungsgründe dieser Befragten beziehen sich auf die „Annehmlichkeit“ (ein Umstand, der den „Modern-Liver“ zugeschrieben wird) – sie meint, dass es so viel praktischer war, weil sie die Dinge nicht in ihre Wohnung oder den Keller und wieder hinaus tragen musste und sie somit auch nicht im Weg waren. Für sie war es sehr angenehm, direkt mit dem Auto hinfahren, bequem aus- und einladen, die Sachen auf die bereitstehenden Wagen legen und mit dem Lift zum Abteil fahren zu können. Somit konnte sie sich mühsames Tragen ersparen. Dennoch müsste sie dem Kundensegment der 'Need-Kunden' zugeordnet werden, da es sich beim Anmietungsgrund um ein Erbe bzw. einen Todesfall handelt.

Außerdem ist die gewählte Benennung der Kundensegmente in gewisser Hinsicht problematisch. Zum Ersten weist die Begrifflichkeit 'Modern-Liver' auf einen, diesen Kunden gemeinsamen Lebensstil

hin bzw. lässt diesen vermuten (‘modernes Leben‘). Ein gemeinsamer Lebensstil dieser Kunden kann aus der Analyse der Interviews heraus jedoch nicht bestätigt werden. Lediglich die Wohnsituation scheint eine ähnliche zu sein – diese Kunden bemängeln ‘zu wenig‘ Platz bzw. Stauraum innerhalb der Wohnung, sei es aufgrund einer Änderung der Haushaltszusammensetzung, des ‘zu viel‘ an Objekten oder weil kein Keller oder Dachboden vorhanden ist. Die Individuen versuchen sich darüber hinaus innerhalb der aktuellen Wohnsituation anzupassen, da ein Umzug in eine andere Wohnung für sie nicht in Frage kommt. Sie suchen nach Alternativen, wodurch sie ‘mehr persönlich nutzbaren Platz‘ zur Verfügung haben, ohne einen Umzug auf sich nehmen zu müssen. Diesen Kunden ist der Weg der Lösung ihres Platzproblems – die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes – gemein und nicht etwa der Lebensstil.

Auch die Begrifflichkeit des „Notfalles“ bei den ‘Need-Kunden‘ ist zu hinterfragen, da bei der Auswertung der Interviews festgestellt wurde, dass Kunden, die diesem Kundensegment zuzuschreiben sind, nicht immer von einer Notlage sprechen, wie vorher schon anhand eines Beispiels von Befragter 9 gezeigt wurde. Bei diesen Kunden ist nicht immer akuter Platzmangel in der jeweiligen Wohnsituation gegeben, wodurch sie ‘keine andere Wahl‘ haben, als einen Lagerraum anzumieten.

Aufgrund dieser angeführten Sachverhalte soll in weiterer Folge die Unterscheidung der Kundensegmente von ‘My Place‘ modifiziert und ein alternativer Vorschlag zur Unterteilung der Kunden in Gruppen erarbeitet werden. Diese Typisierung der Kunden soll im Hinblick auf das Dreieck zur dynamischen Wechselwirkung der drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte und der damit in Verbindung stehenden Themenbereiche erfolgen und ist als sogenannte ‘Idealtypenbildung’<sup>112</sup> zu verstehen. Angelehnt an die Kundenstrukturtafel soll die Unterteilung in 2 Gruppen beibehalten werden, die in einer vertiefenden Studie, hinsichtlich der Zwischenformen bzw. Abweichungen der Idealtypen, präzisiert und erweitert werden könnte.

Ein zentrales Unterscheidungskriterium dieser Idealtypen knüpft, auf der Grundlage der dynamischen Wechselwirkung der drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte, an die in Kapitel 3.3.3 angeführte Unterscheidung zwischen freiwilliger und zwingender Realsierung von Wohnmobilität an und übernimmt dies für die Mobilisierung von Objekten. Wie schon erwähnt, wird die Mobilisierung von Objekten, also die Bewegung bzw. der Transport von Objekten durch Individuen in einen anderen Raum, als Basis für das Funktionieren der Dienstleistung Selfstorage gesehen. Auch die Wohnmobilität selber, realisiert oder bewusst vermieden, stellt ein weiteres wichtiges Unterscheidungskriterium dar.

---

<sup>112</sup> Vergleich Fußnote 57

Beim ersten Kundentyp, den, in dieser Diplomarbeit so benannten, ‘*Anpassungskunden*’, bleibt der vorhandene Raum, also die ‘leere Hülle’ der Wohnung gleich. Diese Kunden sind nicht mit der Situation eines Umzuges konfrontiert, eine Änderung an verfügbarem Raum liegt nicht vor. Jedoch ist der vorhandene Raum, bzw. die Wohnsituation, angesichts einer Änderung der Haushaltszusammensetzung, beispielsweise durch die Geburt eines Kindes, oder wegen des anwachsenden Ausmaßes an Objekten, nicht mehr angemessen. Zusätzlich wollen diese Kunden einen Umzug, aus den verschiedensten Gründen, vermeiden. Um die Wohnqualität dennoch nicht durch ein ‘Überfüllen’ der Wohnung zu schmälern, suchen diese Kunden nach ‘mehr Raum’. Dies ist auch darauf zurückzuführen, dass die Befragten, die dieser Gruppe zuzuordnen sind, sich von diesen Dingen, für die sie Platz suchen, nicht trennen „können“ und/oder möchten.

Bei diesen Kunden ist also nicht das gesamte „Mensch-Wohnumwelt-System“ (Flade 2006: 63) in Bewegung, sondern nur persönliche Objekte und Besitztümer werden mobilisiert und ausgelagert. Die Mobilisierung der Objekte erfolgt bei diesen Kunden freiwillig, da der Entscheidung, Objekte zu mobilisieren, indem sie ausgelagert werden, ein komplexer Abwägungsprozess der Vor- und Nachteile vorausgeht und auch andere Alternativen in Erwägung gezogen werden. Die Anmietung eines Lagerraumes hat jedoch einen Einfluss auf das Mensch-Wohnumwelt-System, indem dadurch die Lebensqualität, genauer die Wohnqualität durch die Schaffung von ‘mehr Raum’, erhöht wird, was laut Meinung dieser Kunden durch einen Umzug in eine andere Wohnung nicht erreicht worden wäre. Der Name ‘*Anpassungskunden*’ wurde deswegen gewählt, da diese Kunden versuchen, sich innerhalb einer gleichbleibenden Wohnsituation bestmöglich an eine veränderte Lebenssituation anzupassen. Sie suchen nach Alternativen, die ihnen mehr persönlich nutzbaren Platz zur Verfügung stellen, ohne einen Umzug in eine größere Wohnung bewerkstelligen zu müssen. Um dies kurz zusammenzufassen:

Die ‘*Anpassungskunden*’

- ... verfügen über einen gleichbleibenden *Raum*, die ‘leere Hülle’ einer Wohnung bzw. eines Hauses, bleibt gleich;
- ... realisieren keine Wohnmobilität und es wird auch kein Umzug in eine andere Wohnung angestrebt; sie sind der Meinung, dass die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes der Option eines Umzuges in eine andere Wohnung aus vielfältigen Gründen vorzuziehen ist;
- ... mobilisieren ihre *Objekte* freiwillig. Dieser Entscheidung geht ein komplexer Abwägungsprozess der Vor- und Nachteile voran;
- ... wollen und können sich von den *Objekten*, die sie auslagern, nicht trennen. Somit ist eine Anmietung aufgrund eines ‘zu viel’ an *Objekten*, in Bezug auf den gleichbleibenden, verfügbaren Raum, notwendig;
- ... erreichen durch die Schaffung von zusätzlichem *Raum* eine Steigerung der Wohnqualität;
- ... können Wohnwünsche durch die Vergrößerung der ‘Hinterbühne’ besser umsetzen;

Die zweite Gruppe der Befragten wird hier als ‘*Kunden mit einer veränderten Raumsituation*’ bezeichnet. Bei diesen Kunden ändert sich der verfügbare Raum vehement, beispielsweise durch den Umzug in eine andere Wohnung oder durch die Renovierung eben jener. Hier ist, mehr oder weniger,

das gesamte „Mensch-Wohnumwelt-System“ (Flade 2006: 63) in Bewegung, denn es werden nicht nur Objekte mobilisiert, sondern auch die Personen selber sind in Bewegung, da sie die Wohnung räumen, in eine andere umziehen, oder vorübergehend bestimmte Räume ihrer Wohnung nicht mehr nutzen können und infolgedessen während dieser Zeit andernorts wohnen. Die sich im Besitz befindlichen Objekte bleiben weitestgehend die Gleichen, aber der vorhandene Platz dafür ändert sich vehement. Somit geht es bei diesen Kunden nicht um die Steigerung der Wohnqualität, sondern primär um die Platzschaffung für persönliche Objekte. Die Objekte müssen dabei zwingend mobilisiert werden, da der verfügbare Platz sich verändert und hinter dieser Entscheidung kein komplexer Abwägungsprozess steht. Um dies wieder kurz darzustellen:

Die ‘*Kunden mit einer veränderten Raumsituation*‘

- ... sind mit einer grundlegenden Veränderung des verfügbaren *Raumes* für sie selber und ihre persönlichen *Objekte* konfrontiert;
- ... mobilisieren durch einen Umzug oder aufgrund von Renovierungsarbeiten mehr oder weniger das gesamte „Mensch-Wohnumwelt-System“ (Flade 2006: 63);
- ... mobilisieren ihre persönlichen *Objekte* zwingendermaßen, infolge der vehementen Veränderung vorhandenen *Raumes*;
- ... benötigen wegen der vehementen Veränderung der Wohn- und somit der Platzsituation einen Raum für ihre persönlichen Güter, deren Ausmaß weitgehend gleichbleibt; die Schaffung von zusätzlichem *Raum* dient der Unterbringung persönlicher *Objekte*;
- ... suchen nach Platz für ihre Habseligkeiten, um ihre momentane Wohnsituation, die von der Situation eines Umzugs geprägt ist, zu bewältigen;

Diese grobe Unterscheidung zwischen ‘*Anpassungskunden*‘ und ‘*Kunden mit einer veränderten Raumsituation*‘ kann als Grundlage für vertiefende Analysen verwendet werden, beispielsweise um bei einer Vollerhebung von Kunden der Dienstleistung Selfstorage Kategorien für die Erstellung eines Fragebogens zu bilden.

## 5.9 Diskussion der Thesen unter Einbezug der Ergebnisse der Interviewanalyse

In diesem Kapitel soll nun abschließend auf die Erkenntnisse der Interviewanalyse in Hinblick auf die in Kapitel 3 diskutierten Thesen erörtert werden. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich sowohl die Pluralisierungsthese als auch die These, dass das Auslagern persönlicher Besitztümer anhand der dynamischen Wechselwirkung der drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte erfolgt, als sinnvoller Analyserahmen hinsichtlich der Hintergründe und Ursachen des Bedarfs nach zusätzlichem, persönlich nutzbarem Lagerraum bestätigt haben. Was die Pluralisierungsthese anbetrifft, können in Hinblick auf die drei Trends 1) Vielfalt ‘neuer‘ Familien- und Haushaltsformen 2) Zunahme von Mobilität und 3) Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung, aus den Interviews heraus Variationen bzw. Zusätze schlussgefolgert werden, die hier noch Erwähnung finden sollen.

In Bezug auf den ersten Trend – die Vielfalt an Familien und Haushaltsformen – wurde zu Beginn der Studie angenommen und in Kapitel 3 diskutiert, dass das Angebot am Wohnungsmarkt für diese vielfältigen Formen nicht angemessen und ausreichend ist, da am Wohnungsmarkt eine periodisch auftretende Wohnungsknappheit zu verzeichnen ist und viele Akteure am Wohnungsmarkt sich darüber hinaus am Leitbild des familienorientierten Bauens und Wohnens orientieren. Erst in den letzten Jahren ist ein Wandel in Richtung der Schaffung alternativer und neuer Wohnformen und der Entwicklung vielfältiger Wohnkonzepte zu verzeichnen. Jedoch entspricht ein Großteil der Wohnungen in Wien nicht den Anforderungen dieser vielfältigen Familien- und Haushaltsformen, da Wohnbauten ein langlebiges Gut sind und viele dieser Gebäude daher noch vor diesem Umdenken errichtet wurden. Wie in Tabelle 1 in Kapitel 2.2.2 bereits illustriert, wurden mehr als die Hälfte der Hauptwohnsitzwohnungen noch vor 1961 erbaut. Der Mangel an entsprechend vielfältigem Angebot kann jedoch auch darin gesehen werden, dass es für die Akteure am Wohnungsmarkt aufgrund der Pluralisierung der Lebensstile zunehmend schwierig wird, zukünftige Entwicklungen abschätzen zu können. Zudem zeigen sich etliche methodische Probleme bei der Wohnbedürfnisforschung, die auch in dieser Diplomarbeit festgestellt werden konnten, wie zum Beispiel, dass die Befragten überwiegend die eigenen Wohnerfahrungen oder dominierende Betrachtungsweisen über das ‘richtige‘ Wohnen wiedergeben. Auch ist Wohnen ein Bedürfnis, das durch andere Güter nicht ersetzt werden kann. Somit wird bei der Wohnungssuche diejenige Option gewählt, die am besten den Wohnwünschen entspricht, was dazu führt, dass mehr oder weniger der komplette Bestand des Angebotes am Wohnungsmarkt nachgefragt wird, vor allem wenn das Angebot knapp bemessen ist. Die Anbieter von Wohnraum können dies als Zeichen dafür auslegen, dass die Wohnungen ohnehin den gewünschten Anforderungen entsprechen.

Zusätzlich zum Mangel an vielfältigem Angebot kommt für viele Familien und Haushalte hinzu, dass sie eine besser an die Wohnwünsche angepasste Wohnung nicht finanzieren können. In den Interviews ist immer wieder der Verweis darauf zu finden, dass es den Befragten finanziell nicht möglich ist, eine Wohnung zu mieten, die besser den subjektiven Anforderungen entspricht. Eine Analyse der Mikrozensus-Daten der Statistik Austria, die von der Arbeiterkammer durchgeführt wurde, zeigt in dem Zusammenhang, dass die Mieten in Wien stärker als die Löhne und die Inflation angestiegen sind.<sup>113</sup>

---

<sup>113</sup> <http://www.arbeiterkammer.at/online/preisschock-bei-privaten-mieten-65518.html>

Somit kann es insbesondere für einkommensschwache Personen, deren Haushalt zudem nicht einer traditionellen Kernfamilie entspricht, schwierig sein, eine ihren individuellen Anforderungen entsprechende Wohnung zu finden.

Durch die Analyse der Interviews hat sich jedoch gezeigt, dass das unzureichende Angebot am Wohnungsmarkt sowie die Steigerung der Mietpreise nicht unbedingt die alleinige Schuld dafür tragen, dass Individuen oder Haushalte (noch) keine optimale Wohnung für sich gefunden haben. Dieser Sachverhalt ist insbesondere auch mit den Einstellungen der Personen hinsichtlich der Realisierung von Wohnmobilität zu verknüpfen. Anhand der Interviews kann herausgelesen werden, dass die Befragten generell als umzugsscheu zu bezeichnen sind und sich teilweise gegen einen Umzug entscheiden, noch bevor sie sich auf die Suche nach einer besser an die Anforderungen angepassten Wohnung begeben, die auch den verfügbaren finanziellen Ressourcen entsprechen würde. Somit kann eine bessere Übereinstimmung der objektiven Wohnbedingungen an die eigenen, subjektiven Anforderungen erst gar nicht erzielt werden, da die Realisierung residentieller Mobilität von vorneherein ausgeschlossen wird. Das tatsächlich vorhandene Angebot am Wohnungsmarkt hat in diesen Fällen nur bedingten Einfluss auf die Entscheidung gegen einen Umzug. Vielmehr sind es die subjektiven, sehr negativen Einschätzungen des Angebotes am Wohnungsmarkt, auf Grundlage derer die Suche und der Umzug in eine andere Wohnung von den Befragten erst gar nicht in Erwägung gezogen werden. Eine bessere Übereinstimmung der Wohnverhältnisse an die subjektiven Wohnwünsche durch eine andere Wohnung wird als unmöglich und unrealistisch betrachtet. Zudem möchten die Befragten, die als umzugsscheu zu bezeichnen sind, ihre eigene Wohnung in Anbetracht der vielfältigen Bindungen an diese nicht verlassen und berichten darüber hinaus von hoher Wohnzufriedenheit, auch wenn sie nicht optimal den individuellen Anforderungen entspricht. Dieses Zufriedenheitsparadox kann durch die in Kapitel 5.4.2 erläuterte Bezugsgruppentheorie sowie der sozialpsychologischen Dissonanztheorie begründet werden.

Der Wunsch, die eigene Wohnung nicht aufgeben zu müssen und die Versuche, sich innerhalb der gleichbleibenden Wohnung an variierende Wohnwünsche anzupassen, können angelehnt an Popcorn (1991) als Wunsch nach Sicherheit interpretiert werden. Wenn sich die Lebensbedingungen rapide verändern oder Unsicherheiten auftreten, scheint es für viele Menschen sehr wichtig zu sein, durch das Festhalten an der eigenen Wohnung oder des eigenen Hauses, sich eine gewisse Kontinuität zu bewahren und dadurch Stabilität und Sicherheit zu schaffen. Diese Sicherheit und die Bindungen an die eigene Wohnung oder das eigene Haus scheinen wesentlich bedeutsamer zu sein, als eine verbesserte Übereinstimmung der Wohnwünsche mit den Wohnbedingungen, die durch einen Umzug erzielt werden könnte.

Ein anderer Grund, warum die Befragten sich gegen einen Umzug entschieden haben, hängt mit der Einschätzung der Situation eines Umzuges zusammen. Diese wird als überaus belastend und mühsam empfunden und die Befragten wollen diese Situation weitestgehend vermeiden. In dem Kontext soll noch einmal darauf hingewiesen werden, dass durch die Schaffung von Maßnahmen, die residentielle Mobilität erleichtern würden, die Wahrscheinlichkeit für Personen oder Haushalte, eine den eigenen Wohnwünschen entsprechende Wohnung zu finden, entscheidend erhöhen könnte.

Diese Vermeidungshaltung hinsichtlich der Realisierung von Wohnmobilität stellt in gewisser Hinsicht einen Widerspruch zum zweiten, im Kontext der Pluralisierungsthese formulierten, Trend – die Zunahme von Mobilität – dar. Anhand der Interviews, die im Rahmen dieser Diplomarbeit durchgeführt wurden, kann ein Einfluss der Zunahme von residenteller Mobilität auf den steigenden bzw. variierenden Bedarf nach einem zusätzlichen Stau- und Lagerraum weder bestätigt noch verneint werden. Wie schon erwähnt ist dies auf die Zusammensetzung und die geringe Zahl der Befragten zurückzuführen. Ein wesentlicher Zusammenhang der beiden Trends ist dennoch anzunehmen, wie in Kapitel 3.4.2.3 bereits diskutiert wurde. Zudem kann auch die Steigerung der sozialen Mobilität, wie zunehmende Auf- und Abstiegschancen und damit einhergehende Einkommenschwankungen, zu einem veränderten Bedarf an Stau- und Lagerraum führen.

In Hinblick auf den dritten Trend – die Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung – wurde zu Beginn der Studie angenommen und in Kapitel 3.4.3 erörtert, dass ein ‘zu viel‘ an Besitztümern vor allem mit der großen Bedeutung des Konsums und der Darstellung und Inszenierung des eigenen Geschmacks und der eigenen Person zusammenhängt. Anhand der Analyse der Interviews konnte jedoch gezeigt werden, dass dieser Anstieg des Ausmaßes von persönlichem Besitz nicht nur durch einen ‘übermäßigen Konsum‘, wie er beispielsweise durch Begriffe wie der Konsumgesellschaft, der Überfluss- oder Wegwerfgesellschaft kritisiert wird, erklärt werden kann. Hier spielt insbesondere das Unvermögen, sich von bestimmten Objekten zu trennen, eine bedeutende Rolle. In diesem Zusammenhang ist auf den von Knorr-Cetina (1998, 2007) geprägten Begriff der Sozialität mit Objekten zu verweisen, um die Hintergründe dieses Unvermögens und damit der wachsenden Bedeutung persönlicher Besitztümer einfangen zu können. Sie geht davon aus, dass durch den Verlust traditioneller Strukturen und Rückhalte, immer mehr Menschen neue Sozialitätsformen suchen und diesen Verlust kompensieren, indem sie ihre eigene Identität zunehmend durch persönliche Besitztümer definieren und festigen.

Die Annahme, dass die zweite These – ‘das Auslagern von Objekten erfolgt anhand der dynamischen Wechselwirkung der drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte‘ – ein nützlicher Rahmen für die Analyse des Bedarfs nach zusätzlichem Lagerraum darstellt, findet seine Bestätigung in den Begründungen der Befragten, warum sie einen zusätzlichen Lagerraum angemietet haben, warum und wie sich der Bedarf nach Stauraum verändert hat. Anhand dieser Beschreibungen wird ersichtlich, dass dieser Bedarf nicht nur auf gewandelte Lebensumstände, auf den verfügbaren Raum, dessen Veränderung und/oder Nicht-Adäquanz in Hinblick auf die individuellen Anforderungen sondern auch auf die Bedeutung persönlicher Objekte zurückzuführen sind.

Der dort ebenfalls festgehaltene Zeit-Aspekt ist dabei nicht zu vernachlässigen, was sich auch bei der Analyse der Interviews herauskristallisiert hat. Denn ein interessanter Punkt, der sich unter diesem Gesichtspunkt gezeigt hat, ist, dass die Anmietung eines Lagerraumes über die reine Platzschaffung hinausgeht und die Befragten sich selber dadurch auch Zeit verschaffen. Beispielsweise wäre die Alternative zur Anmietung eines Lagerraumes nämlich die Verteilung der persönlichen Habseligkeiten über mehrere Verwandte und Bekannte hinweg gewesen, nun muss jedoch nur ein Ort aufgesucht

werden. Oder die Zeitschaffung spielt in Hinblick auf die Entscheidung über den Verbleib der Objekte eine Rolle. Insbesondere bei einem Todesfall eines nahen Verwandten, kann man die Entscheidung, was man mit den Objekten aus der Hinterlassenschaft macht, aufschieben, indem man sie in einen Lagerraum gibt. Man verschafft sich Zeit, indem man die Objekte einlagert, da es zu schmerzhaft ist, sich sofort von den Objekten, die noch symbolisch für den toten Verwandten stehen, zu trennen. Aber auch bei einer Zusammenführung von zwei Haushalten hat dieser Aspekt eine große Bedeutung. In diesem Fall können es die Personen vermeiden, sich von persönlichen Gegenständen zu trennen, die unter Umständen in der neuen Wohnung keinen Platz haben oder dem Partner, mit dem nun eine Wohnung geteilt wird, nicht gefallen. Die Entscheidung über den Verbleib der Objekte kann verschoben werden, indem man für diese Besitztümer einen Lagerraum anmietet. Dieser Aspekt der Zeitschaffung kann jedoch auch dahingehend eine Rolle spielen, dass man sich durch das Auslagern der Objekte an den Gedanken gewöhnt, dass diese Gegenstände nicht mehr da sind und erst nach einer gewissen Zeit der Gewöhnung endgültig eine Entscheidung treffen muss.

Neben den beiden im theoretischen Kapitel dieser Diplomarbeit bereits diskutierten Thesen wurde in Kapitel 5.5.5 eine weitere These erörtert und zwar, dass der steigende Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum im Kontext der Bedeutungsdimensionen einer Wohnung zu interpretieren ist. Wie im erwähnten Kapitel erörtert wurde, können die Bedeutungsdimensionen, die die Bedeutungen einer Wohnung über ihren funktionalen Aspekt hinaus beleuchten, einen wesentlichen Erklärungsbeitrag in Bezug auf den Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum leisten.

## 5.10 Die Dienstleistung Selfstorage als Produkt der Übermoderne

Angesichts der Ergebnisse der Analyse der Dienstleistung Selfstorage und insbesondere der Diskussion über den Zusammenhang des Bedarfs nach dieser Dienstleistung mit der Pluralisierung der Lebensstile, kann als Conclusio der gesamten Diplomarbeit festgehalten werden, dass

- 1) der Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum als Teilaspekt einer Soziologie der modernen Lebensführung und
- 2) die Dienstleistung Selfstorage als Produkt der Übermoderne und Selfstorage-Gebäude somit als Nicht-Orte im Sinne Marc Augés (2011) identifiziert werden können.

Die Annahme des zweiten Punktes liegt im Konzept der Nicht-Orte von Marc Augé begründet: Ein Nicht-Ort ist laut Augé „ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen lässt“ (Augé 2011: 83), sowie „keine besondere Identität und keine besondere Relation, sondern Einsamkeit und Ähnlichkeit“ (Augé 2011: 104) schafft. Nicht-Orte sind demnach durch zwei Aspekte gekennzeichnet: einerseits durch die Schaffung des Ortes aufgrund eines bestimmten Zweckes (im Falle eines Selfstorage-Gebäudes ist dieser Zweck die Schaffung von vermietbarem Platz) und andererseits durch „die Beziehung, die das Individuum zu diesen Räumen unterhält“ (Augé 2011: 96). Die charakteristischen Kennzeichen dieser spezifischen Beziehung kann man in den Gängen eines Selfstorage-Gebäudes erkennen. Beispielsweise, dass spontane Interaktionen und Unterhaltungen hier kaum oder gar nicht zu bemerken sind, kommuniziert wird weitestgehend durch Texte, wie die Hinweisschilder, die in den Liften zu finden sind (siehe Abbildung 21). Die Hinweise oder Aufforderungen richten sich dabei gleichermaßen an jeden Einzelnen, der sich hier befindet, ohne einen Unterschied zu machen – sie „erzeugen den „Durchschnittsmenschen““ (Augé 2011: 101).

Abbildung 21: Hinweisschild in den Aufzügen von ‘My Place‘

**Information**

<p><b>Öffnungszeiten</b></p> <p>Büro: Mo bis Fr 8:30 - 17:30 Uhr Sa 9:00 - 13:00 Uhr</p> <p>Falls das Büro einmal während der Öffnungszeiten verschlossen oder unbesetzt ist, sind wir wahrscheinlich gerade mit Kunden im Haus unterwegs. In diesem Fall bitten wir Sie, uns telefonisch zu kontaktieren – ein Mitarbeiter wird sich dann sofort melden.</p> <p><b>Lagerabteile:</b> Jeden Tag: 6:00 Uhr - 22:00 Uhr</p> <p>Bitte beachten Sie das Ende der Öffnungszeiten um 22:00 Uhr, denn durch Ihre Anwesenheit nach 22:00 Uhr lösen Sie einen für Sie kostengünstigen Alarm aus!!!!</p>	<p><b>Entsorgung Müll</b></p> <p><b>MGII</b></p> <p>Aufgrund behördlicher Feuererschutzbestimmungen ist das dauerhafte Abstellen von nicht mehr benötigten Gegenständen in den Gängen des Lagergebäudes genauso wie an irgendeiner anderen Stelle des Betriebsgeländes strengstens untersagt.</p> <p><b>Öffentliche Entsorgung</b></p> <p>Bitte entsorgen Sie Ihren Müll, Glas, Kartonagen, ... ordnungsgemäß auf den dafür vorgesehenen öffentlichen Entsorgungsplätzen.</p> <p>Vielen Dank! Ihr „MyPlace-SelfStorage“ Team</p>	<p><b>Abteilerückgabe</b></p> <p>12.2 des Mietvertrags: Der Mieter ist verpflichtet die Abteile zurückzugeben, gereinigt, besenrein und im gleichen Zustand wie es übernommen wurde. Unzureichende Abgabe stellt nicht ordnungsgemäß zurückgegeben sein und ist mit Kosten für den Mieter und nach Feststellung anzurechnen. Inwieweit es durch den Mieter zu sein ist, ist nach Feststellung anzurechnen. Inwieweit es durch den Mieter zu sein ist, ist nach Feststellung anzurechnen.</p> <p><b>Reinigung:</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Grundreinigung Abteil: € 14,00</li> <li>• Leicht entfernbare Verschmutzung: € 4,50 /m<sup>2</sup></li> <li>• Schwer entfernbare Verschmutzung: € 7,00 /m<sup>2</sup></li> </ul> <p><b>Entsorgung:</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Klausurart pro angefangenem m<sup>2</sup>: € 32,50 /m<sup>2</sup></li> <li>• Sondermüll: nach Aufwand des Entsorgungsunternehmens zuzüglich 20% Bearbeitungsbesen</li> </ul> <p><b>Beschädigung:</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Beschädigungen: Abrechnung nach Aufwand</li> </ul>
<p><b>Alarmanlage</b></p> <p>Um 22:00 Uhr wird unser Haus abgeschlossen, die Alarmanlage scharf geschaltet und die Überwachung durch unseren Wachdienst beginnt.</p> <p>Wir bitten Sie, das Haus kurz vor 22:00 Uhr zu verlassen.</p> <p>Falls Sie durch Ihre Anwesenheit nach 22:00 Uhr einen Alarm auslösen, müssen wir Ihnen den entstandenen Aufwand in Rechnung stellen.</p> <p><b>ALARM 22:00 Uhr bis 06:00 Uhr</b></p> <p>Vielen Dank! Ihr „MyPlace-SelfStorage“ Team</p>	<p><b>Rauchverbot</b></p> <p>Bitte beachten Sie das strikte Rauchverbot innerhalb des gesamten Lagergeländes.</p>  <p>Vielen Dank! Ihr „MyPlace-SelfStorage“ Team</p>	<p><b>Verbotenes Material</b></p> <p>Folgende Materialien dürfen nicht gelagert werden:</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Nahrungsmittel oder verderbliche Waren, außer wenn diese sicher eingepackt sind, so dass sie gegen Befall von fortpflanzenden geschädigten sind und keine Rückfälle entstehen</li> <li>• Lebewesen – egal welcher Art</li> <li>• Brennstoffe oder entzündliche Stoffe/Füllgasen wie z.B. Gas, Farben, Benzin, Öl, Lösungsmittel, etc.</li> <li>• Unter Druck stehende Gas</li> <li>• Verflüssigte oder gasförmig in Behälter befindliche Waffen, Sprengstoffe, Munition (so wie deren gew. Ersatzteile)</li> <li>• Radioaktives Stoffe, Isotop, Kampfstoffe</li> <li>• Giftstoffe, Ätzmittel oder sonstige, potentiell gefährliche Materialien</li> <li>• Alles was Rauch oder Geruch absondert</li> <li>• Jegliche verbotenen Substanzen und Gegenstände oder unrechtmäßig erworbene Gegenstände</li> <li>• Materialien, die durch Explosionen Dritte beeinträchtigen könnten</li> </ul>

**Aufzug im Brandfall nicht benutzen – Fluchtweg über Treppenhaus**

Abgesehen vom Empfangsbereich, an dem die Kunden betreut werden, sind die Personen in den Gängen eines Selfstorage-Gebäudes anonym. Die eigene Identität legt man nur am Eingang offen, wenn man den persönlichen Code eintippt, der zum Betreten des Geländes notwendig ist, was ebenfalls ein Kennzeichen eines Nicht-Ortes ist: er „identifiziert, sozialisiert und lokalisiert diese Individuen lediglich am Eingang oder am Ausgang“ (Augé 2011: 110) Somit gewinnt ein Mieter eines Lagerraumes seine Anonymität erst „nachdem er seine Identität bewiesen (...) hat.“ (Augé 2011; 103)

Mit dem Begriff der Übermoderne bezeichnet Augé keinen Bruch mit der Moderne, sondern deren „Steigerung (bzw. Überdeterminiertheit)“ (Kreff, Knoll, Gingrich 2011: 391). Die Übermoderne ist laut Augé (2011: 38ff.) durch drei Formen des Übermaßes gekennzeichnet:<sup>114</sup>

- 1) Das Übermaß an Zeit, bzw. die „„Beschleunigung“ der Geschichte“ (Augé 2011: 37), womit gemeint ist, dass wir mit einer Überfülle an Ereignissen, Bildern und Informationen konfrontiert sind, die „auf eine noch nie dagewesene Vielzahl wechselseitiger Abhängigkeiten in der heutigen Welt“ (Kreff, Knoll, Gingrich 2011: 392) verweist.
- 2) Das Übermaß an Raum, das Augé an der Beschleunigung der Transportmittel festmacht, wodurch die Welt kleiner wird, da immer größere Distanzen in immer kürzerer Zeit zurückgelegt werden können. Überdies hat man durch mediale Inszenierungen oder Satellitenbilder „einen augenblicklichen und oft zeitgleichen Blick auf Ereignisse, die gerade am anderen Ende der Welt stattfinden.“ (Augé 2011: 40)
- 3) Das Übermaß der „Figur des Ich, des Individuums“ (Augé 2011: 43) und somit der Individualisierung der Referenzen.<sup>115</sup> Damit spricht Augé den Aspekt an, dass Individuen durch den Modernisierungsprozess verstärkt soziale Rückhalte und das Netz von Bezugssystemen verlieren und es dem Individuum dadurch immer mehr selbst obliegt, „seine Beziehung zur Geschichte und zur Welt in Begriffe zu fassen“ (Kreff, Knoll, Gingrich 2011: 393). „Die individuelle Sinnproduktion ist daher so notwendig wie noch nie“ (Augé 2011: 44f.) und der „Individualisierung der Referenzen“ (Augé 2011: 46) kommt eine erhöhte Aufmerksamkeit zu.

Die Dienstleistung Selfstorage kann als ein Produkt dieser Entwicklungen gesehen werden, denn die Übermoderne „führt konkret zu beträchtlichen physischen Veränderungen: zur Verdichtung der Bevölkerung in den Städten, zu Wanderungsbewegungen und zur Vermehrung dessen, was wir als „Nicht-Orte“ bezeichnen“ (Augé 2011: 42) Die Verdichtung der Bevölkerung in Städten, also urbane Dichte kann, wie schon gezeigt wurde als einer der grundlegenden Ursachen dafür gesehen werden, dass es einen Bedarf nach dieser Dienstleistung gibt. Genauso wie Wanderungsbewegungen und erhöhte Mobilität zu einem steigenden Bedarf an zusätzlichem Stau- und Lagerraum führen können. Selfstorage-Gebäude könnten in diesem Sinne als „sinnentleere Funktionsorte“ (Augé 2011: Klappentext) oder auch als Transiträume für Objekte betrachtet werden, die in der aktuellen Wohn- oder Lebenssituation keinen Platz finden.

---

<sup>114</sup> Diese drei Kennzeichen der Übermoderne finden sich in gewisser Weise auch in zwei der drei Trends, die in Bezug auf die Pluralisierungsthese formuliert wurden, wieder – die Steigerung der Mobilität sowie die Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung.

<sup>115</sup> Der in dieser Diplomarbeit diskutierte Trend der Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung kann im Kontext dieser übermäßigen Individualisierung der Referenzen interpretiert werden.

Jedoch ist darauf hinzuweisen, dass für die jeweiligen Mieter die Lagerabteile im Einzelnen nicht als Nicht-Orte zu bezeichnen sind, da sie mit persönlichen Besitztümern und somit mit individuellen Bedeutungen angereichert werden. Das Gebäude als Gesamtes, wofür es erbaut wurde und in welcher Relation es zu den Individuen steht, entspricht jedoch der Definition eines Nicht-Ortes von Marc Augé. Ähnlich wie bei einem Flughafen – für die Personen, die dort arbeiten ist dies kein Nicht-Ort. Ein Nicht-Ort stellt sich daher nie in seiner reinen Form dar. Für Augé sind Ort und Nicht-Ort „fliehende Pole; der Ort verschwindet niemals vollständig, und der Nicht-Ort stellt sich niemals vollständig her – es sind Palimpseste, auf denen das verworrene Spiel von Identität und Relation ständig aufs Neue seine Spiegelung findet. Dennoch sind Nicht-Orte das Maß unserer Zeit (...).“ (Augé 2011: 83f.)

## 6. FAZIT

---

Ziel dieser Diplomarbeit war es, die Ursachen und Hintergründe der in den letzten Jahren zu verzeichnenden steigenden Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage in Wien zu erforschen und in diesem Kontext den Fragen nachzugehen, welche gesamtgesellschaftlichen Veränderungen und Entwicklungen hinter dem Bedarf nach zusätzlichem Lagerraum stehen, bzw. welche Trends diesen Bedarf verstärken, warum Menschen zusätzlichen Stau- und Lagerraum benötigen, wie das mit der Wohnungs-, Arbeitssituation und den Lebensumständen zusammenhängt und welche Motive sich hinter den Praktiken des Auslagerns von persönlichen Objekten verbergen. Zu diesem Zweck wurde eine qualitativ angelegte Studie durchgeführt, bei der mehrere Methoden miteinander kombiniert wurden. Die zu Beginn der Studie getätigten teilnehmenden Beobachtungen und Leitfadengespräche führten zu der Erkenntnis, dass die Dienstleistung Selfstorage ein urbanes Phänomen ist und der Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum von strukturellen und individuellen Faktoren bedingt wird. Zudem kann der Bedarf nach 'mehr persönlich nutzbarem Platz' keiner sozialen Schicht oder Bevölkerungsgruppe zugeschrieben werden, da Platzmangel in Bezug auf die Wohnsituation ein Problem darstellt, mit dem prinzipiell jede und jeder aufgrund gewisser Lebensumstände konfrontiert sein kann. Darauf aufbauend wurden zwei Thesen formuliert,

- 1) *das Aufkommen und die steigende Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage reflektieren den gesellschaftlichen Trend in Richtung Pluralisierung der Lebensstile*
- 2) *das Auslagern persönlicher Gegenstände erfolgt anhand der dynamischen Wechselwirkung der drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte*

... die im theoretischen Kapitel dieser Arbeit diskutiert wurden. Insbesondere anhand des in der zweiten These verwendeten Begriffs des Auslagerns konnte deutlich gemacht werden, dass im Kontext des Bedarfs nach zusätzlichem, persönlich nutzbarem Platz, der Rückbezug zur jeweiligen Wohnsituation hergestellt werden muss, um die Nachfrage angemessen erforschen zu können. Zudem spielen die subjektiven Bedeutungen der persönlichen Objekte, die ausgelagert werden, bei der Untersuchung der Hintergründe des Bedarfs nach zusätzlichem, kostenpflichtigem Lagerraum eine wichtige Rolle. Die beiden Thesen dienten als Grundlage für die Erarbeitung des Leitfadens der problemzentrierten Interviews, die mit aktuellen oder ehemaligen Kunden der Dienstleistung Selfstorage geführt wurden.

Die Erforschung der Hintergründe der steigenden Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage hat ergeben, dass vor der Gründung des Unternehmens 'My Place' in Wien im Jahre 1999 im Grunde kaum

Möglichkeiten für Privatpersonen vorhanden waren, einen individuell an die Erfordernisse angepassten, sicheren und trockenen Lagerraum für die Unterbringung persönlicher Objekte anzumieten. Das Bedürfnis nach 'mehr persönlich nutzbarem Platz' war aber offenbar bereits vorhanden, wie Marktanalysen im Auftrag des Unternehmens gezeigt haben. Gleichzeitig mit der Bekanntheit dieser Dienstleistung stieg in den letzten Jahren auch die Nachfrage.

Ein relevanter Hinweis in Bezug auf die Ursachen des Mangels an Stauraum und damit des Bedarfs nach zusätzlichem Lagerraum ist im vorhandenen Angebot am Wohnungsmarkt zu finden. Die Gesetzeslage der Wiener Bauordnung zeigt, dass die Schaffung von ausreichend Stau- und Lagerfläche nur marginal berücksichtigt wird und diesem 'banalen' Bedürfnis scheinbar nur eine unbedeutende Rolle bei der Schaffung von Wohnraum zukommt. Darüber hinaus hat eine Studie des SORA (Institute for Social Research and Analysis) zur Wohnungsnachfrage in Wien sowie die Analyse der im Rahmen dieser Diplomarbeit durchgeführten Interviews ergeben, dass auch die Nachfrager von Wohnraum diesen Bedarf anderen Wohnwünschen nachordnen bzw. zum Vorteil anderer Faktoren, wie der Lage der Wohnung oder das Vorhandensein eines Balkons, vernachlässigen. Anbieter sowie Nachfrager von Wohnraum scheinen diesem Bedarf also zu wenig Beachtung zu schenken.

Aber auch die durch die Pluralisierung der Lebensstile verstärkt zutage tretende Vielfalt von Familien- und Haushaltsformen wurde am Wohnungsmarkt bisher bei der Schaffung von Wohnraum zu wenig bedacht. Dies hängt unter anderem von Problematiken bei der Wohnbedürfnisforschung zusammen und mit der Schwierigkeit, angesichts dieser Entwicklungen schlüssige Prognosen hinsichtlich der zukünftigen Nachfrage von Wohnraum zu erstellen. Durch die häufigen Änderungen der Haushaltskonstellationen innerhalb der individuellen Biographien könnten flexible, variable und nutzungsneutrale Wohnkonzepte die Zukunft des Wohnungsangebotes darstellen. Studien belegen jedoch, dass die Möglichkeiten, die mit diesen Wohnformen einhergehen, bisher nur marginal genutzt wurden. In Hinblick auf die häufig auftretenden Veränderungen der Haushaltszusammensetzung und damit der Anforderungen an eine Wohnung, sollte die Erleichterung von Wohnmobilität eine wichtige Rolle bei der Entwicklung zukünftiger Wohnkonzepte spielen.

Wie anhand der Ausführungen zum Thema Mobilität gezeigt werden konnte, hängt der Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum auch mit der steigenden Realisierung von Mobilität zusammen. So kann ein zusätzlicher Lagerraum einen Umzug erleichtern oder erst ermöglichen. Oder wenn die neue Wohnung noch nicht bezugsfertig ist, kann ein Lagerraum eine geeignete Übergangslösung darstellen.

In diesem Kontext ist darauf hinzuweisen, dass auch das Gegenteil dieses Trends, also die bewusste Vermeidung eines Umzuges, die Anmietung eines Lagerraumes zur Folge haben kann. In den Interviews taucht die Absicht, residentielle Mobilität wenn möglich zu vermeiden, und somit der Wunsch, in der eigenen Wohnung bleiben zu können, immer wieder auf, auch wenn sich die Haushaltskonstellation ändert oder der Bedarf nach Stau- und Lagerraum gestiegen ist und diesem in der jeweiligen Wohnsituation nicht entsprochen werden kann. Die Befragten empfinden es als weitaus attraktivere Lösung, einen Lagerraum anzumieten, als den Umzug in eine andere Wohnung zu realisieren. Die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes kann daran anknüpfend als Wunsch nach Kontinuität und als Versuch gedeutet werden, die gleichbleibende Wohnsituation an auftretende Veränderungen

anzupassen, indem zusätzlicher Platz geschaffen wird, ohne die Wohnung wechseln zu müssen. Die erforderliche Anpassung an veränderte Lebensumstände und der gleichzeitige Wunsch, die gewohnte Wohnumgebung nicht verlassen zu müssen, kann somit als ein weiterer Grund für die steigende Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage identifiziert werden.

Darüber hinaus konnte verdeutlicht werden, dass für die Ursachenbegründung der Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage, die vielfältigen Bedeutungen der persönlichen Objekte, für die die Befragten durch die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes kostenpflichtig Platz schaffen, ebenfalls eine große Rolle spielen. Die Befragten sehen die ausgelagerten Objekte, obwohl sie momentan keinen Platz in ihrem unmittelbaren Umfeld der eigenen Wohnung haben, als Teile ihres Lebens und somit ihrer Selbst oder es wird immer wieder erwähnt, dass sie oder ihre Nachfahren diese Dinge wieder brauchen werden. Sie weisen darauf hin, dass sie sich von diesen Objekten nicht trennen „können“, aufgrund des bestehenden materiellen, funktionalen oder persönlichen Wertes. Dieses Unvermögen kann im Sinne der objektzentrierten Sozialität (Knorr-Cetina 1998, 2007) interpretiert werden. Damit ist gemeint, dass sich viele Individuen angesichts der zunehmenden Individualisierungs- und Pluralisierungstendenzen andere Sozialitätsformen anstelle der verlorengegangenen traditionellen Strukturen und Rückhalte suchen und diesen Rückhalt im Besitz bestimmter Güter finden, die ihre eigene Geschichte und sie selbst definieren und ihre Identität dadurch festigen. Die Möglichkeit, diese Objekte durch die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes behalten zu können und sich nicht davon trennen zu müssen, wird von den Befragten als große Erleichterung beschrieben.

Bei der Analyse der Interviews ergab sich außerdem, dass der Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum auch im Kontext der in dieser Diplomarbeit formulierten Bedeutungsdimensionen einer Wohnung zu sehen ist. Die Bedeutungen einer eigenen Wohnung über den funktionalen Aspekt hinaus, also abgesehen vom Schutz vor Witterung und anderen äußeren Einflüssen, lassen erkennen, warum viele Individuen zusätzlichen Stau- und Lagerraum brauchen.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die beiden Thesen und die damit in Verbindung stehenden Thematiken einen geeigneten Analyserahmen für die Untersuchung des Bedarfs nach der Dienstleistung Selfstorage bieten. Insbesondere da sich die Beschreibungen der Gründe für die Anmietung eines Lagerraumes und damit das Platzproblem in der jeweiligen Wohnsituation als sehr vielfältig und komplex offenbaren. Die Lösung dieses Problems durch die Anmietung eines Lagerraumes ist für die Kunden eine sehr große Erleichterung, wie auch die Angestellten berichtet haben, da oftmals keine oder nur deutlich ungünstigere Alternativen vorhanden sind. Die Nutzung der Dienstleistung Selfstorage und die Auslagerung von Gegenständen hängt daher mit weit mehr, als einem 'zu wenig vorhandenen Platz' oder einem Bedarf an 'mehr Platz' in der eigenen Wohnung zusammen. Der Trend der steigenden Nachfrage der Dienstleistung Selfstorage weist auf die Pluralisierung der Lebensstile und damit zusammenhängend auf die drei erläuterten Trends hin und ist vor dem Hintergrund der dynamischen Wechselwirkung Individuen – Räume – Objekte zu analysieren. Es geht nicht nur um den individuellen Bedarf an Stauraum aus den verschiedensten Gründen. Die Wohnsituation, das Angebot am Wohnungsmarkt, die Realisierung oder Vermeidung von Wohnmobilität, genauso wie der Umgang mit

persönlichen Objekten und Besitztümern, also alle Themenbereiche, die innerhalb des Dreiecks in Abbildung 3 festgehalten wurden, beeinflussen diesen Bedarf gleichermaßen und wirken somit auf die damit in Verbindung stehenden Handlungen ein. Auch kann durch die Anmietung eines zusätzlichen Lagerraumes nicht nur Platz, sondern auch Zeit freigestellt werden, indem die Entscheidung über den Verbleib der Objekte aufgeschoben wird.

Anhand der Befunde dieser Diplomarbeit kann darauf geschlossen werden, dass die Dienstleistung Selfstorage ein Produkt der Übermoderne nach Augé (2011) ist. Das Übermaß an Zeit, Raum, sowie der Individualisierung der Referenzen, kann in den in dieser Forschung herausgefilterten Hintergründen des Bedarfs nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum wiedergefunden werden. Genauso wie Augé angesichts dieser drei Formen des Übermaßes, die die Übermoderne kennzeichnen, eine Ausdehnung der Nicht-Orte prognostiziert, kann eine weitere Steigerung der Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage sowie der Nicht-Orte Selfstorage-Gebäude angenommen werden.

## LITERATURVERZEICHNIS

---

ALBRECHT Richard (1990): Differenzierung – Pluralisierung – Individualisierung: Umbruchprozesse der bundesrepublikanischen Gesellschaft. In: Gewerkschaftliche Monatshefte (GMH). Jg. 41, Heft 8. 503-512

AMBÜHL Hansruedi (2007): „Messies“ – Zur Unordnung gezwungen? Berlin. 2007 In: GESUNDHEIT BERLIN (Hg.) (2007): Dokumentation 13. bundesweiter Kongress Armut und Gesundheit. Teilhabe stärken – Empowerment fördern – Gesundheitschancen verbessern. 30. November / 1. Dezember 2007. Berlin

ARBEITSGEMEINSCHAFT IS wohn.bau (2000): Landverbrauch und Baulandreserven in den Großstadregionen - Wien und Umland. Wien  
<http://www.iswb.at/forschung/forschung.php?ID=122>

AUFHAUSER Elisabeth (1995): Wohnchancen – Wohnrisiken. Räumliche Mobilität und wohnungsbezogene Lebensführung in Wien im gesellschaftlichen Wandel. Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung. Band 4. Institut für Geographie. Wien

AUGÉ Marc (2011): Nicht-Orte. 2. Auflage. C.H. Beck Verlag. München

BAIDINGER Andrea (2009): Umbruchstimmung beim Wohnen. 1,2 Millionen ÖsterreicherInnen planen Wohnsitzwechsel bis 2014. Trendstudie: Wohnen 2009. Umfrage: Österreichisches Gallup Institut  
<http://www.bauenwohnenimmobilien.at/studies2009/st09001/>

BAIDINGER Andrea (2009b): Immobilienring IR fordert “Mobilität“ der Widmung. Wohnungsmarkt: Starke Nachfrage, geringes Angebot. APA Pressemeldung vom 30.09.2009  
[http://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20090930\\_OTS0223/immobilienring-ir-fordert-mobilitaet-der-widmung](http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20090930_OTS0223/immobilienring-ir-fordert-mobilitaet-der-widmung)

BARCK Harlhein (Hg.) (1992): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Reclam. Leipzig

BAUDRILLARD Jean (1991): Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Campus Verlag GmbH. Frankfurt / Main

BAUMAN Zygmunt (2009): Leben als Konsum. Hamburger Edition HIS Verlagsges.mBH. Hamburg. Originalausgabe „Consuming Life“, Polity Press. 2007

BAUMAN Zygmunt (2003): Flüchtige Moderne. Deutsche Erstausgabe. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main

BECK Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: KRECKEL Reinhard (Hg.) (1983): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Verlag Otto Schwartz & Co. Göttingen

BECK Ulrich (2003): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Sonderausgabe. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main

BECKMANN Klaus J., HESSE Markus, HOLZ-RAU Christian, HUNECKE Marcel (Hg.) (2006): StadtLeben – Wohnen, Mobilität und Lebensstil. Neue Perspektiven für Raum- und Verkehrsentwicklung. Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden

BODNÁR Judit (2002): Budapester Zäune: die Neuordnung des privaten und öffentlichen Raumes. In: DÖLLMANN Peter, TEMEL Robert (Hg.) (2002): Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt zwischen privat und öffentlich. Im Auftrag der Österreichischen Gesellschaft für Architektur. Campus Verlag GmbH. Frankfurt / Main. 177-189

BOSCH Aida (2010): Konsum und Exklusion. Eine Kulturosoziologie der Dinge. Transcript Verlag. Bielefeld

BOURDIEU Pierre (1983a): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Zweite Auflage. Suhrkamp. Frankfurt am Main

BOURDIEU Pierre (1983b): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: KRECKEL Reinhard (Hg.) (1983): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Verlag Otto Schwartz & Co. Göttingen. 183-198

BRECKNER Ingrid (2002): „Wohnen und Wandern“ in nachindustriellen Gesellschaften. In: DÖLLMANN Peter, TEMEL Robert (Hg.) (2002): Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt zwischen privat und öffentlich. Im Auftrag der Österreichischen Gesellschaft für Architektur. Campus Verlag GmbH. Frankfurt / Main. 145-153

BREUSS Andreas (1988): Wohnverhalten. Eine empirische Analyse über das Zusammenwirken von Wohnverhalten und Wohnbedürfnissen. Diplomarbeit. Wien

BUCHINGER Regina (1995): Wohnformen – Lebensformen im gesellschaftlichen Wandel. Die soziale, kulturelle und politische Dimension des Wohnens. Dissertation. Wien

CSIKSZENTMIHALYI Mihaly, ROCHBERG-HALTON Eugene (1989): Der Sinn der Dinge. Das Selbst und die Symbole des Wohnbereichs. Psychologie Verlags Union. München – Weinheim

DIEKMANN Andreas (2004): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 12. Auflage. Rowohlt Taschenbuch Verlag. Reinbek bei Hamburg

DITTRICH Bernhard (1996): Bedürfnisse des Wohnens und Siedelns. Eine empirische Untersuchung über die Zusammenhänge zwischen Wohnbedürfnissen, Wohnabsichten und Wohnbedingungen. Diplomarbeit. Wien

DÖLLMANN Peter, TEMEL Robert (Hg.) (2002): Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt zwischen privat und öffentlich. Im Auftrag der Österreichischen Gesellschaft für Architektur. Campus Verlag GmbH. Frankfurt / Main

DROSTE Magdalena, HOFFMANN Adolf (Hg.) (2003): Wohnformen und Lebenswelten im interkulturellen Vergleich. Peter Lang GmbH, Europäischer Verlag der Wissenschaften. Frankfurt am Main

DSW-Datenreport (2009): Soziale und demographische Daten zur Weltbevölkerung. Population Reference Bureau. [www.weltbevoelkerung.de](http://www.weltbevoelkerung.de)

EKERDT David J., SERGEANT Julie F., DINGEL Molly, BOWEN Mary Elisabeth (2004): Household Disbandment in Later Life. In: Journal of Gerontology. Social Sciences. Vol. 59B, No.5, 265-273

ELIAS Norbert (1969): Über den Prozess der Zivilisation: soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Wandlungen der Gesellschaft: Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. 2., um eine Einleitung vermehrte Auflage. Francke. Bern

FELDBAUER Peter (1977): Stadtwachstum und Wohnungsnot. Determinanten unzureichender Wohnungsversorgung in Wien 1848 bis 1914. Sozial- und Wirtschaftshistorische Studien. Band 9. Verlag für Geschichte und Politik. Wien

FLADE Antje (2006): Wohnen psychologisch betrachtet. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Verlag Hans Huber. Bern

FLICK Uwe, VON KARDORFF Ernst, KEUPP Heiner, VON ROSENSTIEL Lutz, WOLFF Stephan (Hg.) (1995): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Auflage. Beltz, Psychologie-Verl-Union. Weinheim

FLICK Uwe, VON KARDORFF Ernst, STEINKE Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 2. Auflage. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH. Reinbek bei Hamburg

FLICK Uwe (2006): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 4., vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH. Reinbek bei Hamburg

FOUCAULT Michel (1967): Andere Räume. Aus dem Französischen von Walter Seitter. In: BARCK Hartheinz (Hg.) (1992): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Reclam. Leipzig. 34-46

FUCHS-HEINRITZ Werner, LAUTMANN Rüdiger, RAMMSTEDT Otthein, WIENOLD Hanns (Hg.) (2007): Lexikon zur Soziologie. 4., grundlegend überarbeitete Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden

FUHRER Urs, KAISER Florian G. (1994): Multilokales Wohnen. Psychologische Aspekte der Freizeitmobilität. Verlag Hans Huber. Bern

FUNKE Harald (1997): Erlebnisgesellschaft. In: KNEER Georg, NASSEHI Armin, SCHROER Markus (Hg.) (1997): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen. Wilhelm Fink Verlag. München

GESTRING Norbert (2002): Herausforderungen des ökologischen Wohnens. In: DÖLLMANN Peter, TEMEL Robert (Hg.) (2002): Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt zwischen privat und öffentlich. Im Auftrag der Österreichischen Gesellschaft für Architektur. Campus Verlag GmbH. Frankfurt / Main. 31-39

GESUNDHEIT BERLIN (Hg.) (2007): Dokumentation 13. bundesweiter Kongress Armut und Gesundheit. Teilhabe stärken – Empowerment fördern – Gesundheitschancen verbessern. 30. November / 1. Dezember 2007. Berlin

GFS.BERN. Forschung für Politik, Kommunikation und Gesellschaft (2006): Wohnmonitor. BIERI Urs, LONGCHAMP Claude, TSCHÖPE Stephan, RATELBAND-PALLY Silvia: Grundsätzliche Zufriedenheit, punktueller Verbesserungsbedarf und dezidierte Vorstellungen rund um die eigene Wohnsituation. Im Auftrag des HEV Schweiz. Bern

GIDDENS Anthony (1984): Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Campus Studium, Band 557. Campus Verlag. Frankfurt / New York

GILG Mark, SCHAEPPI Werner (2007): Lebensräume. Auf der Suche nach zeitgemäßem Wohnen. Verlag Niggli AG. Sulgen/Zürich

GLEICHMANN Peter R. (2006): Soziologie als Synthese. Zivilisationstheoretische Schriften über Architektur, Wissen und Gewalt. Herausgegeben und bearbeitet von Hans-Peter Waldhoff. Schriften zur Zivilisations- und Prozesstheorie. Band 7. Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden

GOFFMAN Erving (1973): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. Texte und Studien zur Soziologie. 2. Auflage, die Originalausgabe erschien 1959 unter dem Titel „The Presentation of Self in Everyday Life“. R. Piper & Co. Verlag. München

HAHN Hans Peter (2005): Materielle Kultur. Eine Einführung. Dietrich Reiner Verlag GmbH. Berlin

HARTFIEL Günter (Begründer). Neu bearbeitet von HILLMANN Karl-Heinz (1972): Wörterbuch der Soziologie. Dritte Auflage. Alfred Körner Verlag. Stuttgart

HASSE Jürgen (2009): Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft. transcript Verlag. Bielefeld

HAUDENSCHILD Christof (1989): Konsum als Mittel der Lebensweltstilisierung. Eine Konfrontation der neoklassischen Nachfragetheorie mit der Erfahrung des Konsums im Alltag. Dissertation der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften. Verlag Peter Lang AG. Bern

HÄUSSERMANN Hartmut, SIEBEL Walter (1996): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Juventa Verlag. Weinheim und München

HERMANN Dieter (2004): Bilanz der empirischen Lebensstilforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Vol. 56, Nr. 1, 153-179

HILTI Nicola (2005): Hier wohn ich – dort leb ich. Berufsbedingtes Zweitwohnen. Diplomarbeit. Wien

HRADIL Stefan (Hg.) (1992): Zwischen Sein und Bewußtsein. Die Vermittlung „objektiver“ Lebensbedingungen und „subjektiver“ Lebensweisen. Schriftenreihe „Sozialstrukturanalyse“, Band 1. Leske + Budrich. Opladen

JGU – Johannes Gutenberg Universität (2008): Heimatverbunden, aber hoch mobil. Mainzer Soziologen koordinieren europaweite Studie zur Verbreitung und Vielfalt berufsbedingter räumlicher Mobilität und deren Folgen. Presstext vom 30.05.2008  
<http://www.uni-mainz.de/presse/22455.php>

KAISER Florian G. (1993): Mobilität als Wohnproblem: Ortsbindung im Licht der emotionalen Regulation. Peter Lang AG, Europäischer Verlag der Wissenschaften. Bern

KATSCHNIG-FASCH Elisabeth (1998): Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte. Sonderband 24. Böhlau Verlag Ges.m.b.H. und Co.KG. Wien, Köln, Weimar

KNEER Georg, NASSEHI Armin, SCHROER Markus (Hg.) (1997): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen. Wilhelm Fink Verlag. München

KNORR-CETINA Karin (1998): Sozialität mit Objekten. Soziale Beziehungen in post-traditionalen Wissensgesellschaften. In: RAMMERT Werner (Hg.) (1998): Technik und Sozialtheorie. Theorie und Gesellschaft; Band 42. Campus Verlag. New York

KNORR-CETINA Karin (2007): Umriss einer Soziologie des Postsozialen. Erschienen in: MEYER Lars, PAHL Hanno (Hg.) (2007): Kognitiver Kapitalismus. Soziologische Beiträge zur Theorie der Wissensökonomie. Metropolis-Verlag. Marburg. 25-41  
[http://www.prognosen-ueber-bewegungen.de/files/98/file/knorr-cetina-soziologie\\_des\\_postsozialen.pdf](http://www.prognosen-ueber-bewegungen.de/files/98/file/knorr-cetina-soziologie_des_postsozialen.pdf)

KOWAL Sabine, O'CONNELL Daniel C. (2003): Zur Transkription von Gesprächen. In: FLICK Uwe, VON KARDORFF Ernst, STEINKE Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 2. Auflage. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH. Reinbek bei Hamburg. 437-447

KRECKEL Reinhard (Hg.) (1983): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Verlag Otto Schwartz & Co. Göttingen

KREFF Fernand, KNOLL Eva-Maria, GINGRICH Andre (Hg.) (2011): Lexikon der Globalisierung. Transcript Verlag. Bielefeld

KROSSE Susanne (2005): Wohnen ist mehr. Andere Wohnkonzepte für *neue* Lebensformen. Beiträge zur Planungs- und Architektursoziologie. Herausgegeben von Zibell Barbara. Band 3. Peter Lang – Europäischer Verlag der Wissenschaften. Frankfurt am Main

KUCKARTZ Udo (2007): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlag GmbH. Wiesbaden

KÜHN Thomas, WITZEL Andreas (2000): Der Gebrauch einer Textdatenbank im Auswertungsprozess problemzentrierter Interviews. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research. Band 1, Nr. 3.

<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1035>

KÜNG Emil (1972): Wohlstand und Wohlfahrt. Von der Konsumgesellschaft zur Kulturgemeinschaft. St. Galler wirtschaftswissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mit Unterstützung der Stiftung für wissenschaftliche Forschung. Band 28. J.C.B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen

LANDESGESETZBLATT FÜR WIEN (1930). Jahrgang 1930. Ausgegeben am 3. Februar 1930. 3. Stück. Inhalt: 11. Bauordnung für Wien

<http://www.magwien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/1930ua/pdf/lg1930003.pdf>

LANDESGESETZBLATT FÜR WIEN (1976). Jahrgang 1976. Ausgegeben am 14. August 1976. 17. Stück. 18. Gesetz: Bauordnung für Wien; Abänderung (Bauordnungsnovelle 1976)

<http://www.magwien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/1976/pdf/lg1976017.pdf>

LANDESGESETZBLATT FÜR WIEN (2008). Jahrgang 2008. Ausgegeben am 11. April 2008. 24. Stück. 24. Gesetz: Bauordnung für Wien, Wiener Kleingartengesetz 1996, Wiener Bauprodukte- und Akkreditierungsgesetz und Wiener Feuerpolizei-, Luftreinhalte- und Klimaanlagegesetz; Änderung (Techniknovelle 2007)

<http://www.magwien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/2008/pdf/lg2008024.pdf>

LAMNEK Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4., vollständig überarbeitete Auflage. Beltz Verlag. Weinheim, Basel

LATIMER Joanna, MUNRO Rolland (2009): Relational Extension, the Idea of Home, and Otherness. In: Space and Culture, August 2009 (12). 317-331

LÄPPLE Dieter (1991): Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse. In: WENTZ Martin (Hg.) (1991): Stadt-Räume. Campus-Verlag. Frankfurt am Main, New York

LÖW Martina (2001): Raumsoziologie. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main

MADERTHANER Rainer (1995): Soziale Faktoren urbaner Lebensqualität. In: KEUL Alexander (1995): Wohlbefinden in der Stadt. Psychologie Verlags Union. Weinheim. 172-197

MADERTHANER Rainer (2001): Lebensqualität und Zukunftsverträglichkeit. Österreichische Ingenieur- und Architektenzeitschrift (ÖIAZ). Vol. 146. Nr. 5-6. 186-189

MAERKI Daniel, SCHIKOWITZ Andrea (2008): Flexibilität im Wohnbereich – neue Herausforderungen, innovative Lösungsansätze. Endbericht. Studie für das Amt der Wiener Landesregierung, MA 50 Wohnbauforschung. Wien

MARCOUX Jean-Sébastien (2001): The ‘Casser Maison‘ Ritual. Constructing the Self by Emptying the Home. In: Journal of Material Culture 2001, 6 (2). 213-235

MARCUSE Herbert (1967): Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Soziologische Texte, Band 40. Herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg. Luchterhand GmbH. Neuwied und Berlin

MASLOW Abraham A. (1943): A Theory of Human Motivation. In: Psychological Review, Vol. 50 (4). 370-396

<http://www.altruists.org/f62>

MAYRING Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5., überarbeitete und neu ausgestattete Auflage. Beltz Verlag. Weinheim und Basel

MAYRING Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Beltz Verlag. Weinheim und Basel

MÄSTLE Constanze (2006): Verdichtete Wohnformen und ihre Akzeptanz bei den Bewohnern: Eine Gebäudeevaluation aus der Nutzerperspektive. Diplomarbeit 2004/2005, Architektur, Universität Stuttgart. Cuvillier Verlag. Göttingen

McKINLEY Jeffrey (2006): Think Inside the Box: An Analysis of Converting Commercial Property into Self Storage Facilities. Submitted to the Department of Urban Studies and Planning. On July 28, 2006 in Partial Fulfillment of the Requirements of the Degree of Master of Science in Real Estate Development. Institute of Technology. Massachusetts

MEYER Lars, PAHL Hanno (Hg.) (2007): Kognitiver Kapitalismus. Soziologische Beiträge zur Theorie der Wissensökonomie. Metropolis-Verlag. Marburg

MILLER Daniel (2010): Der Trost der Dinge. Fünfzehn Portraits aus dem London von heute. Suhrkamp Verlag. Berlin

MÜCKENBERGER Ulrich, TIMPF Siegfried (Hg.) (2007): Zukünfte der europäischen Stadt. Ergebnisse einer Enquete zur Entwicklung und Gestaltung urbaner Zeiten. Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden

MÜLLER Hans-Peter (1992): Sozialstruktur und Lebensstile. Zur Neuorientierung der Sozialstrukturforschung. In: HRADIL Stefan (Hg.) (1992): Zwischen Sein und Bewußtsein. Die Vermittlung „objektiver“ Lebensbedingungen und „subjektiver“ Lebensweisen. Schriftenreihe „Sozialstrukturanalyse“, Band 1. Leske + Budrich. Opladen. 57-66

MÜLLER Hans-Peter (1993): Sozialstruktur und Lebensstile. Der neue theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. 2. Auflage. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main

MÜLLNER Astrid (2009): Wohnstudie: Der neue Realismus. Die Presse – 31.07.2009  
[http://diepresse.com/home/leben/wohnen/499568/index.do?\\_vl\\_backlink=/home/leben/wohnen/index.do](http://diepresse.com/home/leben/wohnen/499568/index.do?_vl_backlink=/home/leben/wohnen/index.do)

NEUHUBER Anna (2005): Wie denken österreichische Frauen über obdachlose Frauen? Mit besonderem Schwerpunkt darauf, ob sich die Sichtweisen aufgrund von unterschiedlichem Bildungsniveau und unterschiedlicher regionaler Herkunft unterscheiden. Diplomarbeit. Wien

NOLL Heinz-Herbert (2000): Konzepte der Wohlfahrtsentwicklung: Lebensqualität und „neue“ Wohlfahrtskonzepte. Querschnittsgruppe Arbeit & Ökologie P00-505. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Online: <http://skylia.wz-berlin.de/pdf/2000/p00-505.pdf>

OTTE Gunnar (2005): Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft? Eine Auseinandersetzung mit aktuellen Bilanzierungsversuchen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Vol. 57, Nr. 1, 1-31

ÖSTERREICHISCHES STATISTISCHES ZENTRALAMT (Hg.) (1974): Familien. Ergebnisse der Volkszählung vom 12. Mai 1971. Beiträge zur Österreichischen Statistik. 309/16. Heft. Druck- und Kommissionsverlag Carl Ueberreuter. Wien

ÖSTERREICHISCHES STATISTISCHES ZENTRALAMT (Hg.) (1974): Hauptergebnisse für Wien. Ergebnisse der Volkszählung vom 12. Mai 1971. Beiträge zur Österreichischen Statistik. 209/8. Heft. Druck- und Kommissionsverlag Carl Ueberreuter. Wien

ÖSTERREICHISCHES STATISTISCHES ZENTRALAMT (Hg.) (1984): Hauptergebnisse I, Wien. Ergebnisse der Volkszählung 1981. Beiträge zur Österreichischen Statistik. 630/10. Heft. Carl Ueberreuter Druck und Verlag M. Salzer AG. Wien

ÖSTERREICHISCHES STATISTISCHES ZENTRALAMT (Hg.) (1993): Hauptergebnisse I, Wien. Ergebnisse der Volkszählung 1991. Beiträge zur Österreichischen Statistik. 1.030/9. Heft. Carl Ueberreuter Druck und Verlag M. Salzer AG. Wien

ÖSTERREICHISCHES STATISTISCHES ZENTRALAMT (Hg.) (1996): Haushalte und Familien. Ergebnisse der Volkszählung 1991. Beiträge zur Österreichischen Statistik. 1.030. Carl Ueberreuter Druck und Verlag M. Salzer AG. Wien

PILLOUD Janine (2004): Wohnzeiten. Wohnbedürfnisse im gesellschaftlichen Wandel. Verlag Rüegger. Zürich/Chur

POPCORN Faith (1991): Der Popcorn Report. Trends für die Zukunft. Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG. München

RAMMERT Werner (Hg.) (1998): Technik und Sozialtheorie. Theorie und Gesellschaft; Band 42. Campus Verlag. New York

REITER Andreas (1990): Sage mir, wie du wohnst, und ich sage dir, wer du bist. Ein brauchbarer erster Eindruck? Diplomarbeit. Wien

RITZER George (2005): Die Globalisierung des Nichts. UVK Verlagsgesellschaft mbH. Konstanz

RODE Philipp, GIFFINGER Rudolf, REINPRECHT Christoph (2010): Soziale Veränderungsprozesse im Stadtraum. Wiener Sozialraumanalyse mit Vertiefung in acht ausgewählten Stadtvierteln. MA 18 Stadtentwicklung und Stadtplanung, Werkstattbericht 104. Wien

ROSENKRANZ Doris, SCHNEIDER Norbert F. (Hg.) (2000): Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven. Leske + Budrich. Opladen

RUGHÖFT Sigrid (1992): Wohnökologie – Grundwissen. Unter Mitarbeit von Elfriede Ahlert. Eugen Ulmer GmbH & Co. Uni-Taschenbücher für Wissenschaft, Band 1679. Stuttgart

RUHNE Renate (2003) Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. Forschung Soziologie, Band 193. Leske + Budrich Verlag. Opladen

- RUPPENTHAL Silvia, LÜCK Detlev (2009): Jeder fünfte Erwerbstätige ist aus beruflichen Gründen mobil. Berufsbedingte räumliche Mobilität im Vergleich. In: Informationssystem Soziale Indikatoren (ISI). Sozialberichterstattung gesellschaftliche Trends, aktuelle Informationen. No. 42, 1-5  
[www.etracker.de/lnkcnt.php?et=qPKGYYV&url=http://www.gesis.org/fileadmin/upload/forschung/publikationen/zeitschriften/isi/isi-42.pdf&lnkname=fileadmin/upload/forschung/publikationen/zeitschriften/isi/isi-42.pdf](http://www.etracker.de/lnkcnt.php?et=qPKGYYV&url=http://www.gesis.org/fileadmin/upload/forschung/publikationen/zeitschriften/isi/isi-42.pdf&lnkname=fileadmin/upload/forschung/publikationen/zeitschriften/isi/isi-42.pdf)
- SCHACHERL Marianne (1996): Objektive Bedingungen, subjektive Zufriedenheit und Bedürfnisse beim Wohnen. Diplomarbeit. Wien
- SCHNEIDER Nicole, SPELLERBERG Annette (1999): Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität. Leske + Budrich Verlag. Opladen
- SCHNEIDER Norbert F. (2000): Konsum und Gesellschaft. In: ROSENKRANZ Doris, SCHNEIDER Norbert F. (Hg.) (2000): Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven. Leske + Budrich. Opladen. 9-22
- SCHNELL Rainer, HILL Paul B., ESSER Elke (2005): Methoden der empirischen Sozialforschung. 7., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH. München/Wien
- SCHOLL Gerd, HAGE Maria (2004): Lebensstile, Lebensführung und Nachhaltigkeit. Schriftenreihe des IÖW (Institut für ökologische Wirtschaftsforschung) 176/04. Berlin  
[www.ioew.de/uploads/tx\\_ukioewdb/IOEW\\_SR\\_176\\_Lebensstile\\_Lebensfuehrung\\_und\\_Nachhaltigkeit.pdf](http://www.ioew.de/uploads/tx_ukioewdb/IOEW_SR_176_Lebensstile_Lebensfuehrung_und_Nachhaltigkeit.pdf)
- SCHULZE (1992): Die Erlebnis-Gesellschaft: Kulturosoziologie der Gegenwart. Campus Verlag. Frankfurt am Main / New York
- SCHWENK Otto G. (Hg.) (1996): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Reihe „Sozialstrukturanalyse“. Herausgegeben von Stefan Hradil. Band 7. Leske + Budrich. Opladen
- SELLE Gert (1997): Siebensachen. Ein Buch über die Dinge. Campus Verlag. Frankfurt/New York
- SORA, Institute for Social Research and Analysis (2009): Wohnungsnachfrage in Wien. Projektbericht, im Auftrag der MA 50 Wohnbauforschung. Wien  
[www.wohnbauforschung.at/Downloads/Wohnungsnachfrage\\_in\\_Wien\\_2009\\_LF.pdf](http://www.wohnbauforschung.at/Downloads/Wohnungsnachfrage_in_Wien_2009_LF.pdf)

SPELLERBERG Anette (1996): Lebensstile in Deutschland – Verteilung und Beitrag zur Erklärung unterschiedlichen Wohlbefindens. In: SCHWENK Otto G. (Hg.) (1996): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Reihe „Sozialstrukturanalyse“. Herausgegeben von Stefan Hradil. Band 7. Leske + Budrich, Opladen

SPOHN Thomas (1993): Das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit im westfälischen Haus vom 16. bis ins 19. Jahrhundert: Der Bereich des Detailhandelns. In: DROSTE Magdalena, HOFFMANN Adolf (Hg.) (2003): Wohnformen und Lebenswelten im interkulturellen Vergleich. Peter Lang GmbH, Europäischer Verlag der Wissenschaften. Frankfurt am Main. 223-241

STATISTIK AUSTRIA (Hg.) (2004): Gebäude- und Wohnungszählung 2001. Hauptergebnisse Wien. Wien

STUMMERER Sonja, HABELSREITER Martin (2006): Viel Ausblick ohne Einblick. Zentral gelegene Dachausbauten gehören in Wien zu den bevorzugten Wohnformen. Artikel aus dem EXTRA Lexikon. Wiener Zeitung, Printausgabe vom Samstag, 25. Februar 2006  
<http://www.wienerzeitung.at/Desktopdefault.aspx?tabID=3946&alias=wzo&lexikon=Architektur&letter=A&cob=220935>

TERLINDEN Ulla (2002): Das Private – Überlegungen zum privaten Wohnen. In: DÖLLMANN Peter, TEMEL Robert (Hg.) (2002): Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt zwischen privat und öffentlich. Im Auftrag der Österreichischen Gesellschaft für Architektur. Campus Verlag GmbH. Frankfurt / Main. 109-119

TOPP Hartmut H. (2007): Szenarien zur Entwicklung von Mobilität und Verkehr. In: MÜCKENBERGER Ulrich, TIMPF Siegfried (Hg.) (2007): Zukünfte der europäischen Stadt. Ergebnisse einer Enquete zur Entwicklung und Gestaltung urbaner Zeiten. Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. 251-280

UNITED NATIONS, Department of Economic and Social Affairs, Population Division. World Urbanization Prospects: The 2009 Revision. File 2: Percentage of Population Residing in Urban Areas by Major Area, Region and Country 1950-2050  
[esa.un.org/unpd/wup/CD-ROM\\_2009/WUP2009-F02-Proportion\\_Urban.xls](http://esa.un.org/unpd/wup/CD-ROM_2009/WUP2009-F02-Proportion_Urban.xls)

URRY John (2007): Mobilities. Polity Press. Cambridge

WAGENHOFER Karina (2003): Zur Geschichte und Gegenwart moderner Wohnkultur am Beispiel Wien. Entwicklungen von Wohn- und Lebensstilen seit 1945. Diplomarbeit. Wien

WALDEN Rotraut (1993): Lebendiges Wohnen: Entwicklung psychologischer Leitlinien zur Wohnqualität. Aneignungshandlungen in Wohnumwelten aus der Sicht von Architekten, Bewohnerinnen und Bewohnern. Europäische Hochschulschriften. Reihe VI, Psychologie. Bd./Vol. 424. Verlag Peter Lang. Frankfurt am Main

WEBER Max (1991): Die "Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. in derselbe: Schriften zur Wissenschaftslehre. Reclam. Stuttgart 21-101

WENTZ Martin (Hg.) (1991): Stadt-Räume. Campus-Verlag. Frankfurt am Main, New York

WETSCH Elisabeth (1992): Bewusst Wohnen. Eine vergnügliche Reise durch ein ganz und gar „gewohntes“ Leben. Wiener Verlag. Humberg bei Wien

WIENER WOHNBAU FORSCHUNG: Die Wohnungsnachfrage in Wien 2009

[http://www.wohnbauforschung.at/de/Projekt\\_Wohnungsnachfrage\\_Wien.htm](http://www.wohnbauforschung.at/de/Projekt_Wohnungsnachfrage_Wien.htm)

WITZEL Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. Forum: Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research. On-line Journal, Volume 1, No.1

<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519>

WÜSTENROT STIFTUNG (Hg.) (1999): Neue Wohnformen. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart, Berlin, Köln

## **Internetquellen**

<http://de.wiktionary.org/wiki/Auslagerung>

[http://peterthink.blogs.com/thinking/\\_pics\\_current\\_1.jpg](http://peterthink.blogs.com/thinking/_pics_current_1.jpg)

<http://presse.myplace.eu/>

<http://www.arbeiterkammer.at/online/preisschock-bei-privaten-mieten-65518.html>

<http://www.fedessa.org>

<http://www.femmessies.de/verein/presseberichte/Medienkritik.htm>

<http://www.habiter-autrement.org/08.minimaliste/contributions-08/minimalhaus.pdf>

<http://www.myplace.at>

<http://www.raum-01.de/blog/2005/11/der-weinende-wohnwrfel.html>

<http://www.statistik.at>

<http://www.weltbevoelkerung.de>

<https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/grundlagen/stadtforschung/siedlungsentwicklung/siedlungsflaechenbilanz.html>

Alle Internetquellen waren zum Zeitpunkt der Abgabe der Diplomarbeit abrufbar.

## **Angaben zur Durchführung der qualitativen Methoden**

### **I) Leitfadengespräche**

Martin Gerhardus (2010). Ort des Interviews: Büro von 'My Place' am Hietzinger Kai. Position des Interviewten: Geschäftsführender Gesellschafter von 'My Place – Selfstorage'. Interview am 28.01.2010

Sozialarbeiterin im Bereich der Wohnungslosenhilfe (2010). [möchte namentlich nicht genannt werden]  
Ort des Interviews: in ihrem Büro. Interview am 26.01.2010

### **II) Beobachtungen und Leitfadeninterviews mit Angestellten von 'My Place'**

14.01.2010: Beobachtungen und Interview mit zwei Angestellten am Standort von 'My Place' in der Wattgasse, im 16. Wiener Gemeindebezirk

15.01.2010: Beobachtungen und Interviews mit zwei Angestellten am Standort von 'My Place' am Gaudenzdorfer Gürtel, im 12. Wiener Gemeindebezirk

18.01.2010: Beobachtungen und Interview mit einem Angestellten am Standort von 'My Place' in Hirschstetten, im 22. Wiener Gemeindebezirk

### **III) Durchführung der sechzehn problemzentrierten Interviews**

... mit aktuellen und ehemaligen Kunden von 'My Place' von Mitte April 2010 bis Ende Mai 2010

## Leitfaden problemzentriertes Interview

### Kurzfragebogen

- Was ist Ihre höchste abgeschlossene Schulbildung?
- Welchen Beruf üben sie derzeit aus?
- Familienstand?
- Wohnform? (alleinlebend, Wohngemeinschaft, lebe mit (Ehe-) Partner/in zusammen, ...)
- Sind Sie zum jetzigen Zeitpunkt Mieter eines Lagerraums von Selfstorage? Wie lange mieten Sie bereits einen Lagerraum?

### Leitfaden:

#### A) Anmietungsgründe

**Einleitende Frage: Wie war das damals, als Sie den Lagerraum angemietet haben? Würden Sie die Situation ein wenig schildern?** Wenn zu wenig erzählt wird, nachfragen in folgende Richtungen:

- Gesamte Lebenssituation? Damalige Wohnsituation? Auslöser?
- Wann und warum ist Ihnen das erste Mal die Idee gekommen, einen Lagerraum anzumieten?
- Alternativen? (Umzug, Sachen bei Freunden oder Bekannten unterbringen)
- Auswahl- und Suchprozess → Wie sind Sie darauf gekommen, einen Lagerraum anzumieten? Empfehlung? Wessen Idee / Vorschlag war das? Gleich einverstanden?
- Warum für eine Anmietung entschieden? Entscheidungsprozess – schwierige Entscheidung, was sprach dafür, was dagegen?
- Welche Gegenstände wollten Sie einlagern?
- Wie lange wollten Sie ursprünglich Ihre Dinge einlagern?
- Wofür nutzen Sie den Lagerraum? (Nutzung alleine oder mit anderen Personen?)
- Was haben Sie davor mit den Gegenständen gemacht?
- Was haben Sie sich durch eine Anmietung erhofft bzw. erwartet?
- Wie hat sich Ihre damalige Lebenssituation durch die Anmietung verändert?
- Hat sich seit der Anmietung etwas verändert? (andere Gegenstände gelagert als ursprünglich geplant); Hat sich hinsichtlich der Größe des Lagerraumes etwas verändert? (einen größeren oder mehrere Lagerräume – Bedarf geändert? Warum?)
- Wohnsituation seit der Anmietung verändert?
- Würden Sie Ihre aktuelle Wohnsituation beschreiben? (Aktuelle Wohnsituation: Eigentum, Miete, Anzahl der Personen im Haushalt, ...)
- Beim Grund Platzschaffung in der Wohnung: wie nutzen Sie den durch die Einlagerung von Gegenständen geschaffene Platz in der Wohnung?
- Unter welchen Umständen würden sie den Lagerraum kündigen?

## **B) Wohnmobilität / Umzugspläne**

1. a) *wenn zu wenig Platz in der Wohnung der Grund / Bedarf nach Stauraum in der Wohnung nicht gedeckt*: Wieso haben Sie sich für die Anmietung eines Lagerraumes entschieden und sind nicht in eine Wohnung, die mehr Stauraum zur Verfügung hat, umgezogen?

- Zufriedenheit mit der Wohnung und der Wohnumgebung
- Nachbarn
- Wohnumfeld
- Soziale Kontakte
- Organisatorische und finanzielle Herausforderungen

1. b) *wenn Anmietung aufgrund eines Umzuges und der Grund keine Scheidung oder Delogierung war – wenn man sich also bewusst für einen Umzug entschieden hat*: was war der Grund für Ihren Umzug?

2. Wenn Sie an die Situation eines Umzuges denken – wie ist das für Sie? Würden Sie mir das ein wenig schildern?

- Was fällt Ihnen dabei leicht und was fällt Ihnen schwer?
- Aus welchen Gründen würden Sie umziehen?
- Wie schaut es mit aktuellen Umzugsplänen aus?
- Haben Sie einen Lagerraum schon mal für einen Umzug angemietet? Würden Sie das (nochmal) tun? Welche Rolle spielt ein Lagerraum bei einem Umzug?

## **C) Bedeutung der Wohnung / Wohnkultur**

1. Würden Sie sagen, dass Ihre Anforderungen an eine Wohnung in Ihrer jetzigen Wohnung erfüllt sind? Wie würden Sie ihre Wohnung bzw. ihre Wohnverhältnisse ändern?

2. Erzählen Sie bitte, was Ihnen an einer/Ihrer eigenen Wohnung wichtig ist? (was sollte sie alles haben, welche Funktionen sollte sie erfüllen?) (Stichworte zu 2.):

- Rückzugs-, Erholungsort (Gegenpol zur Arbeit)
- Intimität und Regeneration
- Kommunikationsort
- Freunde einladen können
- Selbstverwirklichung
- Repräsentation

3. Welche Bedeutung hat Ihre Wohnung im Vergleich zu anderen Lebensbereichen wie der Arbeit? Welche Bedeutung im Vergleich zur Freizeit?

4. Was ist besonders wichtig, damit man sich in der eigenen Wohnung wohl fühlt und was ist unwichtig?

5. Was stärkt das Gefühl zu Hause zu sein und was schwächt dieses Gefühl?

6. Welche Rolle spielen Einrichtungsgegenstände und Objekte, damit Sie sich in einer Wohnung wohl fühlen? Was sind das für Gegenstände?

7. Was tragen Sie aktiv dazu bei, damit Sie sich wohler in Ihrer Wohnung fühlen?

- Investieren sie viel Zeit / Geld?
  - Sprechen Sie mit anderen Personen über die Einrichtung?
8. Wie würden Sie die Einrichtung in Ihrer Wohnung beschreiben?
  9. Worauf legen Sie bei der Einrichtung Ihrer Wohnung am Meisten Wert? (gemütlich, familiär, stylish / der neuesten Mode entsprechend, modern, traditionell, persönlich ...)
  10. Würden Sie sagen, dass das Sich-zu-Hause-fühlen von Ihrer jetzigen Wohnung abhängt oder würden Sie sich das auch in einer anderen Wohnung?
  11. Was wäre wenn andere Personen Ihre Wohnung nutzen würden? (Fremde – Wohnungstauschbörse)

### **C) Dingwelt / Bedeutung der Gegenstände**

1. Wenn Sie an die Dinge denken, die Sie im Lagerraum von My Place eingelagert haben, wie würden Sie sie beschreiben?
  - Welche Bedeutung haben die Gegenstände für sie (funktionalen, emotionalen oder finanziellen Wert)?
  - Sind dort Dinge, die sie wieder zurück in die Wohnung nehmen wollen?
  - Dinge, die sie wiederverwenden, sobald sie mehr Platz zur Verfügung haben?
2. Welche Objekte haben Sie eingelagert und welche nicht? Wie haben Sie sich dafür entschieden, welche Sie einlagern und welche nicht? Warum haben Sie sich dafür entschieden, diese Gegenstände in das Lagerabteil zu geben und nicht bei Ihnen zu Hause zu lassen?
  - 3.1. *Bei Kellerkunden bzw. Kunden, die Platz schaffen wollen:* Es gäbe noch andere Alternativen um Platz in ihrer Wohnung zu schaffen, beispielsweise den Umfang der Gegenstände zu reduzieren, indem man sie verkauft, verschenkt oder anderweitig weggibt. Wieso haben Sie sich stattdessen dafür entschieden, die Gegenstände einzulagern?
  - 3.2. *Bei Scheidung, Delogierung, Umzug:* Warum haben Sie sich nicht dafür entschieden, die Dinge zu verkaufen und sich neue zu kaufen, sobald Sie wieder Platz für diese Dinge haben (*bei Umzug in eine andere Stadt oder ein anderes Land: sobald Sie wieder hierher ziehen?*)
4. Wie wäre das für Sie, wenn die Gegenstände in Ihrem Lagerraum verloren gehen würden?
5. Gibt es unter den Dingen, die sie eingelagert haben, etwas, das Ihnen besonders viel Wert ist? Was verbinden Sie damit? (Erinnerungen, Symbol für etwas, Gebrauchsgegenstand, Teil der Identität, ...)

### **Evaluation**

1. Welche Bedeutung hatte der Lagerraum für Sie bei der Anmietung? Hat sich diese Bedeutung verändert? Welche Bedeutung hat er jetzt?
2. Was sind die Vorteile und Nachteile eines Lagerraumes?
3. Empfehlen Sie die Anmietung eines Lagerraumes an Bekannte und Freunde weiter? In welchen Situationen befinden sich die Menschen, denen Sie die Anmietung eines Lagerraumes empfehlen?
4. Wie lange haben Sie noch vor den Lagerraum zu mieten? Wollen sie noch mehr Quadratmeter dazu mieten?
5. Haben Sie den Lagerraum länger gemietet, als Sie es ursprünglich wollten? Wenn ja: Warum?
6. Womit sind Sie im Hinblick auf die Dienstleistung zufrieden und womit nicht?
7. Wie zufrieden sind sie mit der Organisation etc.? Was würden Sie anders machen?
8. Welche Wünsche hätten Sie an das Unternehmen My Place?

### **Schluss: Ansprechen unklarer Sachverhalte**

**Danke für das Gespräch!**

## KURZBESCHREIBUNG (DEUTSCH)

---

Diese Diplomarbeit untersucht anhand der Dienstleistung Selfstorage, deren Angebot und Nachfrage in den letzten Jahren in Wien stark gestiegen ist, Platzmangel und -bedarf im Kontext urbanen Wohnens. Eines der Selfstorage-Dienstleistungsunternehmen in Wien, 'My Place', bekundete sein Interesse an einer soziologischen Analyse der ursächlichen Einflussfaktoren und Hintergründe dieser Nachfrage. Daher wurden in der vorliegenden Studie der Bedarf nach zusätzlichem Stau- und Lagerraum außerhalb des eigenen Wohnverbandes sowie die gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen, die diesem Bedarf zugrunde liegen, erforscht.

Um einen möglichst breiten Einblick in die Thematik Selfstorage zu erlangen, wurden mehrere qualitative Methoden miteinander kombiniert: Es wurden teilnehmende Beobachtungen an drei Standorten des Unternehmens 'My Place', Leitfadengespräche mit fünf Angestellten, dem geschäftsführenden Teilhaber dieses Unternehmens, einer Sozialarbeiterin im Bereich der Wohnungslosenhilfe, als auch problemzentrierte Interviews mit sechzehn aktuellen oder ehemaligen Kunden von 'My Place' durchgeführt.

### **Wesentliche Ergebnisse**

Die Dienstleistung Selfstorage ist ein urbanes Phänomen und hängt mit Problematiken städtischer Dichte, wie im Falle Wiens Verdichtungen der Wohnnutzungsintensität in innerstädtischen Gebieten sowie die geringe Berücksichtigung des Bedürfnisses nach ausreichend Stau- und Lagerraum beim Bau von Wohnungen, zusammen. Das Aufkommen und die steigende Nachfrage nach dieser Dienstleistung reflektieren darüber hinaus den gesellschaftlichen Trend der Pluralisierung der Lebensstile. Durch die Vielfalt von Familien- und Haushaltsformen, die steigende Mobilität sowie die Kulturalisierung und Stilisierung der Lebensführung kann es zu veränderten und variablen Platzbedürfnissen und -ansprüchen in Bezug auf persönlich nutzbaren Wohn- und/oder Lagerraum, kommen. Am Wohnungsmarkt werden diese Entwicklungen jedoch zu wenig berücksichtigt, was sich verstärkt auf die Nachfrage nach der Dienstleistung Selfstorage niederschlägt.

Die problemzentrierten Interviews haben gezeigt, dass die Beweggründe, einen zusätzlichen Lagerraum anzumieten, überaus vielschichtig sind. Die Analyse erfolgte daher im Kontext der dynamischen Wechselwirkungen der drei Faktoren Individuen – Räume – Objekte, was sich als geeigneter Analyserahmen erwiesen hat. Anhand dieser Vorgehensweise konnte aufgezeigt werden, dass die Wohnsituation, die Ausgestaltung und Einrichtung sowie die Bedeutung der eigenen Wohnung, subjektive Einstellungen zu Wohnmobilität, der Umgang und die Relevanz persönlicher Güter sowie die Gestaltung der Freizeit und damit verknüpfte Hobbysaktivitäten einen wesentlichen Einfluss auf den persönlichen Platzbedarf haben.

## ABSTRACT (ENGLISH)

---

On basis of self storage facilities this thesis investigates the lack of and need for space in context of urban living. In Vienna the supply and demand for this self storage services increased significantly over the last few years. The self storage company 'My Place' in Vienna expressed their interest in a sociological analysis of this new demand, investigating the determining factors and background. Therefore this study examines the need for additional storage space apart from housing arrangements as well as the overall social developments connected to this demand.

To gain deeper understanding this study combines several methods of qualitative research: Participant observations at three locations of the company 'My Place', guideline-interviews with five employees, the companies' managing stockholder, a social worker who is working with homeless people as well as sixteen problem-focused interviews with current or former clients of 'My Place' were carried out.

### **Main results**

Self storage facilities are an urban phenomenon due to problems arising from the density of cities. In the case of Vienna these problems are related to the agglomeration of residential structures in the inner-city areas as well as the inadequate consideration of sufficient storage-space in the construction of dwellings. Moreover, the appearance and the increasing demand for this service reflect the societal developments in terms of the pluralisation of lifestyles. Due to the variety of family and household structures, increasing mobility and the culturalisation and stylization of lifestyles, the need and requirement for space in matters of personally usable room for living and/or storing things are changing and also varying. The housing market however pays hardly any attention to these developments, which increases the demand for self storage.

The problem-focused interviews have shown that the reasons for renting additional storage-space are very complex. Thus the analysis was carried out in context with the dynamic interactions between three factors, actors, spaces and objects, which has proven to be a suitable conceptual framework for this study. By proceeding in this way this study demonstrates that the housing situation, the arrangement, furnishing and as well as the meaning of one's own apartment, subjective attitudes towards residential mobility, the handling and relevancy of personal goods and the organization of leisure time as well as the associated hobbies have an essential effect on the personal space requirements.

# LEBENS LAUF

---

Name Carmen Sophia Keckeis  
Geboren 18. Dezember 1983, Hohenems  
Staatsbürgerschaft Österreich

## Ausbildung

Seit WS 2002/03 Universität Wien  
Diplomstudium Soziologie  
(rechts-, sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Studienrichtung)

Seit WS 2003/04 Universität Wien  
Individuelles Diplomstudium Internationale Entwicklung

1998 – 2002 BORG Feldkirch Schillerstraße  
2002 Matura mit gutem Erfolg

## Berufliche Erfahrung

WS 2007 – SS 2011 Universität Wien  
Studienassistentin im Rahmen des Forschungslabors Stadtforschung  
bei Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Christoph Reinprecht

2008 - 2009 Universität Wien  
Wissenschaftliche Mitarbeit  
bei Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Christoph Reinprecht  
Forschungsprojekt: Soziale Dynamik im Stadtraum  
Auftraggeber: Stadt Wien (MA 18)